Zukunft der universitären Lehre

Hanns Martin Schleyer-Stiftung
Heinz Nixdorf Stiftung
Universität zu Köln

Herausgegeben von
Axel Freimuth und Barbara Frenz

Hanns Martin Schleyer-Stiftung
Heinz Nixdorf Stiftung
Universität zu Köln

Veröffentlichungen der
Hanns Martin Schleyer-Stiftung
Band 96

Hanns Martin Schleyer-Stiftung
Heinz Nixdorf Stiftung
Universität zu Köln

XIV. Hochschulsymposium
18. – 19. September 2019 im
Wallraf-Richartz-Museum in Köln

Zukunft der universitären Lehre

Herausgegeben von Axel Freimuth und Barbara Frenz

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme. Ein Titeldatensatz für die Publikation ist bei der Deutschen Bibliothek erhältlich.

ISBN: 978-3-947526-03-1

© 2020 Hanns Martin Schleyer-Stiftung

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberschutzgesetzes ist ohne Zustimmung der Hanns Martin Schleyer-Stiftung unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Satz: Mazany – Werbekonzeption und Realisation, Düsseldorf
Printed in Germany

Zukunft der universitären Lehre

Inhalt

Begrüßung

Dr.-Ing. **Horst Nasko** und 15
Prof. Dr. Dr. h. c. **Axel Freimuth** 21

Eröffnungsvortrag

Parlamentarischer Staatssekretär **Thomas Rachel**, MdB
„Die Digitalisierung der Bildung ist kein Selbstzweck“ 27

Bildungswege der Zukunft

Podiumsdiskussion

Prof. Dr. **Peter-André Alt**
Prof. Dr. **Roger Erb**
Prof. Dr. Dr. h. c. **Axel Freimuth**
Prof. Dr. Dr. h. c. mult. **Martin Paul**
Ulrich Schüller

Moderation
Dr. h. c. **Heike Schmoll** 41

Begrüßung zum zweiten Tag des Symposiums

Barbara Frenz 67

Einführung

Prof. Dr. Dr. h. c. **Axel Freimuth** 73

Zwischen Diversity-Orientierung und Bestenauslese: Erwartungshorizont an die universitäre Lehre

Podiums- und Plenumsdiskussion

Prof. Dr. **Andrea Dorothea Bührmann**
Prof. Dr. **Jürgen Handke**
Jun.-Prof. Dr. **Sandra Hofhues**
Prof. Dr. **Beatrix Busse**

Moderation
Dr. h. c. **Heike Schmoll** 81

Universität als Königsweg? Triebfedern der Akademisierung und ihre Schattenseiten
Podiums- und Plenumsdiskussion
Prof. Dr. **Christian von Coelln**
Prof. Dr. **Heike Krieger**
Staatsminister Prof. Dr. **Ralph Alexander Lorz**, MdL
Wilfried Porth
Moderation
Joachim Frank 115

Wissenschaftslandschaft im Wandel: Diversifizierung und Individualisierung der universitären Lehre
Podiums- und Plenumsdiskussion
Prof. Dr. **Stefan Herzig**
Prof. Dr. **Ada Pellert**
Prof. Dr. **Martina Schraudner**
Ministerialdirigent **Ralf Thönnissen**
Moderation
Dr. **Ursula Weidenfeld** 151

Schlusswort
Prof. Dr. Dr. h. c. **Axel Freimuth** 181

Anhang

Verzeichnis aller Mitwirkenden 189

Redaktionelle Nachbemerkung 193

Veröffentlichungen der Hanns Martin Schleyer-Stiftung 195

Leitung des Symposiums

Prof. Dr. Dr. h. c. **Axel Freimuth**,
Rektor, Universität zu Köln

Barbara Frenz,
Geschäftsführerin, Hanns Martin Schleyer-Stiftung, Berlin

Hinweis

Als Auftakt der Paneldiskussionen wurden Studierende sowie Vertreterinnen und Vertreter aus dem Bereich Lehre zu thematischen Schwerpunkten der jeweiligen Podien befragt. Die entsprechenden Videos finden Sie auf der Website der Hanns Martin Schleyer-Stiftung unter www.schleyer-stiftung.de/18-19-september-2019/.

Prof. Dr. Dr. Frauke Rostalski
Lehrstuhl für Strafrecht, Strafprozessrecht, Rechtsphilosophie und Rechtsvergleichung

WEIDENFELD
THÖNNISSEN
PELLERT
SCHRAUDNER
HERZIG

Eröffnung des Symposiums

Heinz Nixdorf Stiftung
ersitären Lehre

Horst Nasko

Begrüßung

Meine sehr verehrten Magnifizenzen,
Eminenzen,
Mitglieder des Deutschen Bundestages,
meine sehr verehrten Damen,
meine Herren,

herzlich willkommen. Wir freuen uns sehr, dass Sie so zahlreich zu uns gekommen sind.

Wir erleben heute das XIV. Hochschulsymposium. Seit dem Auftakt 2001 ist diese Initiative ein bedeutendes Zukunftsforum für die Hochschulentwicklung. Wir haben dabei unter anderem Fragen nach der Gestaltung von Spitzenuniversitäten und die Probleme der Hochschulfinanzierung diskutiert, nach den Rahmenbedingungen für eine autonome Universität gefragt oder gemeinsam die künftigen nationalen wie internationalen Herausforderungen ventiliert.

Unser diesjähriges Symposium stellt nun die Lehre in den Mittelpunkt, die in meinen Augen insbesondere durch die Exzellenzinitiativen etwas aus dem Fokus geraten ist. Gerade die Lehre ist aber zurzeit einem besonderen Wandel unterlegen, und zwar ist sie sehr stark geprägt durch die Digitalisierung.

Wie Sie wissen, veranstalten wir diese Symposien jeweils gemeinsam mit einer renommierten Partneruniversität. Es freut uns daher ganz besonders, dass wir unser Symposium gemeinsam mit der Universität zu Köln durchführen können, zumal diese Universität in diesem Jahr die Hundertjahrfeier ihrer Wiedereröffnung begeht. An dieser Stelle begrüße ich ganz besonders herzlich den Rektor, Herrn Professor Axel Freimuth, der die wissenschaftliche Leitung dieses Symposiums übernommen hat. Hierfür meinen herzlichen Dank. Danken möchten wir an dieser Stelle auch für die Gast-

freundschaft des Wallraf-Richartz-Museums. Der Stiftersaal ist ein Prunkstück und ein herausragender Veranstaltungsort inmitten der schönen Stadt Köln. Sehr herzlich begrüße ich auch die Mitwirkenden des heutigen Abends und des morgigen Tages. Ein Blick in das Programmheft und auch das Plenum zeigt, dass es uns erneut gelungen ist, viele führende Persönlichkeiten aus Wissenschaft, Politik und Wirtschaft für uns zu gewinnen. Ihnen allen gebührt schon jetzt unser herzlicher Dank für Ihr Engagement. Ganz besonders möchte ich an der Stelle dem Parlamentarischen Staatssekretär Thomas Rachel danken, der sich kurzfristig bereit erklärt hat, seinen Kollegen vom Bundesministerium für Bildung und Forschung zu vertreten.

Die gemeinsamen Hochschulsymposien der Heinz Nixdorf Stiftung und der Hanns Martin Schleyer-Stiftung zielen jeweils thematisch auf aktuelle Brennpunkte und Entwicklungsperspektiven an den Hochschulen, die auch von gesellschaftlicher Relevanz sind. Wir alle wissen, dass der Schlüssel für die weiteren wirtschaftlichen Erfolge in Deutschland darin liegt, dass Deutschland in den Bereichen Bildung, Forschung und Lehre den Anschluss an internationale Entwicklungen nicht verliert. Es gilt nun zu prüfen, welche Eigenheiten des deutschen Bildungs- und Ausbildungssystems erhaltenswert und welche ausbaufähig oder ausbauwürdig sind und wo wir vielleicht neue Wege beschreiten sollten. Denn es stellt sich schon die Frage, ob wir mit den bestehenden Konzepten tatsächlich für die Zukunft gewappnet sind, ob sie den sich ändernden Rahmenbedingungen standhalten oder nicht doch angepasst werden sollen. Weil, meine Damen und Herren, eine effiziente und vielfältige Bildung und Ausbildung an unseren Hochschulen meiner Ansicht nach die entscheidenden Voraussetzungen für innovative Entwicklungen mit gesamtgesellschaftlicher Wirkung ist. Hierfür setzt sich auch die Initiative der Heinz Nixdorf Stiftung gemeinsam mit dem Stifterverband unter dem Titel „Innovationsfaktor Hochschule“ ein, die unter anderem auch die Gründungskultur an Universitäten in den Blick nimmt. Es zeigt sich, dass die Hochschulen heute auf einem guten Weg sind und die Gründungsförderung ausbauen können und konnten. Der Gründungsradar, den Sie wahrscheinlich erhalten haben, ist deutlich größer geworden.

Im Kontext unserer Veranstaltungsreihe „Hochschulsymposien“ haben wir uns mehrfach mit der Frage beschäftigt, an welchen Stellschrauben gedreht werden kann oder muss, um den Forschungsstandort Deutschland weiter voranzubringen. So hatten wir 2017 die Personalpolitik der Universitäten in den Blick genommen: Welche Karrierewege gibt es für Nachwuchswissenschaftler? Wie können die vielversprechenden Talente nicht nur exzellent ausgebildet, sondern auch an unseren Hochschulen gehalten werden?

Heute und morgen geht es uns nun darum, herauszufinden, wie akademische Lehre zu gestalten ist und wie das Verhältnis von Forschung und Lehre in eine neue Balance gebracht werden kann. Im Mittelpunkt stehen dabei Fragen wie: Worin besteht heute die Kernaufgabe der Hochschulen? Oder: Werden sie dieser Aufgabe angesichts der aktuellen Herausforderungen und der steigenden Studierendenzahlen gerecht? Wie kann an den Hochschulen der Spagat zwischen Exzellenz und Diversity-Orientierung gelingen? Und mein Lieblingsthema: Was kann, was muss die Hochschule tun, um die Digitalkompetenz in Deutschland voranzubringen?

Die Digitalkompetenz in Deutschland ist, was die Industrie und die Wirtschaft betrifft, an vielen Stellen durchaus vorhanden. Wenn wir SAP nehmen, Werke von Siemens oder der Automobilindustrie – da ist praktisch Industrie 4.0 schon gang und gäbe. Aber in der Breite ist Deutschland, was die Digitalkompetenz betrifft, ein Entwicklungsland. In einzelnen Ländern der Welt wird heute Digitalkompetenz in den Anfangsphasen schon im Kindergarten vermittelt. In Deutschland muss man froh sein, wenn wir ein Gymnasium finden, in dem sich das Internet überhaupt im Curriculum oder die Digitalkompetenz vor dem neunten oder zehnten Schuljahr findet. Woran liegt das? Es liegt daran, dass wir zu wenige Lehrerinnen und Lehrer haben. Und warum haben wir zu wenige? Weil in Deutschland Lehrerinnen und Lehrer in der Mehrzahl nicht bereit sind, sich gerade auf diesem Gebiet weiterbilden zu lassen. Eine Studie der OECD, die alle europäischen Länder verglich, stellte fest, dass die Bereitschaft sich weiterzubilden bei den Lehrerinnen und Lehrern in Deutschland so gering ist, dass wir in Europa im Vergleich im untersten Drittel gelandet sind.

Die Heinz Nixdorf Stiftung und der Stifterverband haben zusammen einen Wettbewerb gestartet, um zu prüfen, welche Schulen in welchem Umfang welche Konzepte haben, um die Digitalisierung den Schülern nahezubringen. Es meldeten sich erfreulicherweise über sechzig Schulen, davon wählten wir acht Schulen aus und sahen uns die Projekte an. Diese Projekte werden jetzt finanziell unterstützt und realisiert. Aber was aufgefallen ist: Die meisten Projekte betreffen die Digitalisierung der Lehre im Sinne von: der Ersatz des Overhead-Projektors durch einen Computer mit Beamer. Das fördert natürlich die Lehre durchaus, aber es wirkt sich nicht auf die Kompetenz der Schüler und Schülerinnen aus. Deswegen glaube ich, dass das nicht der richtige Weg ist, und bin der Ansicht, dass in Deutschland viel getan werden muss, um diesen Zustand zu verbessern. Unsere Jugend muss geschult werden, um auch international viel konkurrenzfähiger und erfolgreich zu sein.

Uns fiel außerdem auf, dass sogar die Ingenieurausbildung zum Teil nicht ausreichend ist. Es gibt eine neue Studie des VDMA, dem Verband

Deutscher Maschinen- und Anlagenbau e. V., und des VDI, dem Verein Deutscher Ingenieure. Sie wurde erst vor einem Monat veröffentlicht. Von den Studienabgängern oder den Berufseinsteigern meinen nur neun bis zehn Prozent, dass sie mit der Ausbildung zufrieden sind und die Ausbildung, die sie erhalten haben, ausreicht, um in der Wirtschaft erfolgreich tätig zu sein. Das ist natürlich deprimierend, weil man davon ausgeht, dass die Studierenden in den Ingenieurwissenschaften, also in den klassischen wie Maschinenbau und Elektrotechnik, wirklich mit der Digitalisierung aufwachsen oder mit der Digitalisierung zurande kommen. Ich bin der Ansicht, dass Deutschland hier noch eine Schippe drauflegen muss, um im Konkurrenzkampf der Zukunft erfolgreich zu sein.

Jetzt bleibt mir nur, noch einmal Herrn Professor Freimuth herzlich für die inhaltliche Vorbereitung dieser Veranstaltung zu danken, zusammen mit der Mitinitiatorin Frau Barbara Frenz, die schon seit vielen Jahren gemeinsam mit uns diese Veranstaltungsreihe durchführt. Jeder, der solch eine Veranstaltung schon einmal organisiert hat, weiß, wie viel Arbeit darin steckt und dass hieran ein ganzes Team mitwirkt. Bei diesem Team, einem Team der Universität und der Stiftung, bedanken wir uns sehr herzlich.

HANNS MARTIN
SCHLEYER-STIFTUNG
Heinz Nixdorf Stiftung

Axel Freimuth

Begrüßung

Sehr geehrter Herr Staatssekretär Rachel,
sehr geehrter Herr Alt,
lieber Herr Nasko,
Magnifizenzen und Mitglieder von Hochschulleitungen,
Vertreterinnen und Vertreter aus Politik, Wissenschaft, Wirtschaft und Gesellschaft,
liebe Frau Frenz,
meine Damen und Herren,
liebe Gäste,

ich heiße Sie im Namen der Universität zu Köln sehr herzlich willkommen. Ich freue mich, dass Sie unserer Einladung gefolgt sind und heute sowie morgen ein wichtiges Thema mit uns diskutieren wollen: die Zukunft der universitären Lehre.

Die Zukunft hat für unsere Universität in diesem Jahr eine besondere Dimension, denn wir feiern – wie gerade bereits angedeutet wurde – das hundertste Jubiläum unserer Wiedereröffnung. Eigentlich wurde die Universität 1388 gegründet. Doch wurde sie unter französischem Einfluss geschlossen und 1919 wiedereröffnet. Diese Wiederbegründung vor hundert Jahren begehen wir 2019 – der Kölner lässt es sich natürlich nicht entgehen, wenn er die Chance hat, zwei Jubiläen zu feiern.

Jubiläen sind allerdings nicht nur dazu da, den Blick zurückzuwenden, sondern sie animieren auch dazu, aus Vergangenheit und Gegenwart den Blick nach vorn zu richten. Lehre und Studium haben sich seit 1919 fundamental verändert. Vor hundert Jahren studierten im gesamten Deutschen Reich gut hunderttausend junge Menschen, sie waren überwiegend männlich und erlangten Abschlüsse wie Diplom oder Magister. Heute hat allein unsere Universität fast fünfzigtausend Studierende. Davon sind mehr als sechzig Prozent Frauen. Wir sind damit eine der größten Universitäten der Bundesrepublik. Wie in allen anderen Hochschulen in Deutschland haben sich auch bei uns die Studienprogramme und -angebote fundamental verän-

dert. Insbesondere wurde der Bologna-Prozess erfolgreich umgesetzt, sodass das Studium heute aus gestuften Bachelor- und Master-Studiengängen besteht, die wiederum aus Modulen aufgebaut sind.

Insgesamt haben sich die deutschen Hochschulen, Universitäten und das Bildungssystem in den letzten hundert Jahren stark verändert. Dabei spielt eine Reihe von Faktoren eine Rolle. Zunächst gehört politischer Gestaltungswille dazu, mitunter im positiven, aber manchmal in einem eher negativen Sinne. So haben etwa die Universitäten von der politisch gewollten Stärkung ihrer Autonomie, beispielsweise hier in Nordrhein-Westfalen durch das Hochschulfreiheitsgesetz, massiv profitiert und ihre Strukturen und Prozesse umfassend reformiert. Zu den Negativbeispielen gehören Vorgänge wie die Einführung von Studienbeträgen und des doppelten Abiturjahrgangs unter großen, mühsamen Anstrengungen. Beides wurde aber schon wenige Jahre später wieder abgewickelt, sodass man sich fragen kann: War das unbedingt notwendig? Um die Dimension dieser Anstrengungen deutlich zu machen: Der doppelte Abiturjahrgang bedeutete für unsere Universität, innerhalb von drei Jahren im laufenden Betrieb die Studierendenzahl von sechsunddreißigtausend auf fünfzigtausend zu steigern. Für andere in Nordrhein-Westfalen war es ähnlich – der Prozess ist gelungen, aber dass er jetzt vollkommen sinnlos gewesen sein soll, weil dessen eigentliche Ursache wieder beseitigt wurde, ist schon seltsam.

Die Hochschulen und das Bildungssystem reagieren natürlich auch auf wichtige gesellschaftliche Entwicklungen und Impulse; sie geben umgekehrt wiederum entscheidende Impulse für diese Entwicklung. Zu nennen ist hier die massive Bildungsexpansion über die letzten Dekaden. Heute schlägt etwa jeder Zweite eines Jahrgangs einen akademischen Bildungsweg ein. Das hat natürlich Auswirkungen auf die Universitäten und führt insbesondere zu sehr viel größerer Heterogenität bei Talenten, Interessen, bei Berufszielen und generell bei den Erwartungen, die die jungen Menschen an ein Studium haben. Umgekehrt beeinflussen Hochschulen über ihre Lehre und ihre Forschung im Zuge dieser Entwicklung immer stärker den gesellschaftlichen Diskurs. Höchst relevant ist auch die Frage, wie sich die Bildungssysteme und -angebote selbst angesichts wachsender Internationalität, sich verändernder Arbeitsmärkte und den Möglichkeiten der digitalen Transformation entwickeln werden.

Ich freue mich sehr darauf, wenn solche Themen und Zusammenhänge heute und morgen erörtert und diskutiert werden, und auch über das rege und breite Interesse an diesem Hochschulsymposium. In der guten und langen Tradition der Symposien sind nicht nur Vertreterinnen und Vertreter aus der Wissenschaft versammelt. Ich begrüße ganz herzlich die politischen

Amtsträgerinnen und Amtsträger, die Mitglieder der Ministerien und Parteien, Vertreterinnen und Vertreter der Stiftungen und Verbände sowie der Wirtschaft und der Unternehmen.

Meine Damen und Herren, erlauben Sie mir, bereits an dieser Stelle ganz herzlich Dank zu sagen. Zum einen der Hanns Martin Schleyer-Stiftung und der Heinz Nixdorf Stiftung dafür, dass sie im Jubiläumsjahr unserer Universität mit uns gemeinsam diese Veranstaltung in Köln möglich machen – herzlichen Dank. Zum anderen danke ich dem Wallraf-Richartz-Museum für die Unterstützung und dass es uns diesen außerordentlichen Raum zur Verfügung stellt. Ferdinand Franz Wallraf war der letzte gewählte Rektor der alten Universität vor ihrer Schließung 1798, insofern schließt sich quasi ein Kreis. Last but not least gilt mein Dank auch Ihnen, meine Damen und Herren, und ganz besonders natürlich unseren Gästen auf den Podien und allen, die zur Organisation dieser Veranstaltung beigetragen haben. Ich wünsche uns allen eine anregende und inspirierende Tagung mit vielen spannenden Diskussionen und neuen Einsichten. Vielen Dank.

Eröffnungsvortrag

HANNS MARTIN
SCHLEYER-STIFTUNG
Heinz Nixdorf Stiftung
Universität zu Köln

Thomas Rachel

Eröffnungsvortrag „Die Digitalisierung der Bildung ist kein Selbstzweck“

Sehr geehrte Frau Frenz,
sehr geehrter Herr Dr. Nasko,
lieber Herr Professor Freimuth,
lieber Herr Professor Alt,

ich freue mich sehr, den Kollegen Professor Heribert Hirte aus dem Deutschen Bundestag hier begrüßen zu können.

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

Universitäten gehören zu den ohne Zweifel erfolgreichsten Einrichtungen der hier in Europa gewachsenen Kultur. Sie waren und sind Stätten von Bildung und Wissenschaft, von Kunst und Kultur. In ihrer über achthundert Jahre währenden Tradition sind sie einzigartige Orte für die Gewinnung von Erkenntnissen und für ihre Weitergabe geworden. Und sie bilden damit ein ganz wichtiges Forum geistiger und wissenschaftlicher Begegnung und eines regen Austauschs. Wer könnte das besser bestätigen als der Kölner Rektor? Wir als Bundesministerium für Bildung und Forschung sehen uns in gewisser Weise als Vertreter dieser Stätten von Bildung und Wissenschaft. Wir arbeiten dafür, dass die Universitäten in Deutschland nicht nur eine ohne Zweifel herausragende Geschichte haben, sondern dass sie auch positiv in die Zukunft schauen können. Auch wenn sich das Hochschulsymposium auf die universitäre Lehre bezieht, nehmen wir – und ich denke, dass der Rektor der Hochschulrektorenkonferenz, Professor Alt, damit sehr einverstanden ist – auch die Fachhochschulen mit in den Blick. Denn sie haben in den letzten fünfzig Jahren – wir feiern 2019 hier einen runden Geburtstag – eine sehr gute Entwicklung genommen und sind ebenfalls eine wichtige Größe im Wissenschafts- und Innovationssystem. Ohne Zweifel haben sich aber die

Bedingungen, unter denen die Hochschulen heutzutage agieren, unter denen Professorinnen und Professoren lehren und Studierende lernen, in den letzten zwanzig Jahren stark gewandelt. Immer mehr Menschen einer Alterskohorte nehmen ein Hochschulstudium auf, mehr als die Hälfte eines Jahrgangs entscheidet sich für ein Hochschulstudium. Gleichzeitig – und das erleben wir, wenn wir hier durch die Universität laufen oder auch durch andere Universitäten und Fachhochschulen – hat sich das Bild der Studierenden vollkommen verändert. Es ist ein heterogenes und farbiges Bild. Studierende mit ganz unterschiedlichen Ausgangsvoraussetzungen und geprägt durch unterschiedliche Schulpolitiken in verschiedenen Bundesländern, durch unterschiedliche kulturelle, nationale, religiöse und sprachliche Hintergründe – das Bild ist bunt und vielfältig geworden. Und das verlangt auch von den Hochschullehrerinnen und -lehrern einiges ab, weil die Studierendenschaft eine vollkommen andere ist, als wir sie vor zwanzig oder dreißig Jahren hatten. Wenn Sie sich allein vor Augen führen, dass sich die Zahl der sogenannten Bildungsausländer zwischen 2013 und 2018, also innerhalb von fünf Jahren, um rund 38 Prozent erhöht hat, dann merken Sie auch, was für ein internationales Feeling an den Hochschulen und Universitäten in Deutschland gerade auch in den letzten Jahren entstanden ist. Oder ein anderer Blick: Die Zahl der Studienanfänger ohne Hochschulreife oder Fachhochschulreife hat sich stark erhöht. Waren dies 1997 in Deutschland noch knapp 1.600 Personen, die ohne schulische Hochschulzugangsberechtigung ein Studium aufnahmen, so sind es 2017 knapp 15.000 Erstsemester gewesen, also fast zehnmal so viele, und ich wage die Prognose, dass diese Entwicklung in den nächsten Jahren weitergehen wird. Diese so beschriebene Hochschulexpansion, die wir in den letzten zehn, zwölf, vierzehn, fünfzehn Jahren erlebten, ging mit einer Ausdifferenzierung des Hochschulsystems insgesamt einher, die bemerkenswert ist, mit einem raschen Wachstum privater Hochschulen, mit dem Ausbau der Fachhochschulen, die sich in der gesamten Bildungslandschaft einen starken Platz erarbeitet haben. Dies alles lässt sich sehr schnell mit einem Blick in die amtliche Hochschulstatistik feststellen. Etwas, was auch viel Bewegung und Veränderung auslöst, können Sie aber in der Hochschulstatistik nicht einfach ablesen. Denn den Wandel, den die Digitalisierung an den Hochschulen auslöst, können Sie heute noch nicht in irgendwelchen Hochschulstatistiken wahrnehmen, aber er findet statt. Diese Digitalisierung der Hochschulbildung hat die Chance, zu einer wahren Revolution oder einer Evolution mit enormer Veränderungskraft zu werden. Und diese Revolution hat erst begonnen, da bin ich mit dem Vertreter der Nixdorf Stiftung ganz einer Meinung. Diese Revolution hat übrigens ihren Ursprung nicht in Deutschland. War es bis Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts

gerade die deutsche Universität, die mit dem Humboldt'schen Bildungsideal nicht zuletzt als Vorbild für amerikanische Bildungseinrichtungen galt, so schauen wir heute mit einer gehörigen Portion Respekt auf Entwicklungen wie Coursera, edX oder Udacity. Die digitale Bildungsrevolution stellt vieles, was wir an den Hochschulen der vergangenen Jahre und Jahrzehnte als selbstverständlich erlebt haben, auf den Kopf. Sie hat tatsächlich das Potenzial, die Welt zu verändern oder zumindest die Welt der Universitäten und Fachhochschulen. Und manche Experten wie zum Beispiel Christoph Meinel, der Direktor des Hasso-Plattner-Instituts in Potsdam, meinen, dass überhaupt erst die Digitalisierung der Bildung das Humboldt'sche Bildungsideal verwirklichen kann. Die Digitalisierung kann nach der Auffassung dieser Lehrenden von der reinen Wissensvermittlung entlasten und gleichzeitig Freiräume für diskursives und forschendes Lernen schaffen, also eine qualitative Veränderung und nicht einfach eine technische Veränderung, die hier angesprochen wird. Ob die Digitalisierung dies allerdings tatsächlich leisten kann, meine Damen und Herren, wird die Zukunft zeigen. Heute und morgen haben wir Gelegenheit, über konkrete Perspektiven für die Lehre und Forschung in der Hochschulbildung zu diskutieren, den Blick nach außen zu richten und auch ganz verschiedene Perspektiven in unser Denken einfließen zu lassen.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, zum Symposium heute und morgen möchte ich gern sechs Thesen und Herausforderungen beitragen. Herausforderungen, auf die die Politik, aber auch die Hochschulen zum Teil schon gute Antworten haben, aber auch solche, bei denen wir gute Antworten noch gemeinsam suchen müssen.

Meine erste These: Die Universität ist ohne die Freiheit von Forschung und Lehre nicht vorstellbar. Nur wenn die Universität und auch die Akteure und Akteurinnen, die sie tragen, in ihr lehren und lernen, von dieser Freiheit aktiv Gebrauch machen, wird sie ein Ort des Fortschritts bleiben.

Wir können alle gemeinsam in diesem Jahr auf siebzig Jahre Grundgesetz schauen. Siebzig Jahre Grundgesetz heißt auch siebzig Jahre Wissenschaftsfreiheit, die in unserer gemeinsamen Verfassung garantiert sind. Unser Artikel 5 des Grundgesetzes will, dass sich Wissenschaft, Lehre und Forschung frei von staatlichen Eingriffen entwickeln können. Er schützt die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die Forscher und Lehrenden; und wenn Sie betrachten, was weltweit im Moment im Gang ist, dann spüren Sie, dass die Wissenschaft enorm unter Druck steht. Wissenschaftliche Erkenntnisse werden nicht nur im Disput zwischen Hochschulteilnehmern, wie das bei vielen wissenschaftlichen Prozessen der Fall ist, sondern grundsätzlich infrage gestellt. Universitäten werden verboten oder ihnen für ihr

Wirken die Grundlage entzogen. Wissenschaftler werden reihenweise inhaftiert, können ihrem Beruf, ihrer Berufung nicht mehr nachgehen und ihre Existenz sowie die ihrer Familie wird vernichtet. Diese Entwicklung, meine Damen und Herren, ist sehr ernst zu nehmen und sie mahnt uns, sie sensibel und wachsam im Blick zu behalten und darauf auch zu reagieren. Denn Wissenschaftsfreiheit geht ohne Zweifel Hand in Hand mit Meinungsfreiheit und mit Freiheit insgesamt.

Ohne Zweifel: Wissenschaftsfreiheit und Meinungsfreiheit leben beide vom Diskurs, vom Argument. Und wer, wenn nicht gerade die Universitäten sind die Orte für einen solchen Diskurs? Dort wird kontrovers um die besten Argumente gerungen. Auch sicher geglaubte Wahrheiten werden an den Universitäten immer wieder infrage gestellt, es wird sich sachlich auseinandergesetzt, auch mit Thesen, die man selber für falsch hält. Im Übrigen: Diese Methodik auch des wissenschaftlichen Arbeitens, des Argumentierens, des Hinterfragens, des Neue-Thesen-Entwickelns zu erlernen, ist doch gerade das, was wir versuchen, den Studierenden als notwendigen Teil ihres Studiums zu vermitteln. Und dazu gehört auch die Zumutung anderer Meinungen, Meinungen wie die von Professor Herfried Münkler aus Berlin oder von Professorin Susanne Schröter aus Frankfurt am Main, die jüngst angefeindet wurden und Kontroversen aushalten mussten. Eigene Positionen immer wieder überprüfen – das, meine Damen und Herren, ist Bildung, wie wir sie seit der europäischen Aufklärung verstehen. Nur wenn die Universitäten es schaffen, Stätten dieses offenen Diskurses zu bleiben, werden sie ihre Funktion erfüllen und Orte für junge, ambitionierte und hoffnungsfrohe Menschen bleiben.

Meine zweite These: Durch den digitalen Wandel entstehen völlig neue Lernwege. Neben dem derzeit vorherrschenden Modell eines dreijährigen beziehungsweise fünfjährigen Studienblocks bei nachfolgender lebenslanger Arbeitstätigkeit werden in Zukunft viel öfter flexiblere, oft lebenslange Studienmodelle an Geltungskraft gewinnen. Und ich glaube, sowohl die Politik wie auch die Hochschulen werden sich darauf einstellen müssen. Das heißt, es wird Modelle geben, bei denen junge Menschen ein verkürztes Erststudium wählen, das im weiteren Lebensverlauf durch neue Lernblöcke ergänzt wird. Auch sind Bildungsbiografien eines erst späteren Übergangs an die Hochschule denkbar, zum Beispiel nach einem Ausbildungsabschluss oder nach einer Erwerbstätigkeit, sowie schließlich auch Modelle individueller, kombinierbarer Bildungsbausteine. Hierbei wird davon ausgegangen, dass die Lernenden unterschiedliche Module und Lerneinheiten bei unterschiedlichen Bildungsanbietern nachfragen und diese individuell zu einem Studienabschluss kombinieren und zusammensetzen. Die Hochschulen hät-

ten dann zunehmend die Aufgabe, die bei anderen Anbietern in vorhergehenden Lerneinheiten erworbenen Kompetenzen anzurechnen, um letztendlich einen vollwertigen Abschluss zu erleichtern. Zum anderen ergeben sich daraus erhebliche Auswirkungen auf die Steuerung und Finanzierung der Hochschulen. Da nämlich das veränderte Lernverhalten und damit die Inanspruchnahme konkreter Hochschulleistungen, wie von Lehr- und Studienangeboten, viel variabler und unterschiedlicher wird, hätte dies beträchtliche Auswirkungen auf die Hochschulen und deren Angebote.

Meine Damen und Herren, schließlich zur wissenschaftlichen Weiterbildung. Sie ist eine Kernaufgabe der Hochschulen und wird einen erheblichen Bedeutungszuwachs erleben. Allerdings müssen Interessentinnen und Interessenten flexible Studienangebote dann auch im wahrsten Sinne des Wortes finden können. Dies betrifft zum Beispiel zahlreiche Angebote im Rahmen des Bund-Länder-Wettbewerbs – Aufstieg durch Bildung, offene Hochschulen, die dort entwickelt wurden –, die das BMBF noch bis zum nächsten Sommer fördert. Denn aktuell findet man zum Beispiel über den Ihnen bekannten Hochschulkompass der Hochschulrektorenkonferenz nur ganze Studiengänge, die zur Weiterbildung genutzt werden können, aber keine Zertifikatsprogramme, keine Weiterbildungskurse und keine einzeln belegbaren Online-Seminare. Was tun? In der nationalen Weiterbildungsstrategie haben wir als Bundesministerium für Bildung und Forschung und die Bundesregierung angekündigt, dass wir den Aufbau eines Informationsportals zur wissenschaftlichen Weiterbildung fördern werden. Dieses Portal soll die Informationslage zu hochschulischen Weiterbildungsangeboten erheblich verbessern. Das Portal soll einen bundesweiten und auch tagesaktuellen Überblick über hochschulische Weiterbildungsangebote, einschließlich Zertifikatsprogrammen, Weiterbildungskursen und Online-Seminaren, geben. Unabhängig davon werden wir gemeinsam mit den Ländern prüfen, wie wir die Entwicklung oder Weiterentwicklung flexibel belegbarer, digitalgestützter hochschulischer Weiterbildungsangebote künftig stärker unterstützen können. Ein deutliches Mehr an Angeboten wäre, zumindest aus unserer Sicht, ein zukunftsweisender Beitrag zum lebenslangen Lernen.

Dritte These: Die Zukunft der universitären Lehre wird weder rein digital noch rein analog sein. Sie wird beides sein. Die Rollen und die Anforderungsprofile von Lehrenden und von Lernenden werden sich allerdings ändern. Wenn sich unter dem beschriebenen Einfluss der Digitalisierung die Strukturen und die Lernorganisation grundlegend verändern, ist dies sowohl eine Steuerungsaufgabe für die Hochschulleitung als auch eine Anforderung an die Gestaltung konkreter Kurse und Lehrmaterialien. Es entstehen neue didaktische Möglichkeiten der Wissens- und Kompetenzvermittlung. Diese

Digitalisierung der Lehre wird das Verhältnis von Studierenden und Lernenden maßgeblich beeinflussen und auch verändern. Es werden von den Studierenden ganz neue Formen der kollaborativen Zusammenarbeit, des kollaborativen Arbeitens und des Studierens, des zentrierten Lernens gefördert und auch gefordert werden. Sie werden eine viel stärkere Eigenverantwortung für ihren eigenen Lernprozess übernehmen müssen. Diese neuen Formen eröffnen aber auch Möglichkeiten der Mitgestaltung der Lehre. Die Rolle der Lehrenden wird sich – mal schauen, wie die Betroffenen damit umgehen – in digitalen Lehrkonzepten eher als eine Art Begleiter oder auch Ermöglicher im Lernprozess der Studierenden charakterisieren lassen. Und wenn diese neuen Rollen sich tatsächlich in diese Richtung bewegen, dann werden wir auch neue Aus- und Fortbildungsmöglichkeiten für die Lehrenden bekommen, die genauso notwendig sind wie der Kompetenzaufbau an Hochschulen zur Gestaltung von digitalen Lehr- und Lernangeboten. Sie merken, diese Kombination aus Präsenz- und Online-Angeboten in Blended-Learning-Szenarien ermöglicht es, die Vorteile der jeweiligen Settings und Methoden zu nutzen und die Nachteile möglichst zu vermeiden. Die digitale Vermittlung von Lerninhalten gibt den Studierenden die Möglichkeit, diese flexibel, selbstbestimmt, den eigenen Bedürfnissen entsprechend abzurufen und zwar wann, wo und wie sie wollen. In den – uns ja bekannten – Präsenzveranstaltungen kann dann der unmittelbare Austausch mit den Studierenden, die Diskussion, der wissenschaftlich fundierte Austausch in den Mittelpunkt gestellt werden. Die Entwicklungen in der Lehre auf eine reine Digitalisierung der Lerninhalte zu reduzieren, greift daher zu kurz. Der Einsatz digitaler Medien sollte immer nur im Sinne der Weiterentwicklung von Lehre verstanden werden, der sich stets an seinem Nutzen messen lassen kann. Innovationen sollten in didaktischer curricularer und organisatorisch-struktureller Hinsicht einen konkreten Mehrwert liefern. Mit dem Qualitätspakt Lehre, den das Bundesministerium für Bildung und Forschung angestoßen und in den letzten Jahren mit den Bundesländern gemeinsam auf den Weg gebracht hat, haben wir diesbezüglich, glaube ich, eine Menge erreicht. Das war übrigens erstmals in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, dass es ein bundesweites Programm zur Stärkung der Lehre gab. Ich finde, das war dringend nötig und überfällig. Ich bin sehr froh, dass wir das damals während der Amtszeit von Ministerin Annette Schavan angestoßen haben.

Die Gestaltung und Bedeutung guter Lehre ist zunehmend in das Bewusstsein der Gesellschaft insgesamt und natürlich auch in das unserer Hochschulen gerückt. Aber jetzt gehen wir einen Schritt weiter, denn gute Lehre ist dynamisch und muss sich immer wieder neuen Herausforderun-

gen und Bedarfen anpassen. Deshalb engagieren sich die Bundesregierung und die Länder gemeinsam im Rahmen der Bund-Länder-Vereinbarung „Innovationen in der Hochschullehre“ für eine herausragende Hochschullehre von morgen. Und wir werden insgesamt hundertfünfzig Millionen Euro pro Jahr dauerhaft in diese Innovationen in der Hochschullehre investieren. Die Entwicklung der Hochschullehre ist ein kontinuierlicher Prozess, der aber dauerhafte Strukturen braucht. Dafür werden Bund und Länder eine rechtlich unselbstständige Organisationseinheit an einer bestehenden Trägereinrichtung errichten. Und damit wird die Hochschullehre erstmalig institutionell übergreifend und sichtbar im Wissenschaftsgefüge verankert. Das ist, glaube ich, längst überfällig, wenn wir bedenken, welche immense Bedeutung gute Lehre auf die gesamte akademische Welt insgesamt hat.

Vierte These: Die Digitalisierung ermöglicht das Entstehen ganz neuer Kooperationsmöglichkeiten und vereinfacht Kollaborationen. Doch erst, wenn Hochschulen und die verantwortlichen Akteure im Hochschulsystem diese Möglichkeiten aktiv nutzen, entsteht ein wirklicher Mehrwert für die Hochschulen, für die Lehrenden und die Studierenden. Obwohl wir E-Learning-Angebote an deutschen Hochschulen seit rund zwei Jahrzehnten haben, ist die Hochschullehre kein Ort von disruptiven Veränderungen geworden. Der Schlüssel zu einer besseren Hochschulbildung liegt nicht nur in der Verlagerung von Lehre auf digitale Plattformen, meine Damen und Herren, sondern vor allem in der Ermöglichung kollaborativen Lernens. Über digitale Plattformen kann Zusammenarbeit ausgebaut werden und sie mithilfe digitaler Medien zwischen den Lehrenden – übrigens auch auf nationaler und internationaler Ebene – letztlich ganz neu gestaltet werden. Das stärkt nicht nur die Vielfalt und die Qualität der Lehre, sondern auch die dichte Zusammenarbeit der beteiligten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler und letztlich weltweit vernetzt über Institutionen. Derartige innovative Kollaborationsformen haben durch den Einsatz der digitalen Medien das Potenzial, internationale Hochschulkooperationen letztlich ganz neu visionär zu erdenken. Dem gegenüber steht allerdings der nur auf die eigene Hochschule bezogene Einsatz von Digitalisierungsinstrumenten, nicht zuletzt in der Hochschulverwaltung. Die analoge Vorgangsbearbeitung wird durch digitale Bearbeitung ersetzt und dabei werden hochschuleigene Insellösungen geschaffen. Dadurch werden letztlich aber Synergien verhindert und der Austausch erschwert. Die Potenziale, die in Wirklichkeit in der Digitalisierung stecken, die in der Skalierung liegen und zu einer Steigerung der Leistungsfähigkeit des Hochschulsystems insgesamt führen können, bleiben dadurch ungenutzt. Wir brauchen deshalb eine viel stärkere hochschulübergreifende Nutzung.

Meine Damen und Herren, die Hochschulen sind entsprechend des Onlinezugangsgesetzes gefordert, sämtliche Verwaltungsleistungen, die im Zusammenhang mit einem Studium stehen, bis 2022 digital anzubieten. Dazu zählen die Immatrikulation, die Studienplatzvergabe und die Ausgabe von Zeugnissen. Um dieses Ziel zu erreichen, müssen sich der Prozess der Digitalisierung, die interne Vernetzung der Hochschulverwaltungen sowie die Interoperabilität der Hochschulen untereinander stark beschleunigen. Das BMBF möchte die Hochschulen im Rahmen der Mechanismen des Onlinezugangsgesetzes unterstützen. Wir wollen digitale Lösungen zur Verfügung stellen, die unterschiedlichen Bildungssektoren die sichere Dokumentation und auch die Weitergabe von Kompetenznachweisen und Zeugnissen ermöglichen, sodass zum Beispiel der Wechsel von einer Hochschule in die andere Hochschule zukünftig schnell und rein digital erfolgen kann.

Fünfte These: Die Kompetenzanforderungen an Studierende und Lernende ändern sich grundlegend. Dabei erlangt vor allem die Fähigkeit, planvoll mit Daten umzugehen, eine immer größere Bedeutung. Die Digitalisierung macht eine Veränderung nahezu aller Curricula notwendig. Diese digitale Transformation verändert die soziale Kommunikation in einer Hochschule, aber auch die Arbeits- und die Lernprozesse. Dies erfordert eine Anpassung der Kompetenzen, für deren Vermittlung die Bildungsinstitutionen in besonderer Weise verantwortlich sind. Nicht nur IT-Skills, sondern auch Kompetenzen wie kollaboratives Arbeiten, Kreativität oder unternehmerisches Denken werden hier immer wichtiger. Neben einem möglichst weit verbreiteten allgemeinen Verständnis brauchen wir mehr Expertinnen und Experten, die zum Beispiel Algorithmen entwickeln oder Programme schreiben, Daten sinnvoll verknüpfen und die Ergebnisse der Verbindungen verstehen und vermitteln können, oder auch Menschen, die digitale Archive verwalten können und die technische Neuerungen entwickeln. Wir brauchen Köpfe und Kompetenzen für die digitale Wissenschaft der Zukunft, quasi eine ganz neue Generation von Datenwissenschaftlerinnen und Datenwissenschaftlern. Als Grundlage hierfür benötigen wir neue und erweiterte Studien- und Ausbildungsgänge sowie zusätzliche Angebote in der Fort- und Weiterbildung.

Ich bin bei der sechsten und letzten These. Hochschulen brauchen gute Rahmenbedingungen für Forschung und Lehre – und dies übrigens nicht nur in Zeiten des digitalen Wandels. Gute Rahmenbedingungen für Forschung und Lehre zu schaffen, das ist eine Aufgabe, der wir uns in der Bundesregierung und in Partnerschaft auch mit den Länderregierungen sehr stark verschreiben. Mit dem Hochschulpakt 2020 hat der Bund die Länder und die Hochschulen beim Bewältigen der stark angestiegenen Studienanfängerzahlen, vor allem in Folge der doppelten Jahrgänge, unterstützt. Heute

stabilisieren sich in gewisser Weise die Zahlen der Erstsemester, in einigen Ländern sinken sie sogar. Im Zukunftsvertrag „Studium und Lehre stärken", den wir mit Unterstützung des Deutschen Bundestages, lieber Professor Hirte, mit den Ländern vereinbart haben, der quasi die Nachfolge des Hochschulpakts ab 2021 ist, steht dabei dann nicht mehr die Ausweitung der Studienkapazitäten im Mittelpunkt, sondern die Verbesserung der Qualität von Studium und Lehre, das Thema, das heute im Zentrum unserer Tagung steht. Die Verbesserung der Qualität von Studium und Lehre und der Studienbedingungen in der Breite in der Hochschullandschaft – das sind die Themen, denen wir uns dort widmen. Dieser neue Zukunftsvertrag, meine Damen und Herren, ist unbefristet. Das ist fast eine revolutionäre Veränderung, die die Politik hier beschlossen hat. Mit bundesseitig zunächst 1,8 Milliarden Euro und ab 2024 jährlich 2,05 Milliarden Euro schaffen wir damit dauerhaft Planungssicherheit für die Hochschulen und Perspektiven für unbefristete Beschäftigungsverhältnisse. Die Länder finanzieren in gleicher Höhe mit und zwar zusätzlich zu ihrer eigentlichen Grundfinanzierung, denn Sie wissen ja, dass das nach unserer Verfassung Aufgabe der Bundesländer ist. Die Verteilung der Bundesmittel auf die Länder richtet sich nicht mehr nach der Zahl zusätzlicher Studienanfänger, sondern nach dem Anteil eines Landes an den bundesweiten Zahlen der Studienanfängerinnen und -anfänger, der Studierenden in Regelstudienzeit zuzüglich zwei Semestern sowie der Absolventinnen und Absolventen. Vom Zukunftsvertrag werden alle Hochschulen profitieren. Zentrale Maßnahme des Zukunftsvertrags ist der Ausbau unbefristeter Beschäftigungsverhältnisse in Studium und Lehre an den Hochschulen. Das ist ein ganz wichtiges Thema, das uns in den vergangenen Jahren immer wieder gemeinsam vorgetragen wurde. Weitere Maßnahmen zur Qualitätsverbesserung sind möglich, beispielsweise solche, die die Nutzung digitaler Medien in der Lehre fördern. Jedes einzelne Bundesland, auch das Land Nordrhein-Westfalen, wird in einer Verpflichtungserklärung vor Beginn des Zukunftsvertrages darstellen, welche strategischen Ansätze und Schwerpunkt es bei der Verwendung der Mittel verfolgt.

Meine Damen und Herren, das Bundesbildungsministerium unterstützt die Gestaltung des digitalen Wandels des Hochschulsystems. Dabei haben wir drei Ziele: Erstens, das wurde deutlich, die Verbesserung der Qualität der Hochschulbildung. Zweitens die Erhöhung des Leistungsvermögens, der Leistungsfähigkeit des Hochschulsystems insgesamt. Und drittens die Internationalisierung der Hochschulen. Um diese Ziele zu erreichen, haben wir als Bundesbildungs- und Forschungsministerium zahlreiche Maßnahmen auf den Weg gebracht, zu denen die Forschungsförderung zur digitalen Hochschulbildung oder die Finanzierung des Hochschulforums Digitalisie-

rung gehören. Die Digitalisierung wird in gewisser Weise auch die Internationalisierung der Hochschulen beschleunigen und die Internationalisierung wird wiederum die Digitalisierung beschleunigen.

Seit der gemeinsamen Internationalisierungsstrategie der Bundesregierung und der Länder 2013 haben wir eine Menge erreicht und vieles wurde angestoßen. Dank der Aktivitäten von Bund und Ländern und der Hochschulen, nicht zu vergessen von Professor Peter-André Alt, dem Präsidenten der Hochschulrektorenkonferenz in Bonn, der Hochschulrektorenkonferenz und des DAD können wir auf große Erfolge in den letzten Jahren verweisen. Und die können Sie messbar feststellen. Sie erleben sie im Hochschulalltag, lassen Sie mich aber einige nennen. Wir haben mittlerweile 1.900 internationale Studiengänge an deutschen Hochschulen, 108.000 ausländische Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler arbeiten, forschen kurzfristig, mittelfristig oder langfristig in Deutschland.

Ich erinnere mich noch, wie wir mit Helmut Kohl, dem damaligen Bundeskanzler, als jüngerer Bundestagsabgeordneter, lieber Herr Professor Hirte, diskutierten, als wir ihm sagten: Es kann nicht sein, dass der ganze Nachwuchs und die Studierenden in die angelsächsischen Länder gehen, aber nicht nach Deutschland. Wir holten damals den Präsidenten der Stanford Universität nach Deutschland, um den damaligen Bundeskanzler für das Thema zu sensibilisieren. Es wurde eine Menge erreicht und wenn Sie nur schauen, wie viel wir seit 2005, seitdem Angela Merkel als Bundeskanzlerin Verantwortung trägt und dem Thema Bildung, Wissenschaft und Forschung seit jetzt über vierzehn Jahren politische und finanzielle Priorität gab, auch in diesem Bereich erreichten. Wir haben in der Zwischenzeit 375.000 ausländische Studierende, die hier in Deutschland ihr Studium aufnahmen, unsere Hochschulen bereichern und zum Wissensaustausch zwischen den Ländern beitragen, und fast 145.000 deutsche Studierende, die abschlussbezogen im Ausland studieren. Übrigens: Anders als in anderen Ländern zeigen diese Zahlen, dass es Deutschland nie um die einseitige Anwerbung, ich könnte auch sagen Abwerbung ausländischer Studierender, Forscherinnen und Wissenschaftler ging, sondern wir verstanden das immer so, dass wir an einem Austausch beziehungsweise an einer Brain Circulation interessiert sind. Diese Veränderung fand seit 2005, als wir in Deutschland noch Brain Drain hatten, statt – jetzt haben wir eine breite Phase der wechselseitigen Brain Circulation und davon profitieren wir alle. Aber es gibt ohne Zweifel noch Handlungsbedarf. Dieser existiert zum Beispiel in Bezug auf die Internationalisierung unserer Fachhochschulen. Gemeinsam mit den Ländern und dem DAD wurden wir hier aktiv, haben für die Fachhochschule spezifische Maßnahmen entwickelt, um auch hier die Internationalisierung

voranzubringen. Und die breite Resonanz auf unsere erste Ausschreibung war ein sehr gutes Zeichen. Die in ganz Europa diskutierten europäischen Hochschulen oder – wenn man Emmanuel Macron etwas relativiert – die europäischen Hochschulnetze, die sehr wichtig sind und die wir massiv unterstützen, wurden von uns von Anbeginn gefördert, denn wir sind sehr daran interessiert, ganz enge Kooperationen der europäischen Universitäten auf einem qualitativ noch höheren Niveau zu bekommen. Wir planen deshalb, diese europäischen Hochschulnetze auch national, also zu ihrem Vorteil und komplementär zu fördern, und sehen dafür im Moment allein sieben Millionen Euro pro Jahr vor.

Doch nicht nur in der Lehre, auch in der Forschung unterstützt das Bundesbildungs- und Forschungsministerium die Hochschulen. Es ist ganz klar, während des digitalen Wandels fallen in der Wissenschaft große Mengen an digitalen Daten an. Und für den Umgang mit diesen Forschungsdaten gibt es noch keine etablierten Verfahrens- und Vorgehensweisen. Darum fördern wir ganz verschiedene Maßnahmen zum Forschungsdatenmanagement auch an den Hochschulen. Mit der sogenannten Nationalen Forschungsdateninfrastruktur wollen wir die heute oftmals dezentral an verschiedenen Orten und oft auch temporär gelagerten Datenbestände systematisch erschließen. Zentrales Ziel ist dabei die Etablierung eines übergreifenden Forschungsdatenmanagements. Die NFDI wendet sich ausdrücklich an Hochschulen, die wir beim standardisierten Umgang mit Forschungsdaten unterstützen wollen.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, die Hochschulen, die Länder, der Bund – ich glaube, wir sind uns gemeinsam der Herausforderungen, denen sich die Hochschulpolitik stellen muss, bewusst. Wir müssen jetzt darangehen, die weiteren Dinge umzusetzen. Die Digitalisierung der Bildung ist kein Selbstzweck, sie kann auch kein Selbstzweck sein. Nein, sie muss zu einem besseren Lernen beitragen und damit zu einer grundlegenden Verbesserung der Hochschulbildung insgesamt. Wenn uns dies gelingt, dann könnte uns tatsächlich, wie Christoph Meinel postuliert hat, die Digitalisierung der Verwirklichung des Humboldt'schen Bildungsideals näherbringen. Mit dem Bundesministerium für Bildung und Forschung haben die Hochschulen eine verlässliche und tatkräftige Unterstützung. Lassen Sie uns diese Chancen, die vor uns stehen, gemeinsam nutzen. Wir sind gern an Ihrer Seite, wir sind Ihr Partner. Herzlichen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

Bildungswege der Zukunft

Peter-André Alt

Roger Erb

Axel Freimuth

Martin Paul

Ulrich Schüller

Heike Schmoll

Podiumsdiskussion[1]

Prof. Dr. **Peter-André Alt**
Prof. Dr. **Roger Erb**
Prof. Dr. Dr. h. c. **Axel Freimuth**
Prof. Dr. Dr. h. c. mult. **Martin Paul**
Ulrich Schüller

Moderation
Dr. h. c. **Heike Schmoll**

Schmoll Meine verehrten Damen und Herren, ich darf Sie ganz herzlich zu diesem Podium begrüßen, dem Eröffnungspodium dieser Tagung. Das heißt, es wird alle Themen, die Herr Staatssekretär Rachel soeben angerissen hat, berühren. Vielen Dank für den Input!
Dieses Podium sieht keine Plenumsbeteiligung vor, wofür ich Sie um Verständnis bitte. Ich verspreche Ihnen aber, dass es morgen dafür reichlich Zeit und Raum gibt und Sie sogar die Möglichkeit haben, in längeren Phasen auf dem Podium mitzudiskutieren. Auch möchte ich Ihnen noch eine Änderung in der Besetzung des Podiums mitteilen. Dankenswerterweise ist für die Präsidentin der Universität Frankfurt am Main der Vizepräsident für Studium und Lehre, Herr Professor Roger Erb, auf das Podium gekommen. Wir wollen vor allem diese drei Punkte ansprechen: universitäre Lehre und Bildung, die Heterogenität der Studierenden und die Digitalisierung in diesem Podium.
Herr Professor Erb, ich möchte Ihnen als Erstem den Ball zuspielen. Wenn Sie hören, was Herr Rachel gesagt hat: Sind Sie selbst der Überzeugung, dass durch Digitalisierung die universitäre Lehre tatsächlich verbessert wird?

Erb Die Frage ist: An welcher Stelle wollen wir die universitäre Lehre tatsächlich verbessern und an welcher Stelle haben wir momentan Defizite? Durch die Eingangsstatements und durch die Videoeinspieler wurde uns deutlich, worauf wir meines Erachtens unser Augenmerk besonders legen müssen. Die Hochschulen haben gegenüber der Gesellschaft einen Bildungsauftrag. Speziell die Universitäten verknüpfen das mit einer wissenschaftlichen Ausbildung. Ich glaube, wir tun gut daran, dieses spezielle institutionelle Profil zu bewahren und die Wissenschaftlichkeit unseres Studiums an den Universitäten hochzuhalten. Deutlich wurde: Neben dem fachlichen Wissen und den fachlichen Kompetenzen sind nämlich die Möglichkeit und die Fähigkeit zur

Selbstreflexion sowie zur Reflexion auch dessen, was andere denken, wichtig. Das alles wollen wir im Studium hochhalten und müssen wir nach wie vor auch. Und ich glaube zudem – um gleich einen anderen Punkt zu nennen –, dass dafür Studiengänge tatsächlich das Richtige sind. Wir haben an den Universitäten dieses sozusagen alte Modell, das nach wie vor zukunftsfähig und weiterentwickelbar ist. Aber wir tun gut daran, das Studium nach wie vor als eigenen Lebensabschnitt, als Eintritt in eine neue Welt zu begreifen. Auch das wurde bei den Videostatements zu Beginn deutlich und ich würde durchaus gern zustimmen. Digitalisierung kann dabei helfen, wenn wir uns klarmachen, an welchen Stellen sie sinnvoll eingreifen kann. Auch wir als Johann Wolfgang Goethe-Universität haben uns zu unserem Status als Präsenzuniversität bekannt, glauben aber, dass Digitalisierung aus einer Vielzahl von Gründen, die wir gern, wenn noch Zeit ist, ausführen können, an vielen Stellen einen wichtigen, neuen Beitrag leisten kann.

Schmoll Vielen Dank. Herr Professor Paul, Sie haben bei der deutschen Exzellenzstrategie als Gutachter mitgewirkt und kennen deutsche Universitäten ausreichend. Wenn Sie jetzt aus der holländischen Perspektive auf diese Fokussierung auf die Digitalisierung und auch auf die Hoffnungen schauen, die damit verbunden sind, würden Sie sagen, „Das haben wir in den Niederlanden alles schon geschafft"? Oder beurteilen Sie das anders? Wo sehen Sie vor allem die Herausforderungen?

Paul Ich würde zunächst sagen, dass gute Lehre und gutes Lernen vor allem von den Inhalten und auch von der Vermittlung dieser Inhalte abhängen. Die digitale Technologie ist zunächst nur ein Mittel, ein Instrument. Wir sind in den Niederlanden eigentlich der Meinung, dass es eher mehr hybride Lehr- und Lernsysteme geben wird, wo sich Studierende und Lehrende an ganz verschiedenen Orten befinden. Aber ich glaube, das Entscheidende ist: Was ist eigentlich unser Inhalt? Wie können wir den vermitteln? Wie können wir die Studierenden aktivieren, auch selbst die Initiative zu ergreifen? Wenn man sich das nicht fragt, dann ist eben die Digitalisierung genauso effektiv, als ob man einen Film auf einem Flatscreen sieht.

Schmoll Vielen Dank für diese Inhaltsfokussierung. Was verbindet sich für Sie mit universitären Bildungsvorstellungen? Ich habe die Äußerung einer Studentin des Einspielers noch im Ohr: Die Universitäten müssen darauf achten, dass sie Bildung gleichmäßig verteilen. Ich gebe zu, dass sich mir da die Nackenhaare etwas aufgestellt haben, weil ich glaube,

dass man Bildung nicht verteilen kann. Aber vielleicht sehen Sie das ganz anders?

Paul Man kann Bildung natürlich nicht mit einer Gießkanne verteilen, aber wir haben gesagt, dass für uns das Thema Exzellenz nicht unbedingt Elitismus bedeutet. Wir sind heute in der Situation, dass in den Niederlanden und in Deutschland der Großteil einer Generation an Universitäten studiert. Was mich bei diesem Thema „Was ist Bildung?" und der Antwort der Studierenden beeindruckt hat: Sie denken eigentlich immer von der Zukunft her. Ich glaube, das müssen wir auch tun. Wenn wir fragen, was Bildung heute ist, dann zunächst einmal das: Was ist eigentlich das Ziel, das wir als Universitäten bei unseren Graduierten, ich sage es einmal schlicht, als Resultat, als Produkt erreichen wollen? Es ist heute wichtig, die Studierenden frühzeitig in einen Dialog einzubinden, welche Inhalte man erarbeitet, wie wir das tun und wie man dadurch später als Gebildeter die Möglichkeit hat, sich in der Gesellschaft zu engagieren. Das haben diese Studierenden auch mehrheitlich gesagt.

Schmoll Herr Professor Freimuth, Herr Rachel hat gesagt, dass bei der Digitalisierung die Hochschullehrer im Grunde zu Lernbegleitern würden. Das hat man auf anderer Ebene in der Schule auch schon gedacht, kam aber inzwischen vollkommen davon ab. Ich würde gern von Ihnen wissen, ob Sie sich aus Ihrer Erfahrung gerade an der Universität Köln mit diesem ungeheuren Zuwachs von Studierenden und ihrer Heterogenität so etwas überhaupt vorstellen können.

Freimuth Der Begriff ist jetzt doch etwas allgemein: Dass Studierende bei der Lehre nicht alleingelassen werden sollen, ist für mich ein ganz wesentlicher Bestandteil guter Lehre und eines guten Bildungsangebots an der Universität. Das bedeutet, dass sie zumindest einen engen Kontakt zu den Lehrenden haben. Den müssen wir sicherstellen, er muss im engen zeitlichen Abstand erfolgen können und ohne Hürden möglich sein. Ob ich das jetzt als begleitetes Lernen bezeichnen würde? Davor schrecke ich eher zurück. Aber der Kontakt ist essentiell – ob digital oder persönlich, ist gar nicht so wichtig. Wir haben in manchen Studiengängen, etwa in der Betriebswirtschaft und in der Lehrer- und Lehrerinnenbildung, ausgesprochen schlechte Betreuungsrelationen, also es gibt viele Studierende pro Lehrperson. Das erschwert einen direkten Austausch. Wir streben selbstverständlich an, dass auch in diesen Fächern in kleinen Gruppen gelehrt und unterrichtet werden kann und ein guter Austausch zwischen Studierenden und Lehrenden möglich ist. Aber das ist mitunter eine große Herausforderung. Ich möchte nochmals betonen, dass das sehr fächerspezifisch ist und nicht

so sehr mit der Größe der Universität korreliert – in manchen Fächern sind die Betreuungsrelationen bei uns, auch im internationalen Vergleich, gar nicht so schlecht. Leider ist es nicht so einfach, an der Betreuungsrelation in einem Fach etwas zu verändern, wenn dieses Fach so hoch nachgefragt ist, dass alle Studienplätze belegt sind. Bei uns in Köln ist das nahezu in jedem Fach so. Denn dann ergibt sich die Betreuungsrelation unmittelbar aus dem Gesetz, nämlich der Kapazitätsverordnung. Vielleicht kann das Digitale in dieser Situation helfen. Aber wer glaubt, dass die Digitalisierung ein Mittel ist, mit dem man Studiengänge billiger machen kann, der täuscht sich. Gute Betreuung erfordert in jedem Fall gute Ausstattung, Infrastrukturen und genügend qualifiziertes Personal, und das ist kostenlos nicht zu haben.

Schmoll Was tun Sie konkret gegen diese schlechten Betreuungsverhältnisse, gerade in diesen Fächern? Haben Sie Tutoren? Haben Sie Lehrbeauftragte, die ja immer nur Zeitlösungen sind?

Freimuth Auch Lehrbeauftragte benötigen wir unbedingt. Aber wir würden die Betreuung natürlich gern primär – und das versuchen wir zurzeit sehr aktiv an der Universität Köln – mit Dauerbeschäftigten realisieren. Wir versuchen dabei der Heterogenität der Studiengänge und Betreuungsrelationen durch verschiedene Lehrangebote gerecht zu werden. Unsere Angebote sehen in den Geisteswissenschaften, Naturwissenschaften oder in der Betriebswirtschaftslehre daher unterschiedlich aus. Auf der Personalebene lösen wir das zum Teil durch Spezialisierungen. Das Problem mit der Kapazitätsverordnung bei der Schaffung von Personal bei hoch nachgefragten Studiengängen bleibt jedoch bestehen: Wenn Sie jemanden einstellen, um mehr Lehrveranstaltungen anzubieten, dann erhalten Sie dafür gleichzeitig mehr Studierende nach der Kapazitätsverordnung, und an der Betreuungsrelation verändert sich dadurch nichts. In dieser Situation gibt es also nur wenig Spielräume: Sie können versuchen, einige relativ große Veranstaltungen anzubieten, in denen Sie viele gleichzeitig erreichen, und ansonsten auf kleinere Veranstaltungstypen zu setzen. Wir haben finanzielle Anreize für Fakultäten gesetzt, damit sie das Arbeiten in kleinen Gruppen ermöglichen. Aber grundsätzlich muss ich schon sagen: Wenn wir jetzt über die Verbesserung der Qualität der Lehre durch zusätzliche Mittel reden, dann muss ein Aspekt sein, dass die Personaldecke im Bereich der Lehre und die Zahl der Studierenden in ein vernünftigeres Verhältnis gebracht werden.

Schmoll Lieber Herr Schüller, wäre es nicht an der Zeit, über die Abschaffung der Kapazitätsverordnung nachzudenken? Darüber reden

wir seit Jahrzehnten und dennoch passiert nichts auf diesem Gebiet, sondern es ist ein Teufelskreis.

Freimuth Darf ich dazu zwei Dinge anmerken? Erstens: Es gibt bei uns ebenso eine Menge Professorinnen und Professoren sowie Mitarbeitende, die durch Drittmittel aus dem Forschungsbereich gefördert werden. Und diese lehren auch alle, obwohl sie eigentlich gar nicht müssten. Aber sie lehren, weil sie ein Interesse daran haben und Lehre zur Gewinnung wissenschaftlichen Nachwuchses essenziell ist. Zweitens: Ich dachte früher, die Kapazitätsverordnung müsste sofort weg. Aber sie schützt uns auch davor, dass noch mehr Studierende bei konstanter Personaldecke an die Universität kommen. Deswegen würde ich sagen, sie könnte weg, wenn es in die richtige Richtung geht, aber bitte nicht in die falsche.

Schüller Sie würden für den Bund offene Türen einrennen und bei den Hochschulen erst recht. Ich sehe nicht, dass es da unüberwindbare Hindernisse gibt, denn bei den Beispielen, die Herr Rachel genannt hat, bei denen sich Bund und Länder verständigt haben, ist zumindest vereinbart, dass die KapVO für diesen Bereich außer Kraft gesetzt wird, damit nicht diese Effekte eintreten, die Herr Freimuth beschrieb: Wenn ich mehr Lehrpersonal habe, explodieren meine Studierendenzahlen. Die Kapazitätsregeln würden ihren Realitätsbezug verlieren, wenn man sie immer unreflektiert anwenden müsste. Denn es ist ja eigentlich so: Von Herrn Professor Handke hier habe ich viel über Digitalisierung gelernt. Aber wie soll denn das funktionieren, wenn ich in diesen Semesterwochenstunden und in diesen Kapazitätsauslegungen denke? Da kommt man an ein natürliches Ende oder man bläst Bürokratien auf. Ich bin da sehr optimistisch. Jetzt muss man auch schauen, wie das die Rechtsprechung aufnimmt. Aber als umsetzbare Forderung liegt es auf dem Tisch.

Schmoll Vielen Dank. Herr Professor Alt, ich möchte Sie bitten, ein wenig Licht in die Wirrnis des Bildungsbegriffs zu bringen, und Sie fragen: Was halten Sie eigentlich für einen zukunftsfähigen Bildungsbegriff? Sie müssen nicht gleich bei Meister Eckhart anfangen, aber ich möchte Sie um eine Schärfung der Begriffsvorstellung bitten.

Alt Man kann den Bildungsbegriff nicht ganz entkoppeln vom Systembegriff, also dem Begriff des Universitäts- und Hochschulsystems. Auf der einen Seite stellen wir fest, dass der Bildungsbegriff, mit dem wir heute arbeiten, vielleicht noch in den Sonntags- und Festreden etwas mit Humboldt zu tun hat, in der Praxis aber weniger. Wenn man sich heute Texte aus den frühen 1960er Jahren ansieht, von Karl Jaspers oder Helmut Schelsky, die sich mit dem Bildungssystem beschäftigten, dann

muten sie durch ihr Pathos und ihre Fokussierung auf Begriffe wie „geistige Haltung“ und „Freiheit“ schon etwas antiquiert an. Es ist auffällig, dass überhaupt nicht vom Berufsmarkt die Rede ist, von Employability und anderen Kategorien. Heute fehlt mir zuweilen das Bewusstsein dafür, dass der Bildungsbegriff, sofern er für das Universitätssystem in Anschlag kommt, kein Ausbildungsbegriff ist. Diese Differenzierung würde ich schon für wichtig halten. Den Kampf gegen den Begriff Ausbildung als Begriff für das Hochschulsystem habe ich verloren, da versuche ich mich gar nicht mehr zu engagieren. Ich bin aber trotzdem der Meinung, dass es eben nicht Ausbildung ist, sondern Bildung. Es handelt sich um einen Prozess, der unabschließbar ist, wie es auch im Konzept des lebenslangen Lernens aufscheint. Das gab es also schon vor Bologna. Natürlich sind mit dem Begriff Bildung in diesem Sinne Haltungen verbunden, kritisches Bewusstsein, Reflexionsvermögen, auch das Vermögen, unter Umständen die eigene Expertise in Dimensionen ihres Missbrauchs zu reflektieren. Das alles sind Haltungen, die meiner Meinung nach auch für universitäre Bildungsaufträge wichtig sind und die sich nicht in dem reinen Nutzenaspekt erschöpfen, der heute häufig im Vordergrund steht. Damit will ich jetzt nicht einem Bildungskonservatismus das Wort reden. Ich bin der Meinung, dass wir uns in differenzierter Art und Weise klar sein müssen, dass, bei aller Gleichwertigkeit von beruflicher Bildung und hochschulischer Bildung, das hochschulische System und im Besonderen das universitäre System eines ist, das eben nicht ausbildet. Ausbildung suggeriert, dass sie irgendwann zu einem Ende kommt. Das stimmt übrigens bei der beruflichen Ausbildung auch nicht, man muss heute, wie gesagt, lebenslang lernen. Der Unterschied im Grad der Prozessualität ist wichtig. Und das zweite ist, weswegen ich jetzt nicht mit dieser Begriffsanalyse für ein Festhalten an ganz alten Bildungskonzepten plädieren will, dass der Bildungsbegriff für das jeweilige System passen muss. Wir haben es gehört und die Zahlen sind bekannt. Wir leben in einer Situation, in der fast sechzig Prozent eines Jahrgangs ein Hochschulstudium aufnehmen. Das Wachstum ist gerade in den letzten zehn Jahren immens gewesen, die Zahl der Studienanfänger hat sich von 380.000 auf 510.000 erhöht. Es ist klar, dass wir ein anderes System für diese Zahl brauchen als in der Zeit, als ich mein Studium begann. Im Jahr 1979 haben achtzehn Prozent eines Jahrgangs ein Studium aufgenommen. Wir haben schon in einer Massenuniversität studiert, das war nicht das Paradies auf Erden und dabei herrschten schon andere Bedingungen als in den 1950er Jahren.

Wir brauchen heute mehr denn je Passfähigkeit der Studiengänge sowie eine forschungsorientierte Lehre, weil zur Bildung im universitären Kontext einfach die Forschungsbasis gehört. Wir brauchen das Bewusstsein für Bildung als Haltung. Das ist gerade vor dem Hintergrund der Wissenschaftskritik, die momentan auf der populistischen Seite erklingt, wichtig, und bei den großen Schlüsselthemen unserer Zeit, dass wir junge Menschen mit einer Expertise versorgen, die einerseits Problemlösungskompetenz bietet, die aber zugleich – und da bin ich schon der Meinung, dass der alte Begriff Persönlichkeitsbildung Relevanz hat – mehr ist als nur Sach- und Fachkenntnis. Das müssen wir den Universitäten immer wieder als Mission auf den Weg geben. Vielleicht können wir das nachher noch mit der Frage der Digitalisierung verzahnen, weil ich gern die These, dass die Digitalisierung in ihrer kompletten Realisierung die Humboldt'sche Universitätsidee umzusetzen hilft, kritisch infrage stellen würde.

Schmoll Herr Professor Erb, glauben Sie nicht, dass viele Konflikte zwischen Forschung und Lehre genau an der Stelle entstehen, an der Bildung eigentlich ein hochreflexiver Prozess ist und Forschung ganz andere Erfolgskriterien hat – nämlich die überprüfbare Kommunikation, die Gesichertheit von Ergebnissen –, während dieser Bildungsprozess, der auch im Mittelpunkt der Lehre stehen soll, von niemandem anders geleistet werden kann als von den Studierenden selbst?

Erb Sie haben natürlich recht, wenn Sie sagen, dass – und das klang eben an verschiedenen Stellen an – zum Bildungsauftrag der Hochschulen, der Universitäten im Speziellen, eben dieses hohe Maß an Fähigkeit zur Selbstreflexion und zur Reflexion auch dessen, was andere meinen und denken, dazu gehört. Ich glaube aber, dass der Widerspruch, den Sie vielleicht im Moment sehen, so nicht besteht. Auch Forschung ist ein Vorgang, bei dem im hohen Maße Reflexionsfähigkeit gefordert ist. Ich glaube, dass das für alle Arten von Forschung gilt, für alle unsere Fachbereiche und Fakultäten, je nachdem, wie wir konstituiert sind, und auch für diesen scheinbaren Dipol zwischen Berufsbildung und allgemeiner Bildung, diesen beiden Facetten von Hochschulbildung, von universitärer Bildung. Dem wohnt kein Widerspruch inne. Das eine kann das andere ergänzen und muss es auch. Was wir von den Studierenden erwarten, die heute die Universitäten verlassen, ist, dass sie nicht nur für die nächsten wenigen Jahre berufsfähig gemacht sind, sondern allgemeine Kompetenzen erwerben, um noch einmal diesen Begriff zu bemühen, die sie dann lebenslang bei der Gestaltung ihres eigenen Lebens und ihres Berufslebens unterstützen. Das bedeutet nicht, dass sie

damit ausgelernt haben. Natürlich findet dieser Prozess immer weiter und immerfort statt, aber einen guten Teil der Grundausstattung möchten wir unseren Studierenden gern im Studium mitgeben. Ich verdeutliche das noch einmal an einem Beispiel: Mein Heimatfachbereich ist die Physik. Wir haben keine eigene physikalische Industrie und kein direktes Berufsbild für Physikerinnen und Physiker. Trotzdem schaffen wir es, dass unsere Studierenden, unsere Absolventinnen und Absolventen als aufgeklärte Menschen in die Welt gehen – das ist ein ganz wesentlicher, wichtiger Schwerpunkt – und zugleich ein hohes Maß an Berufsfähigkeit besitzen, weil Firmen und Behörden sie gern in Beschäftigungsverhältnisse nehmen. Das muss gar kein Widerspruch sein, sondern kann sich gerade ergänzen.

Schmoll Als wie wichtig würden Sie denn Kontinuität von Studien und Ortsbezogenheit einschätzen? Herr Rachel sagte vorhin, dass es die Zukunft des Studiums ist, dass man sich bei verschiedenen Anbietern Module zusammenstellt. Ich kann mir das im Augenblick praktisch noch nicht vorstellen. Wer zertifiziert die Qualität? Reicht es, wenn der Wissenschaftsrat da einmal darüber schaut? Wie gestaltet man das Studium dann, damit es ein Ganzes wird? Ist es nicht im Augenblick schon schwierig genug, einen Bachelor und einen vernünftigen Master zu gestalten?

Erb Ich hatte vorhin schon versucht, bei meinem Eingangsstatement einzuflechten: Ja, das könnte technisch funktionieren. Aber das ist nicht deckungsgleich mit meiner Vorstellung von universitärer Bildung. Noch einmal: Ich glaube, dass Studium ein eigener Lebensabschnitt ist, den die Studierenden auch als solchen erfahren, erleben und auch genießen sollten. Es ist für mich wichtig, dass das zusammenkommt. Das bedeutet nicht, dass sie zwingend ihr gesamtes Studium an einer Hochschule oder Universität verbringen müssen. Ein Wechsel an eine andere Hochschule oder Universität kann gut sein. Das öffnet neue Perspektiven und ist ein wichtiger Bestandteil. Aber ich glaube, dass abgestimmte Studienprogramme, bei denen sich Menschen vorher gut überlegt haben, warum das Studium so aufgebaut ist, an verschiedenen Orten durchaus unterschiedlich sein können.

Schmoll Herr Freimuth, würden Sie zustimmen oder können Sie sich das mit den unterschiedlichen Anbietern vorstellen?

Freimuth Ich stimme ihm zwar im Grunde zu, aber ich habe auch überhaupt kein Problem damit, wenn es kleinere Bildungsmodule gibt. Ich könnte mir sogar vorstellen, dass Universitäten sie selbst zu bestimmten Themen anbieten. Das könnte ein wunderbarer Beitrag zur

Weiterbildung sein, denn es muss ja nicht jede Weiterbildung und jedes spezialisierte Lehrangebot drei Jahre dauern. Und wenn solche Bildungsmodule von der Universität angeboten würden, wären sie zertifiziert durch die Expertise, Reputation und Akkreditierung der Universität. Das kann natürlich ebenso von privaten Bildungsanbietern kommen, da gibt es zum Teil sehr gute Angebote. Es könnte außerdem zum Beispiel das Weiterbildungsproblem bei der Lehrer- und Lehrerinnenbildung lösen. Das Problem ist, dass die Lehrerinnen und Lehrer sich in der Regel keine teuren Weiterbildungsprogramme leisten können. Wenn man den Hochschulen dagegen erlauben würde, Weiterbildung kapazitär anzurechnen, könnten wir sie sofort und relativ günstig anbieten, weil wir die Expertise haben. Ich bin da sehr offen: Ich würde das alles gern ausprobieren und dann bewerten. Was gut ist, soll man weiter anbieten. Ich habe mit vielen Studierenden gesprochen, die neben ihrem regulären Studiengang andere Studiengänge und einsemestrige Kurse an anderen Hochschulen belegt haben, etwa in digitalen Kursen amerikanischer Universitäten. Das ist eine große Bereicherung, sofern die Qualität gesichert ist – und das kann man erreichen. Ich stimme allerdings explizit zu, dass – trotz aller Bildungsmodule – ein durchgestalteter Studiengang als Grundqualifikation sehr wichtig ist. Darüber hinausgehende andere Angebote sind eine Bereicherung.

Erb Aber das ist genau der Punkt: Weiterbildung kann gut auf solchen Elementen beruhen.

Schmoll Herr Alt, die Weiterbildung ist eigentlich die einzige Möglichkeit für Hochschulen, mit der sie wirklich Geld verdienen können. Aber trotzdem machen sie relativ wenig Gebrauch davon. Oder haben Sie einen anderen Eindruck bei der Hochschulrektorenkonferenz?

Alt Das hat ja verschiedene Gründe. Es gibt zum Beispiel ein europäisches Beihilferecht, das etwas hinderlich ist, und auch einige andere rechtliche Restriktionen. Ich glaube nicht daran, dass es wirklich eine Geldquelle ist, das versuchen Ihnen immer jene Kolleginnen und Kollegen zu erklären, die mit Enthusiasmus ihren Präsidenten oder Rektoren ein Weiterbildungsprogramm schmackhaft zu machen versuchen. Es sei ja kostenneutral nach dem Muster: Geheizt wird ohnehin, das Sekretariat ist auch besetzt und Bibliotheken und Labore gibt es. Aber es ist eine Zusatzleistung, die angesichts ohnehin hoher Deputate erbracht wird und damit in der Regel bei den meisten Studiengängen nicht kostendeckend ist. Wir hatten an meiner früheren Universität zwei kostendeckende Studiengänge, einen im Bereich der Veterinärmedizin und zwar eine kostspielige Weiterbildung für interna-

tionale Veterinäre, und einen im Bereich des Managements, in dem es um Steuerkompetenzen ging. Alles andere war nicht rentabel, wenn man es unter diesem Begriff des Nutzens betrachtet. Das macht mir Sorgen, denn es ist so, dass die Weiterbildung in den Händen der Hochschulen liegen sollte. Betrachte ich den Markt, dann sehe ich, dass es einen starken Wildwuchs gibt, den wir nicht mehr überschauen. Es gibt Zertifizierungen, die den Namen nicht verdienen, und es gibt eine Menge unseriöser Anbieter. Man muss erkennen, dass primär da, wo Wissenschaft betrieben wird, Weiterbildung in einem hochprofessionellen Sinne stattfinden kann. Aber wir sind eigentlich nicht entsprechend gerüstet. Während des großen Hypes vor zehn Jahren sagten alle: Wir machen Weiterbildung. Da gab es sogar Universitäten, die eigene Universitäten für Weiterbildung gründeten. Sie liefen aber nicht so richtig, weil man unterschätzte, dass es schon damals einen privaten Konkurrenzmarkt gab. Der Enthusiasmus nahm ab. Jetzt haben wir die Situation, dass wir wirklich mehr tun müssen. Ich bin der Meinung, dass das Digitale in den nächsten Jahren und Jahrzehnten ein Kernbereich der Weiterbildung sein wird. Ich finde, da müssten wir gerade auch unsere Fachhochschulen in die Lage versetzen, mehr Kapazitäten aufzubauen, dies mit den regionalen Partnern im Bereich der Wirtschaft zu organisieren und zu sagen: Wir machen einen Transfer und mit euch gemeinsam Forschung, dafür für Euch im Gegenzug, dadurch, dass wir eure Infrastruktur nutzen, Weiterbildung. Nur ist auch das nicht kostenneutral, sondern man braucht zusätzliche Ressourcen. Denn mit dem Lehrdeputat von achtzehn Stunden bei Hochschulen und neun Stunden an Universitäten werden Sie kaum Personal bekommen, welches das wirklich überzeugend und gut macht.

Schmoll Herr Schüller, können Sie sich denn aus diesem Grunde von Bundesseite vorstellen, solch einen Fachhochschulausbau zu unterstützen?

Schüller Wir unterstützen ja schon. Nicht flächendeckend und nicht in diesen Größenordnungen, die Herrn Alt wahrscheinlich vorschweben. Wie macht man das? Wie bringt man regionale Wirtschaft, Nachfrageseite, Hochschulseite zusammen? Wie konstruiert man die Curricula, den Lehrbetrieb? Das muss noch anders flexibilisiert werden. Es gibt eine ganze Reihe von guten Ansätzen quer durch die Republik verteilt. Und das halten wir auch für sinnvoll und ausbaufähig. Wir müssen die noch etwas verstreuten Instrumente auch in unserem Hause besser bündeln. Wir haben ja die Historie des Programmwachstums, aber erschweren damit eine gewisse Durchlässigkeit in den Finanzierungsmöglichkeiten. Das ist verbesserungswürdig und die Verbesserung haben wir uns

vorgenommen, zum Beispiel indem wir die Kompetenzen für die Fachhochschulen in einem eigenen Referat bündelten.
Was das Weiterbildungsthema betrifft, hat Herr Alt recht. Wir versuchten es im Wissenschaftsrat zu diskutieren: Haben die Hochschulen mehr Möglichkeiten, das auch tatsächlich umzusetzen? Da war der Durchbruch noch nicht da. Und wir haben tatsächlich das Faktum, dass wir in Märkten unterwegs sind, gerade wenn ich den IT-Bereich nehme, in denen das Thema Beihilfe schnell auch über öffentliche Zuwendung thematisiert wird. Da müssen wir noch nach Auswegen suchen. Ich wollte mich noch rückblickend zum Bildungsbegriff äußern: In meiner Wahrnehmung gehört der Bildungsbegriff, wie Herr Alt ihn variiert oder geschildert hat, nicht zur bedrohten Art oder gar zu einer aussterbenden, sondern ganz im Gegenteil. Unsere Studierenden denken nicht nur in diesen Kategorien wie Employability oder Arbeitsmarktchancen. Ich habe da sehr viel Hoffnung, dass uns der Bildungsbegriff nicht verloren geht, sondern im Gegenteil, dass er sich stärkt.

Schmoll Vielen Dank. Herr Paul, ich würde Sie gern noch einmal um den Blick von außen auf den Weiterbildungsmarkt und auf diese verschiedenen Sektoren, auch auf den privaten Sektor, bitten. Wie bekommt und wie hält man das zusammen? Wie zertifiziert man? Wie praktizieren Sie das in den Niederlanden?

Paul Zunächst einmal ist der Begriff lebenslanges Lernen bei uns in den Niederlanden ein Begriff, dem sich natürlich alle Universitäten und Fachhochschulen – wir haben ja dieses binäre System – verpflichtet fühlen. Auch bei uns darf eigentlich kein Lehrprogramm angeboten werden, das nicht akkreditiert ist. Ich glaube, man unterliegt einer Gefahr, wenn man sagt: Die Weiterbildung soll im privaten oder hochschulfernen Rahmen angeboten werden, dann entsteht ja ein großer, unkontrollierbarer Markt. Ich denke, dass die Zertifizierung, Akkreditierung, die Qualitätskontrolle solcher weiterbildender Mechanismen und Strukturen wichtig ist, denn man muss ein Kontinuum der Qualität herstellen. Man kann nicht sagen: Jemand erlangt seinen Bachelor, Master oder einen anderen Abschluss und damit endet die Universitätszeit. Sondern es geht darum, dass sich Universitäten und Fachhochschulen verpflichten, dieses Thema weiter zu bearbeiten. Wir machen das mit unseren Kollegen und Kolleginnen in anderen Hochschuleinrichtungen in den Niederlanden intensiv. Dadurch ist ein gewisser Qualitätsstandard erreicht. Es gibt ein sehr eng strukturiertes, staatlich kontrolliertes Studium, und auch danach muss man sich als Hochschule diesem Thema verpflichtet

fühlen. Das bedeutet Qualitätskontrolle, Akkreditierung und entsprechende Nachhaltigkeit.

Schmoll Vielen Dank. Weil ich finde, dass wir bezüglich der Heterogenität der Studierenden noch eine Antwort schuldig geblieben sind, möchte ich darauf zurückkommen. Herr Freimuth, Sie haben Erfahrungen damit. Aber wie bekommen Sie denn überhaupt heraus, wie die unterschiedlichen, auch fachlichen Voraussetzungen beschaffen sind? Das dürfte vor allem in Massenstudiengängen wie BWL oder Lehramt schwierig sein. Herr Rachel hat vorhin – weil es die Länder betraf, konnte er das ganz offen sagen –, von unterschiedlichen Schulpolitiken und Erwartungen gesprochen, zum Beispiel in der Mathematik, einem Fach mit besonders hoher Abbruchquote.

Freimuth Wir gehen zunächst einmal davon aus, dass Leute mit einer Hochschulzugangsberechtigung, nämlich mit dem Abitur, ein gewisses Know-how mitbringen und eine gewisse Grundqualifikation haben. Das ist natürlich nicht in jedem Einzelfall so. Im sprachlichen Bereich gibt es häufig große Defizite wie auch im mathematischen und im digitalen Bereich. Aus diesem Grund sind wir dabei, ein Zentrum aufzubauen, das passende Angebote macht, damit die Studierenden eventuelle Defizite abbauen können oder um noch mehr zu lernen und in bestimmte Bereiche hineinzusehen. Wir hatten das Zentrum schon in einem gewissen Umfang, haben es aber aus reinem Geldmangel noch nicht so systematisch betrieben, wie ich es mir eigentlich wünsche. Wir müssen einfach damit leben, dass aufgrund unterschiedlicher Interessen oder Begabungen eine gewisse Diversität vorliegt. Aber es ist nicht gut, wenn beispielsweise aufgrund einer Schwäche in Mathematik ein ansonsten herausragend qualifizierter Student nicht weiterkommt. Da versuchen wir gegenzuhalten und mit Unterstützungsangeboten die notwendige Qualifizierung zu gewährleisten. Natürlich funktioniert das nur in begrenztem Umfang: Wer etwa einen mathematisch orientierten Studiengang wie Physik studiert und grundlegende Schwierigkeiten mit der Mathematik hat, wird es schwer haben. Insgesamt bin ich der Meinung, dass die Lehrangebote der Universitäten auf die Heterogenität der Studierendenschaft reagieren müssen und ihre Angebote so gestalten, dass sie die Erwartungen der Studierenden und ihre Zukunftspläne in den Blick nehmen. Diese Differenzierung stellt uns vor gewisse Herausforderungen, aber sie ist nicht unmöglich. Im Übrigen muss ja auch nicht jede Institution alles abbilden. Es ist eben eine Entscheidung, wie sie sich ausrichtet und was sie anbietet. Bei uns ist zum Beispiel ganz klar: Die Lehrer- und Lehrerinnenbildung wird immer ein großer

Profilteil unserer Universität sein. Diesen Bereich müssen wir aufgrund der Erwartungen der Studierenden und der klaren Ausrichtung auf einen bestimmten Beruf anders strukturieren als beispielsweise eine grundlagenorientierte Naturwissenschaft. Das ist aber möglich und wir sind da relativ gut vorangekommen. Wir haben neben den Fakultäten mittlerweile ein Zentrum für Lehrer- und Lehrerinnenbildung, das sich sehr gut genau diesen Belangen widmet. Es unterhält ein Netzwerk von fast tausend Schulen im Rheinland, wo die zukünftigen Lehrer und Lehrerinnen ihre praktischen Anteile schon leisten können. Wir richteten für die Ankopplung der anderen Studiengänge an berufsrelevante Bereiche ein Professional Center ein. Wir haben in der Medizin, wo man bei aller Bildungsorientierung am Ende Ärztinnen und Ärzte haben möchte, die nicht nur theoretisieren, sondern bei denen man in guten Händen ist, längst so etwas wie ein Skills Lab, in dem praktisch und praxisnah gelehrt wird. Diese Art von Differenzierung muss möglich sein. Unser eigentliches Ziel ist tatsächlich, dass wir innerhalb einer Ausrichtung Studierenden ermöglichen wollen, Akzente zu setzen, entweder etwas mehr berufsorientiert oder, wenn sie sehr forschungsaffin sind, stärker forschungsorientiert zu studieren. Es muss also immer neben einem grundständigen Teil einen Bereich des Studiums geben, der für die Studierenden frei gestaltbar ist. Bei uns gibt es in jedem Bachelor- und Masterstudiengang zwölf Credit Points, die die Studierenden außerhalb ihres eigenen Bereichs frei wählen und gestalten können. Insofern gibt es Möglichkeiten, aber sie stellen eine größere Herausforderung dar und manchmal ist es tatsächlich so, dass einige mit einer sprachlichen oder mathematischen Qualifikation kommen, die wirklich sehr grenzwertig ist. Da muss man ganz klar Empfehlungen aussprechen können, ob hier eine Nachqualifikation erfolgen sollte.

Schmoll Und manchmal vielleicht sogar die Empfehlung, dass das Studium nicht das Richtige ist?

Freimuth Ja, das kann man zwar empfehlen, aber es ist trotzdem so, dass sie formal eine Hochschulzugangsberechtigung haben. Und wenn Sie in dem Fach keinen Numerus clausus haben, müssen diese Studierenden aufgenommen werden. Sie können nicht sagen: Okay, sie sind selber schuld, die lassen wir jetzt einfach da sitzen. Nein! Wir versuchen, uns trotzdem um solche Fälle zu kümmern, damit sie ein gutes Ende nehmen.

Schmoll Herr Erb, die sehr große Universität Frankfurt am Main ist ähnlich strukturiert. Wie gehen Sie mit der Heterogenität um?

Erb Ich möchte in weiten Teilen Herrn Freimuth zustimmen. Das ist eine Aufgabe, der wir uns stellen müssen, und das tun wir auch. Sie hatten vorhin gefragt, wie Studierende überhaupt erst einmal etwas über ihr Studium herausfinden. Wichtig ist auch, dass die Studierenden oder diejenigen, die sich für ein Studium interessieren, das selbst noch einmal für sich ergründen. Von den vielen Möglichkeiten nenne ich eine: Es gibt Online-Studienwahlassistenten, bei denen sich Studieninteressierte vorher über das Studienangebot näher informieren können und auch vorab quasi schon beraten werden, welche Fähigkeiten sie aus der Schule mitbringen sollten, um in einem solchen Studiengang erfolgreich zu sein. Wir bauen Unterstützungsstrukturen von Mathematik-Brückenkursen bis zu Schreibwerkstätten auf. Was übrigens alles Geld kostet, das muss klar sein. Und dieses Geld muss irgendwo herkommen. Die Voraussetzung ist natürlich, dass die Schülerinnen und Schüler, die Studierende werden, in ihrer Schulzeit ein gewisses Überblickswissen erhalten, das Lernen gelernt sowie das Interesse haben und bereit sind, sich auf die Universität einzulassen. Ich glaube, das ist die einzige Grundvoraussetzung, die wir keinesfalls an der Universität nachholen können. Gewisse einzelne Fachkompetenzen oder Fachwissen an der einen oder anderen Stelle zu ergänzen, das ist eine Aufgabe, der wir uns stellen müssen, und ich glaube, dass wir das auch können.

Freimuth Selbstverständlich haben wir auch eine Studienberatung, die dazu dient, Studierenden unter Umständen nahezubringen, dass sie sich das falsche Fach ausgesucht haben. Es könnte die Empfehlung geben, in eine ganz andere Richtung, an eine andere Art von Hochschule oder in eine duale Ausbildung zu gehen. Wir arbeiten sehr eng mit den entsprechenden Bildungsangeboten aus anderen Richtungen zusammen und nutzen das, damit man den Studierenden relativ frühzeitig sagen kann, ob sie das Richtige von ihren Befähigungen her tun oder nicht. Wir haben keine Möglichkeiten, einfach ohne Weiteres die Tür zuzuschlagen. Wenn jemand im vierzigsten Semester ohne einen einzigen Qualifikationsnachweis ist, würden wir uns schon überlegen, ob ein weiteres Studium sinnvoll ist. Aber das sind so wenige Fälle, dass sie kein wirkliches Kernproblem darstellen.

Schmoll Und es handelt sich nicht um kostenträchtige Studiengänge, sondern um Philosophie oder ähnliches?

Freimuth Das Phänomen gibt es auch bei Physikern.

Schmoll Herr Alt, zu einer wirklich guten Lehre gehört ja, dass man als Hochschullehrer davon überzeugt ist, dass die Lehre einen im Grunde selbst in der Forschung befruchtet. Jedenfalls habe ich das immer als

Impetus bei Hochschullehrern erlebt. Keiner wollte auf die Zusammenarbeit und das gemeinsame Denken mit den Studierenden verzichten. Warum eigentlich gehört es immer noch zu den erstrebenswertesten Zielen, auch innerhalb der Exzellenzstrategie, von der Lehre befreit zu werden? Warum ist es immer noch eine der besonderen, sozusagen Belohnungen für einen guten Forscher, die Lehre los zu werden?

Alt Das hat etwas mit der Reputationsmessung zu tun. Erkenntnistheoretisch gesehen haben Sie völlig recht. Da gilt die alte Gleichung, dass das, was ich mir gerade in der Forschung an Hypothesen überlege, woran ich arbeite, auch mir selber klarer und transparenter wird, wenn ich es in der Lehre zur Diskussion stelle. Nun muss man dazu sagen, dass ein großer Teil der Lehre – auch wenn wir immer von forschungsorientierter Lehre als Ziel sprechen – nicht unbedingt in diesen Bereich fällt, sondern vieles gerade im Bachelor-System sehr stofforientiert ist und eine einführende Lehre darstellt. Das ist das erste. Das zweite ist, dass wir weiter in einem System leben, in dem sich das Renommee der wissenschaftlichen Persönlichkeit wesentlich an Forschungsleistungen misst. Wir sind bei der Messung von Forschungsleistungen einer quantitativen Ebene sehr differenziert, mit zum Teil fragwürdigen Auswüchsen. Das geht schon mit solch banalen Dingen los, dass wir für die Berufung auf eine Professur große Anstrengungen unternehmen, um Forschungsleistungen zu überprüfen. Das beginnt mit dem Vortrag und setzt sich mit der Diskussion fort – die Gutachten fokussieren ausschließlich Forschungsleistungen. Sie können auch gar nicht anders, denn sie haben in der Regel keinen Eindruck von den Lehrleistungen. Ich habe einen sehr langen Kampf an meiner Universität darum geführt, dass wir die Lehrprobe tatsächlich als Element des Berufungsverfahrens etablieren. Das gelang nicht im ersten Anlauf. Es gab Kompromisslösungen dergestalt, dass man wahlweise ein ausführliches Papier zur eigenen Lehrplanung vorlegen konnte. Die Einführung der Lehrproben führte aber zu Veränderungen. An den Fachbereichen wurde bald festgestellt, dass das etwas bringt. Ich bin ein großer Verfechter dieser Idee, aber man muss mit diesem Instrument sehr sorgfältig umgehen. Der Eindruck einer schiefgegangenen Lehrprobe kann so fest sitzen, dass eine ganze wissenschaftliche Lebensleistung darüber vergessen wird. Man muss das natürlich in einem entsprechenden Verhältnis zur Forschung gewichten. Aber ich finde, dass wir uns selbst betrügen, wenn wir glauben, dass die Lehrqualität allein durch Verlautbarungen und Bekundungen zu messen ist. Das würden wir bei der Forschung nie tun; wir würden nie jemanden berufen, der sagt: Ich möchte übrigens auch in

dem oder jenen Bereich forschen. In der Lehre machen wir das aber. Da wird die Ankündigung in der Regel schon zum Qualitätsausweis. Damit gehen wir weit hinter die selbstgesetzten Standards zurück. Aber ich habe Hoffnung; es gibt durchaus gute Ansätze. Ich habe immer wieder im Gespräch mit der jüngeren Generation bei der Ernennung festgestellt, dass die Lehre ihnen allen wichtig ist. Wir haben einen wichtigen Schritt dadurch getan, dass in mittlerweile sehr vielen Hochschulen Lehrqualifizierung ein Teil des Programms ist. Man stößt die jungen Menschen nicht mehr ins kalte Wasser und sagt: „Jetzt schwimm." Oder geht von der Fiktion aus: Jemand, der gut forscht, kann auch gut lehren. Das funktioniert manchmal, aber oft nicht. Wir überlassen diese Frage tatsächlich nicht mehr dem Zufall, sondern bieten hochwertige Qualifizierungsprogramme an.

Ich glaube auch, dass es beim Lernen wichtig ist, dass man die akademische Lehre nicht einfach nur vermittelt an die, die am Anfang stehen, sondern dass man sie tailor-made in den einzelnen Karrierestufen ausübt, also auch für diejenigen, die schon etabliert sind. So, wie wir das von unseren Lehrerinnen und Lehrern erwarten, dass sie ihre Unterrichtsmethoden immer wieder anpassen und modernisieren. Dies ist ein völlig simples Ansinnen, das wir an unsere akademische Praxis richten müssen. Da ist noch viel Luft nach oben und ich hoffe, dass sich das im Zuge eines Kulturwandels, den ich in den letzten Jahren schon beobachte, in nächster Zeit weiter dynamisch entwickelt.

Schmoll Trotzdem bleibt es bei dieser schizoiden Situation, dass die Reputationsgewinne im Wissenschaftssystem ausschließlich über Forschung laufen. Es ist ja gut, dass Forschung bei der Exzellenzstrategie im Vordergrund stand. Trotzdem ist es umso schwerer, trotz des deutlich gekürzten Qualitätspaktes Lehre diese Aufmerksamkeit für die Lehre zu erhalten, oder?

Alt Ja, natürlich. Viele Hochschulen vergeben Preise an Lehrende und dazu haben wir gern den Witz erzählt: Der Preis besteht darin, dass man ein Forschungssemester bekommt. Das ist nicht weit entfernt von der Realität. Wobei ich nichts gegen diese symbolpolitisch wichtigen Preise sagen möchte, weil sie auch zeigen, dass es wichtig ist, gute Lehre zu leisten. Ich finde aber auch, dass dabei die Studierenden eine ganz wichtige Rolle spielen. Sie sollen und müssen das noch stärker einfordern.

Paul Ich werde hier schon ein wenig unruhig. Ich habe Deutschland vor elf Jahren verlassen und damals gab es schon die gleichen Diskussionen: Wir müssen jetzt endlich einmal etwas für die Lehre tun. Und ich habe

das jetzt in den Niederlanden so erfahren, dass es dort schon darum geht, Karrierewege aufzuzeigen, wie man durch exzellente Lehre Reputation erwerben kann und nicht eben nur durch Publikationen. Dazu muss man entsprechende Anreize schaffen. Wir haben zum Beispiel Professuren, die sich durch exzellente Lehre profilieren können. Es ist also nicht mehr so, wie es früher oft war: Wer in der Forschung nicht gut ist, muss eben Lehre machen. Sondern dass wir wirklich herausragenden Lehrenden Karrieren anbieten, die zu Reputationen führen und nicht nur zu Papers.

Schmoll Und das heißt, Sie haben den Lehrprofessor?

Paul Wir haben in der Tat Lehrprofessoren, aber das sind Menschen, die nicht nur exzellente Lehre machen, sondern auch über Lehrthemen forschen. Und bei uns ist es mit den Karrierewegen so, dass niemand auf eine Professur berufen wird, wenn er oder sie nicht in der Lehre ausgewiesen ist, und dann geht es um mehr als eine Lehrprobe. Ich habe auch einmal eine Lehrprobe abgegeben. Das ist wie Vorsingen mit dem einzigen Risiko, dass man eine wechselnde Tagesform haben könnte. Deshalb ist es bei uns beispielsweise erforderlich, dass jemand, der eine Professur will, konzeptionell Lehrgänge erarbeitet und inhaltlich gestaltet haben muss. Man kann auch das Thema des forschungsbasierten Lehrens an einer Universität einführen und eine Verbindung zwischen den Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen sowie den Lehrprozessen schaffen. Unsere Studierenden wollen gerade die ausgezeichneten Forscherinnen und Forscher hören. Und viele unserer Fakultäten bieten zum Beispiel gerade am Beginn des Studienjahres Veranstaltungen im Sinne von „Meet the professor“ an, wo Studierende sich nicht in einer Vorlesung oder in einem Seminar, sondern in einem Labor mit diesen Forscherinnen und Forscher treffen können und es dort zu solchen Dialogen kommen kann. Das ist eine wichtige Aufgabe der Universität. Ich denke sicherlich nicht, Herr Freimuth, dass an einer Universität mit fünfzigtausend Studierenden jeder dazu auserkoren sein kann, und es werden natürlich nicht alle Professoren. Aber die Grundprinzipien des wissenschaftlichen Denkens können vermittelt werden. Das ist ein Teil eines Lehrprozesses, auch in Fächern, die, wie Lehrerbildung oder andere, mehr praktisch orientiert sind. Denn diese Menschen müssen wieder die Bildung von anderen stimulieren.

Freimuth Ich stimme dem explizit zu. Ich möchte aber gern eines sagen: Es gibt bei uns ganz herausragende Forscher, die formal sogar ihre Lehre um mehr als die Hälfte reduzieren könnten, weil sie so erfolgreich in der Einwerbung von Forschungsmitteln und anderem sind. Es gibt unter

ihnen aber welche, die das ablehnen, weil sie gern lehren. Und es gibt sogar welche, die mehr lehren, als sie eigentlich müssten, weil sie mit einem anderen Lehrangebot nicht zufrieden sind und lieber selber eines anbieten. Von diesen gibt es eine ganze Menge. Wir haben Defizite in den Auswahlprozessen, das ist bei uns mittlerweile bei fast jedem Berufungsverfahren ein Thema: Wie ist der Nachweis der Qualität in der Lehre? Dieser Druck ist da und wir sind dabei, dass wirklich in den Blick zu nehmen. Wir achten durchaus bei den besonderen Leistungsbezügen für Professorinnen und Professoren darauf, dass sie eben nicht nur aufgrund der Forschungsleistung, sondern auch aufgrund der Lehrleistung vergeben werden. In sämtlichen Qualifikationsprogrammen für Nachwuchswissenschaftler, zum Beispiel im Tenure-Track-Verfahren, sind ganz dezidiert Nachweise von Lehrerfahrungen enthalten. Wir müssen allerdings eine gewisse Flexibilität bewahren. Wir haben oft den Fall, dass wir gern jemanden von Max-Planck-Einrichtungen berufen würden, weil er ein herausragender Forscher ist. Aber solche Forscher haben in der Regel so gut wie keine Lehrerfahrung. Dennoch können wir sie nicht vollkommen ausschließen. Ein nächster Schritt könnte sein, unsere Partner und ihre Mitarbeiter in der Lehre zu qualifizieren. Es wäre durchaus denkbar, auf Evaluation in der Lehre zu setzen und sie ab- und nachzufragen. Das geschieht ja schon auf einem informellen Wege. Ich gebe zu, es hat eine einseitige Tendenz. Aber Lehrerfahrung wird eingefordert und es gibt durchaus entsprechend angelegte Prozesse, die das in den nächsten Jahren sehr befördern werden. Ein Lehrprofessor wird typischerweise in Deutschland so definiert, dass er zwölf Stunden lehren muss statt neun, was in meinen Augen einfach unmöglich ist. Einer, der besonders gute Lehre macht und einen solchen Schwerpunkt hat, muss ja nicht mit mehr Arbeit sozusagen bestraft werden. Sondern er soll auch Freiräume haben, um seine Lehre weiterzuentwickeln. Wir denken auch darüber nach, ein Lehr-Sabbatical – in Anführungsstrichen – zu ermöglichen, in dem man Zeit hat, neue Akzente in der Lehre zu entwickeln, und wo die Leistungen genauso honoriert werden wie gute Forschungsleistungen. Es wird allerdings noch Zeit brauchen, bis wir das wirklich auf gleichem Bewertungslevel handhaben können, und es wird immer etwas differenziert bleiben. Ich bin aber zuversichtlich, dass wir da vorankommen, gerade weil jetzt so viele Studierende in den Universitäten sind, die ihre Wünsche sehr klar äußern und uns ihre Anforderungen nennen. Mir ist wichtig zu sagen, dass nicht alle immer nur von der Lehre befreit werden möchten.

Schmoll Herr Alt, wir glauben ja eigentlich, dass wir das forschungsbasierte Lehren seit Humboldt selbstverständlich handhaben. Jetzt können Sie zu Humboldt und dem digitalen Lernen Stellung nehmen.

Alt Was meinen Widerspruch erregt, ist gar nicht unbedingt der Hinweis darauf, dass wir durch die Digitalisierung und den Einsatz in der Lehre zu mehr Flexibilität kommen. Das ist in der Tat ein großer Vorteil und wenn Professor Christoph Meinel das meinte, dann bin ich auch bei ihm. Was das jetzt mit Humboldt zu tun hat, da wäre ich etwas skeptisch. Ich denke, wir sollten beim Thema Digitalisierung etwas genauer hinsehen. Es ist ja eines dieser Buzzwords, jeder redet vom digitalen Wandel. Wir müssen aber unterscheiden: Es ist einmal ein infrastrukturelles Thema. Das ist in Deutschland wichtig genug, da ist viel Luft nach oben, obwohl wir in den letzten zwei Jahren viel getan haben. Ich glaube, das werden wir bewältigen. Aber es geht um sehr viel mehr. Es geht um einen ganz tiefgreifenden Veränderungsprozess, dem der Wissens- und Bildungsbegriff unterworfen ist. Digitalisierung setzt in der Lehre eine Revolution frei, deren Ausmaß mit nichts vergleichbar ist, was in den letzten zweitausend Jahren stattgefunden hat. Sie brauchen nur auf die Medien zu schauen: Die Tafel war ein stabiles Unterrichtsmedium seit der Antike. Das hat auch etwas – und ich folge Herrn Paul, der das zu Recht vorhin gesagt hat – mit Inhalten zu tun. Dafür muss man kein Medienwissenschaftler oder -theoretiker sein, um zu wissen, dass sich mit medialen Strukturen natürlich die Inhalte wandeln, die transportiert werden. Und vor allen Dingen, dass sich in den Köpfen der jungen Menschen, die Digital Natives sind, etwas verändert. Bei Wissen geht es um Zugang, Strukturierung und Hierarchisierung, also auch um Selektion, es geht um Auswahlprozesse – und all das ist in einer digitalen Zeit ganz anders zu organisieren.

Vor vielen Jahren ging es noch darum: Wie komme ich an gewisse Wissensquellen? Das ist heute nicht mehr das Thema, sondern es geht eher darum: Wie werde ich die Sachen los, die ich nicht unbedingt wissen muss? Es geht um Urteilsbildung und um ganz entscheidende kognitive Prozesse. Ich denke, dass sich die eigentlichen Herausforderungen erst noch stellen. Natürlich ist es ein Vorteil, dass ich mit einer Vorlesung, die digital vorgehalten wird, auch diejenigen erreiche, die Familienverantwortung haben oder Angehörige pflegen, das ist ein wichtiger Punkt. Aber vor allen Dingen werden wir es in Zukunft mit Generationen zu tun haben, die ihr Wissen weniger textbasiert als über visuelle Prozesse erworben haben. Junge Menschen werden in Zukunft, so meine Prognose, den Aminosäurezyklus nicht mehr mit einem

Lehrbuch lernen, sondern in einer Augmented Reality über eine Spielkonstellation, denn das prägt sich ihnen, die visuell sozialisiert sind, besser ein. Das sind die eigentlichen Veränderungen, vor denen wir stehen. Wir arbeiten eigentlich immer noch mit Bildungs- und Wissensumgebungen, die ganz traditionell auf Textualität setzen. Aber wir wissen, dass die Generation derjenigen, die im digitalen Zeitalter geboren sind, schon ganz andere kognitive Voraussetzungen mitbringt. Wir können darüber bildungspolitisch klagen, dass längere Texte nicht mehr gelesen werden und die Aufmerksamkeitsspanne sehr kurz ist. Gerade ich als Philologe konstatiere das. Es wird irgendwann eine Generation geben, die keinen Roman mehr liest, der über tausend Seiten hat. Das ist so. Wir müssen da realistisch, aber vor allen Dingen in der Lehre kreativ sein. Deswegen plädiere ich sehr dafür: Lasst uns bitte nicht nur über die Technik reden, sondern darüber, dass wir es hier mit einer Bildungsrevolution zu tun haben, die unsere eigentliche Herausforderung für die Zukunft ist.

Schmoll Herr Schüller, wenn man sich vorstellt, was jetzt alles digital funktionieren soll, also nicht nur die Verwaltung der Hochschulen, sondern auch die Immatrikulation et cetera, dann hört man das etwas ungläubig, das gebe ich zu, auch wenn wir jetzt noch einmal über Technisches reden: Wenn wir uns überlegen, wie lange wir schon versuchen, einen Hochschulzugang zu digitalisieren, und zwar ohne Erfolg, weil nämlich die Computersysteme der Hochschulen nicht kompatibel sind. In welchen Zeiträumen denkt das BMBF solche Vereinfachungen und Digitalisierungen?

Schüller Wir brauchen eine schnelle Veränderung, sicherlich könnten wir im Moment die Jahre 2022 und 2023 anstreben. Nur – darauf hat Herr Rachel hingewiesen – ist das vor dem Hintergrund unserer Erfahrungen eine große Herausforderung. Ich wage es gar nicht mehr, die Buchstaben DoSV auszusprechen. Aber Herr Paul kann uns ja beschreiben, wie es in den Niederlanden, also achtzig Kilometer von hier, mit einem fast schon Full Service für die Studierenden umgesetzt wird. Davon sind wir weit entfernt. Und wenn man nach Skandinavien schaut, erst recht. Also viel Zeit bleibt nicht, um noch lange darüber zu lamentieren, was jetzt Verwaltungsprozesse, ob Immatrikulation, das sichere Ablegen von Modulergebnissen oder von Zertifikaten, betrifft. Wir bohren jetzt das dicke Brett – und ich bin überrascht, dass der Bohrer einigermaßen funktioniert – beim Thema BAföG online, mit einem etwas anderen, offenen Visier auch meiner Kolleginnen und Kollegen in den Landesministerien. Da wird die sozusagen Insellösung von Baden-Württemberg

und Sachsen-Anhalt gerade überwunden, um Durchlässigkeit zu erzeugen. Daran müssten wir uns ein wenig ein Beispiel nehmen. Wo wir es tun können, ohne gleich wieder die großen föderalen Debatten loszutreten – Herr Rachel nannte das Beispiel mit den Zeugnissen –, ist es eigentlich, wenn man auch noch einmal in die Niederlande schaut, relativ einfach und nur ein technisches Problem: Wie schaffe ich solche Zugänge, die es ermöglichen, dass jemand, der die Information über das Abiturzeugnis braucht, sie bekommt, ohne dass die Daten irgendwo in einer Cloud liegen? Aber das ist alles technisch lösbar und auch kostenseitig nicht problematisch. Man kann es bewältigen. Wir müssen es nur wollen. Das ist wie mit der Reputation der Lehre. Die Politik ist da nervös, aber warum reden wir zwanzig Jahre lang darüber und es passiert nichts? Ermutigen! Wahrscheinlich geht es nur über den Klub der Willigen, also mit den Hochschulen, die es durchführen wollen, und damit, dass man startet.

Schmoll Herr Erb, ich könnte mir vorstellen, dass man in Ihrem Fach mit Digitalisierung in der Lehre relativ viel erreichen kann. Ich kann es mir in Herrn Alts Fach ganz schlecht vorstellen, in der Literaturwissenschaft, wo man vielleicht manches ergänzen kann, aber im Wesentlichen eben doch Texte lesen muss. Welche Erfahrungen haben Sie in Frankfurt am Main damit gemacht?

Erb Ich weiß gar nicht, ob die Differenzierung nach Fächern so richtig ist. Auch die Wellengleichung für elektromagnetische Wellen, um ein Beispiel zu nennen, muss man selbst durchkalkulieren und durchrechnen, da hilft einem das Digitale nicht so richtig, da gehört einfach schweißtreibendes Denken dazu. Es kann an bestimmten Stellen durch digitale Elemente unterstützt werden, aber das wird man bei anderen Fächern und Fachkulturen ähnlich finden. Ich glaube, man muss sich zunächst noch einmal darüber Gedanken machen, was man mit universitärer Lehre will, und dann kann man schauen, wo man sie durch Digitalisierung besser machen kann. Schlechte universitäre Lehre wird durch Digitalisierung allein auch nicht besser, sondern sie wird dadurch wahrscheinlich nur teurer. Und das ist nicht das, was wir wollen. Man kann sich Elemente vorstellen, vielleicht ein didaktisches Element, das die Lehre dadurch verbessert, dass sie adaptiver wird und bestimmte Dinge besser auf die einzelnen Studierenden zugeschnitten werden, weil man vielleicht dann mit solchen Elementen wie Blended-Learning-Formaten besser die Lernvoraussetzung der jeweiligen Studierenden einschätzen kann. Dieses Beispiel gilt aber, glaube ich, für alle Fächer und Fächerkulturen. Der andere Punkt, den wir damit erreichen müssen,

ist, dass wir die Studierenden in die Lage versetzen, selbst über die Digitalisierung nachzudenken. Sie wird gleichzeitig zum Reflexionsgegenstand. Das ist so etwas wie ein medienpädagogisches Element, aber vielleicht auf einer anderen Ebene. Und dann gibt es schließlich Elemente, wo die Inhalte unserer zunehmend digitalisierten Welt selbst zum Gegenstand werden, also das, was man vielleicht als Future Skills bezeichnet. Dazu kann gehören, dass mehr Absolventinnen und Absolventen zumindest Grundkenntnisse in einer Programmiersprache hätten. Man könnte sich namentlich als Naturwissenschaftler vorstellen, dass das hilfreich wäre. Oder dass zunehmend Studierende aus ganz anderen Fächern, auch aus den Sozialwissenschaften, in die Lage versetzt würden, mit großen Datenmengen umzugehen. Das ist etwas, wo durch Digitalisierung Inhalt und Lehrgegenstand stärker in die Welt und in die Universität kämen.

Schmoll Herr Paul, nach so vielen Vorschusslorbeeren für die Niederlande durch Herrn Schüller können Sie jetzt etwas Wasser in den Wein gießen.

Paul Ja, das kann ich tun. Die Niederlande haben zwar in diesem Zusammenhang einige Vorteile. Sie sind kleiner und sind eine Monarchie, also wird viel mehr „Top-down" geregelt und wir haben nicht das Prinzip der Kulturhoheit der Länder oder unserer Regionen. Da kann man natürlich viel leichter umsetzen, was man sich vorgenommen hat, und gemeinsame inhaltliche Schwerpunkte in der Lehre setzen, die das Thema der technischen Wissensvermittlung lösen. Es geht primär nicht um Technik, sondern um Inhalte. Aber was mir fehlt bei unserer Diskussion: Es geht doch heute eigentlich um Bildung, Bildung in der Zukunft und was die Lehre dazu beitragen kann. Wir reden sehr oft davon, ob Digitalisierung etwas bringt oder wie wir die Lehrproben attraktiver machen. Was mir eigentlich fehlt, wenn wir über Bildung reden, ist ein dritter Aspekt. Er hat damit zu tun, dass viertausend Studierende aus Deutschland an meiner Universität studieren. Nicht, weil die niederländische Sprache so schön ist, sie Studiengebühren zahlen müssen oder die holländische Küche so schmackhaft ist, sondern es geht darum, dass dort eine studentenzentrierte Lehre angeboten wird, in der Qualität im Vordergrund steht und es ein drittes Element gibt. Denn was Hochschulen und Universitäten auszeichnet, ist nicht nur die Verbundenheit in Forschung und Lehre, sondern ein weiterer wichtiger Baustein der Bildung. Und eben dieser fehlt mir jetzt in der Diskussion. Wir nennen dieses Element Academic Citizenship. Auf Deutsch klingt das nicht so großartig: Akademisches Bürgertum. Was wir damit meinen

ist, dass unsere Graduierten, unabhängig von ihrem Studienfach, als gebildete Bürger ihre Rolle in der Gesellschaft einnehmen. Das ist extrem wichtig in dieser Zeit, in der es so viele Fake News, Alternative Facts und populistisch gefärbte Unwahrheiten gibt. Da macht es mir nämlich gar nicht so viel aus, wenn sechzig Prozent aller an der Universität oder Hochschule studieren. Ich sage immer: In so einer Zeit kann man nicht genug schlaue Leute haben. Das ist eigentlich etwas, mit dem wir als Universitäten und Hochschulen neben der Methode, wie wir Lehre anbieten oder Forschung fördern, beitragen können, dass unsere Absolventinnen und Absolventen ihre bürgerliche Rolle nehmen. Dieses ist ein sehr wichtiges Thema in den Niederlanden, das wir in den Lernprozess einbringen.

Alt Ja, mit Sicherheit. Deswegen glaube ich und bin fest davon überzeugt, dass die universitäre Bildung das richtige Instrument ist und die europäischen Hochschulnetzwerke hilfreich sind, auch wenn die ursprüngliche Macron'sche Idee vielleicht etwas kleiner auf dem Boden der Wirklichkeit aufgekommen ist. Es ist hilfreich, dass wir immer wieder Missstände anprangern und das tut die Hochschulrektorenkonferenz mit Nachdruck. Es ist gut, dass wir uns regelmäßig austauschen. Es gibt eine Bewegung, Universities for Enlightenment, die mit osteuropäischen Partnereinrichtungen im letzten Jahr gegründet wurde und die darauf achtet, dass die öffentliche Mission der Hochschulen und vor allen Dingen die Wissenschaftsfreiheit beachtet wird. Ich denke, das Beste an diesen Netzwerken ist, dass man wirklich über die Grenzen hinweg den Austausch pflegt. Eigentlich ist es ja ein Erasmus++-Programm, ein zusätzliches Programm, das noch mehr Austausch zwischen den Studierenden ermöglicht. Ich finde es gut, dass jetzt die neue Kommission in Europa Forschung und Bildung wieder zusammenführt, wenn auch unter einem Label, das ich nicht so glücklich finde, nämlich Innovation und Jugend.

Schmoll Also Forschung und Bildung kommen gar nicht vor?

Alt Sie kommen nicht vor, aber sie stehen natürlich auf der Agenda, auch im gleichen Umfang wie in den beiden Einzelressorts. Das muss zusammengedacht werden. Ich glaube, es gibt keinen besseren Weg, als die Wissenschaft in Europa über die leider inzwischen bestehenden Grenzen, Gräben und Differenzen der politischen Systeme hinweg zusammenzubringen. Ich finde auch, dass die Art und Weise, mit welchen Strategien man beispielsweise in Ungarn versucht, Wissenschaftsfreiheit zu beschneiden, zeigt, dass es offensichtlich für ein populistisches Regime nicht einfach nur ein Dorn im Auge, sondern

weitaus mehr ist, wenn ein Wissenschaftssystem in Freiheit handelt. Und diese Freiheit will man einschränken, das ist schlimm genug. Aber es zeigt eben auch, was für ein wichtiger Wert akademische Freiheit ist. Und die können wir nur gemeinsam in Europa stärken. Wir können es vor allem durch die Studierenden tun, da sind wir wieder beim Thema Diversität. Das ist ohne jede Alternative.

Schmoll Haben Sie ganz herzlichen Dank auf dem Podium und im Saal, dass Sie konzentriert gefolgt sind. Ich lade Sie ein, morgen wieder hier noch genauer auf die Lehre zu blicken und sich vor allem an der Diskussion zu beteiligen. Ich freue mich darauf, diese Themen mit Ihnen zu vertiefen.

---

1. Zu Beginn der Diskussion wurde ein Video eingespielt, in dem Studierende und Vertreter aus dem Bereich Lehre sich zur Bedeutung und Zukunft der Bildung sowie zur Aufgabe von Universitäten äußern. Das Video kann auf der Website der Hanns Martin Schleyer-Stiftung unter https://schleyer-stiftung.de/18-19-september-2019/ abgerufen werden.

Zweiter Tag des Symposiums

SCHLEYER-STIFTUNG
Heinz Nixdorf Stiftung
Zukunft der universitären Lehre

Barbara Frenz

Begrüßung

Sehr geehrte Magnifizenzen,
lieber Herr Dr. Nasko,
sehr geehrter Herr Professor Risch,
meine sehr verehrten Damen und Herren,

einen guten Morgen und herzlich willkommen an diesem zweiten Tag unseres Symposiums zur „Zukunft der universitären Lehre".

Es freut mich, dass Sie auch heute so zahlreich zur Fortsetzung erschienen sind. Wir haben bereits gestern eine angeregte Diskussion zum Thema Bildung geführt, aber auch die Lehre in den Blick genommen und viele Aspekte aufgeworfen, die wir heute sicher vertiefen werden. Es geht letztlich um die Frage, inwieweit die akademische Lehre, die ein Grundpfeiler der Wissenschaft und wissenschaftlicher Erkenntnis ist, auch in der Zukunft ihrer besonderen Rolle gerecht werden kann und welche Weichenstellungen dafür nötig sind. Professor Axel Freimuth wird gleich inhaltlich in die Panels einführen. Erlauben Sie mir zuvor einige kurze Bemerkungen.

Die Kernfrage von Wissenschaft – vor allem in ihrer Bedeutung für die Gesellschaft – lautet doch: Wie kommt das Neue in die Welt? Oft genug können wir beobachten, dass das Neue ungeplant eintritt. Man kann es nicht gezielt fördern, sondern es ist von vielen Zufällen abhängig. Gleichwohl gibt es Rahmenbedingungen, die das Neue begünstigen. Diese sollten wir uns vergegenwärtigen und gegebenenfalls neu justieren. Vor allem dann, wenn wir uns die Aufgaben anschauen, denen sich die Gesellschaft und damit auch die Wissenschaft gegenübersieht. Damit meine ich nicht allein die gestern schon angesprochene Digitalisierung, die nicht nur als Evolution angesehen werden muss, sondern zum Teil als Revolution, und die möglicherweise, wie

wir gestern bereits gehört haben, nicht allein Medium ist, sondern auch Inhalte verändern wird. Ich meine damit unter anderem auch den Klimawandel und die immer noch virulenten Veränderungen durch die demografische Entwicklung. Wie also setze ich das Neue an den Hochschulen durch? Wie fördern wir Innovationskraft, eine Innovationskultur, die auch mit dem Blick auf den internationalen Wettbewerb im Ringen um Wohlstand in einer vitalen freiheitlichen Gesellschaft weiterhin dringend nötig ist? Es braucht, meine Damen und Herren, hierfür aus meiner Sicht den permanenten Austausch zwischen den Studierenden und Lehrenden, es braucht das Ringen um Vernunftgeleitetes, um evidenzbasierte Erkenntnis und den Wettbewerb der Ideen. Voraussetzung hierfür ist allerdings eine gute Ausbildung der Studierenden. Sie sollten die wissenschaftlichen Methoden beherrschen und den jeweiligen Stand der Forschung in ihrem Fach überblicken können. Die Studierenden sollten Leistungsbereitschaft zeigen und Raum für Kreativität haben, das ist sehr wichtig. Sie sollten aber auch die Redlichkeit einüben und zugleich einüben können, mit der die permanente Suche nach Wahrheit – und darum geht es ja in der Academia – einhergehen muss. Mit diesem Wissen ist – meine ich – ein vernunftgeleiteter Diskurs möglich, mit dem um Lösungen anstehender Probleme gestritten werden kann. Diese Diskursfähigkeit zu lernen gehört, wie gestern bereits anklang, ebenfalls zu den Kernaufgaben unserer Hochschulen. Eine so verstandene Lehre ist meiner Ansicht nach das beste Mittel, um dem sich ausbreitenden Populismus, der nicht nur in der Gesellschaft, sondern auch in den Universitäten eine neue Empörungskultur hat entstehen lassen, etwas entgegenzusetzen. Es macht Mühe, mithilfe wissenschaftlicher Erkenntnisse differenziert, auch streitbar um das bessere Argument zu kämpfen und so nach tragfähigen Lösungen zu suchen. Es bedeutet oft, einen langwierigen komplexen Prozess zu durchlaufen und keine schnellen, einfachen Antworten zu finden. Gerade die Lehre lebt von diesem Austausch unterschiedlicher und scheinbar oft auch unvereinbarer Positionen. Die Wissenschaft, und hier vor allem die Hochschulen, sind der Ort, wo ein solcher Austausch möglich ist. Und wir sollten ihn alle mutig fördern. Das gemeinsame Fundament muss dabei unsere rechtsstaatliche Grundordnung sein. Wissenschaftliche Erkenntnis voranzutreiben, braucht natürlich die Vernetzung zwischen den Hochschulen mit der Forschung, eine Vernetzung allerdings, die heute mittlerweile nicht nur innerhalb der verschiedenen Einrichtungen des Wissenschaftssystems innerhalb des Landes passiert. Sondern es braucht den länderübergreifenden Austausch, die länderübergreifende Vernetzung. Das beförderte die Hochschulreform hier sicherlich mit wesentlichen Weichenstellungen. Sie ermöglichte eine Öffnung des internationalen wissenschaftlichen Wettbewerbs und nahm

dabei nicht länger allein die Breite der Wissenschaft, die weiterhin gefördert werden muss, in den Blick, sondern auch Exzellenz. Damit hat ein Denken begonnen, das viele weitere Prozesse an den Universitäten angestoßen hat. Ein weiteres Stichwort, das gestern fiel, ist das der Autonomie der Hochschulen. Auch das klang gestern an. Natürlich gibt es einiges Kritisches zur Autonomie zu sagen, und wir werden sicher heute einiges dazu hören. Aus meiner Sicht ist das aber ein Erneuerungsschritt, der notwendig war und es auch weiterhin sein wird. Ob nun zum Beispiel die aktuell getroffene Vereinbarung für die Lehre und Innovation der Hochschullehre hierzu einen Beitrag leisten kann, bleibt abzuwarten.

Neben allem Reformbedarf ruht Wissenschaft, meine Damen und Herren, auf einem Fundament, dessen Stabilität wir regelmäßig prüfen und für dessen Erhalt wir uns unermüdlich einsetzen sollten. Ich meine damit die bereits angesprochene, im Grundgesetz verbriefte Freiheit der Wissenschaft, eben die Freiheit der Forschung und Lehre. Diese Freiheit sollte weder politischen Tendenzen noch allein wirtschaftlichen Interessen oder einer falschverstandenen Political Correctness geopfert werden. Auch insofern sind Hochschulen Spiegel der Gesellschaft. Doch weder die Lehrenden noch die Studierenden haben hier grenzenlose Freiheiten. Denn der Respekt vor den anderen Positionen gehört aus meiner Sicht ebenfalls zum Kernbestand, der unverhandelbar ist. Er sollte mutig von allen Lehrenden und Studierenden verteidigt werden. Ich darf hier den Schriftsteller Günter de Bruyn zitieren, der in seiner Preisrede zum Hanns Martin Schleyer-Preis über „erträumte und gelebte Freiheit“ gesprochen hat. De Bruyn erwähnte, dass die Freiheit eben nicht nur von äußeren Feinden bedroht ist, „sondern auch durch einen in uns entstehenden Mangel an Freiheitswillen“. Und diesen Freiheitswillen, den Meinungsaustausch sowie die Meinungsfreiheit zu fördern, das ist eine Aufgabe vor allem der Wissenschaft und der Hochschulen. Sie geht selbstverständlich damit einher zu lernen, für die eigene Meinung die Verantwortung zu übernehmen. Eine solcherart verstandene Bildung und Ausbildung der jungen Generation, aber eben auch älterer Menschen – Stichwort „lebenslanges Lernen“ –, wofür die Universität zunehmend zuständig sein soll, ist für die Persönlichkeitsentwicklung, die persönliche Reifung, den persönlichen Erfolg, aber auch für den Erfolg unseres Landes wesentlich. Denn Deutschland muss sich – die aktuellen, politischen und wirtschaftlichen Entwicklungen, und hier meine ich nicht nur den Brexit oder den Fall China, zeigen es deutlich – im internationalen Wettbewerb behaupten. Dies ist ein Wettbewerb auch um die besten Köpfe. Gestern war von Brain Circulation die Rede. Aber wir brauchen die besten Köpfe in unserem Land, um hier bahnbre-

chende Innovationen zu ermöglichen und das Renommee des Wissenschaftsstandortes Deutschland weiter zu fördern, denn dies ist kein Selbstläufer.

Zu den im Grundgesetz festgeschriebenen Freiheiten gehört zudem die Freiheit der Berufswahl. Jeder hat das Recht und sollte das Recht haben, einen Beruf seiner Neigung wählen zu können, sofern die äußeren Bedingungen dies zulassen. Für eine zunehmende Anzahl der Abiturienten ist deshalb die Hochschule die beste erste Wahl. Sie verspricht den Erfolg, den sie sich wünschen. Und es ist natürlich im Interesse aller, die klugen Köpfe gut auszubilden. Ausbildungsströme zu lenken, damit jeder die Chance hat, den für ihn passenden Beruf zu finden, der auch seinen Talenten und Fähigkeiten entspricht, liegt ebenfalls im gesamtgesellschaftlichen Interesse. Ob der alleinige Schlüssel hier in der zunehmenden Akademisierung liegt, darf allerdings bezweifelt werden. Dass sich Hochschulen den Bedingungen einer sich rapide verändernden Arbeitswelt stellen müssen, steht außer Frage. Sie sind der Ort, wo Future Skills gelehrt und gelernt werden können, in der Weiterbildung und vor allem in der Lehrerbildung.

Meine Damen und Herren, das waren einige Stichworte. Bevor wir in medias res gehen, möchte ich zunächst allen Mitwirkenden des gestrigen und heutigen Tages sehr herzlich danken, aber auch Ihnen, den Teilnehmerinnen und Teilnehmern, die Sie sich heute gern aktiv und diskursiv einbringen können, denn davon lebt nicht nur die Wissenschaft und die Hochschule, sondern auch dieses Symposium. Ich freue mich auf den heutigen Tag mit Ihnen. Vielen Dank.

SCHLEYER-STIFTUNG
Heinz Nixdorf Stiftung
Zukunft der universitären Lehre

Axel Freimuth

Einführung

Sehr geehrte Frau Frenz,
meine Damen und Herren,
liebe Gäste,

die universitäre Lehre ist ein hochaktuelles Thema. Wer die wissenschaftspolitischen Debatten der letzten Jahre verfolgt hat, wird das kaum bezweifeln. Ganz besonders gilt das aber für 2019. Vor einem Vierteljahr wurde nämlich die Nachfolge des Hochschulpaktes beschlossen. Interessanterweise trägt die Nachfolgeregelung nicht nur die Lehre, sondern auch die Zukunft explizit im Namen. Mit dem „Zukunftsvertrag Studium und Lehre stärken" wurde eine dauerhafte finanzielle Perspektive für die Hochschullehre geschaffen. Auch die Zielsetzung hat sich im Vergleich zu den letzten Jahren verändert. Die bisherige Logik des Hochschulpaktes lautete vor allem, mehr Studienplätze zu schaffen. Das war legitim, ging es doch vor allem darum, den doppelten Abiturjahrgang, aber ebenso ein wachsendes Interesse an akademischer Bildung zu bewältigen. Dieses Ziel wurde auf beeindruckende Weise erreicht, auch dank großer und erfolgreicher Anstrengungen der Hochschulen. Jetzt aber soll es nicht mehr vorrangig um ein *Mehr* gehen, sondern um ein Besser. Nicht weiterer Kapazitätsausbau, sondern Kapazitätserhalt und Qualitätsverbesserung sind die erklärten neuen Ziele. Inwieweit sich ein Erhalt der Kapazitäten tatsächlich mit einer Verbesserung von Qualität und Betreuungsrelation vereinbaren lässt, muss sich allerdings erweisen und erfordert eine tiefergehende Debatte.

Zusätzlich soll eine eigene Förderorganisation für innovative Lehre geschaffen werden. Es ist noch nicht ganz klar, wie sie genau aussehen soll, aber

es ist ein wissenschaftliches Bekenntnis zu guter Lehre. Wir sind gespannt, was da auf uns zukommt. Sogar in der letzten Runde der Exzellenzstrategie, die in erster Linie zunächst einen Fokus auf exzellente Forschung legt, war die forschungsorientierte Lehre ausdrücklich eine von mehreren Bewertungsdimensionen.

Es gibt einen politischen Willen, die Qualität und Innovation der Lehre zu fördern. Umso wichtiger ist es, grundsätzlich darüber zu sprechen, wohin es überhaupt in Studium und Lehre gehen soll. Die Hochschulsymposien der Hanns Martin Schleyer-Stiftung und der Heinz Nixdorf Stiftung haben sich seit längerer Zeit als Foren für genau solche grundlegenden Fragen etabliert. Wir haben gestern bereits erste Punkte diskutiert und angerissen. Die heutigen drei Foren greifen diese auf und wollen sie vertiefen.

Forum 1 fragt nach dem Erwartungshorizont der universitären Lehre und insbesondere nach dem Verhältnis von Diversity-Orientierung, das heißt auch der zunehmenden Heterogenität und Bestenauslese. Zugleich ist damit die Qualitätsdimension berührt. Unterliegen Qualitätskriterien der Lehre auch einem Wandel? Stellt die Zukunft nicht ganz andere Herausforderungen an künftige Absolventinnen und Absolventen? Sind Qualitätskriterien angesichts einer zunehmend diversen Studierendenschaft überhaupt für alle Studierenden gleich auszulegen? Welche Chancen bietet die Digitalisierung, um auf solche neuen Anforderungen und insbesondere auf Diversität, Heterogenität zu reagieren? Dabei richtet sich der Blick nicht nur auf die Studierenden, sondern ebenso auf die Lehrenden: Inwieweit ändern sich für sie die Anforderungen? Und sind sie darauf hinreichend vorbereitet?

Im Anschluss greift Forum 2 ein in jüngerer Zeit häufiger fallendes Schlagwort auf: die Akademisierung. Müssen und sollen möglichst viele junge Menschen studieren? Was heißt das für andere Bildungswege, etwa für die berufliche Bildung? Braucht die Gesellschaft möglichst viele Hochschulabsolventinnen und -absolventen? Und welche positiven wie negativen Folgen hat das für die Rahmenbedingungen der Lehre an den Hochschulen? Aber auch für die Wertigkeit von akademischen Abschlüssen und Qualitätsstandards? Zu diesem Themenbereich gehört für mich auch die wichtige Frage nach der Durchlässigkeit und Verzahnung der verschiedenen Bildungswege, die man einschlagen kann. Denn es ist natürlich durchaus nicht unüblich, dass jemand, der in einem Bereich anfängt, schnell feststellt, „Ich möchte doch einen stärkeren Praxisbezug haben“, oder „Ich möchte es lieber theoretischer haben“. Darauf muss es Antworten geben. Die Durchlässigkeit muss in jedem Fall gewährleistet sein. Angesichts großer gesellschaftlicher Bedarfe in manchen Fächern in Deutschland – etwa der an Informatikern oder, wie wir sahen, an Lehrerinnen und Lehrern, denn es fehlen 26.000 –, muss man

fragen: Soll man steuern, was die jungen Menschen studieren, dorthin, wo es mehr oder weniger Studienplätze gibt? Es müssen auf jeden Fall ausreichend Studienplätze für den Bedarf da sein, aber trotzdem muss man die Nachfrage bei den jungen Menschen im Auge behalten. Ich erinnere an den Hochschulpakt I, mit dem besondere Anreize gesetzt wurden, um Studienplätze in den MINT-Fächern zu schaffen. Letztlich studierten dort aber nicht mehr als vorher. In einer zweiten Runde sind wir zumindest an unserer Universität daher sehr schnell dazu übergegangen, vor allem dort Studienplätze zu schaffen, wo die Nachfrage groß ist.

Forum 3 widmet sich der zunehmenden Individualisierung und Diversifizierung der Lehre- und Kompetenzvermittlung. Heute ist das Lernen nicht mehr auf eine bestimmte Lebensphase begrenzt. Auch nach einem Studium besteht kontinuierlich ein Bedarf, sich fortzubilden. Das Lernen muss auch nicht mehr in einem Hörsaal oder zu bestimmten Zeiten erfolgen. Gerade die digitalen Medien schaffen ganz neue Möglichkeiten. Wie sehen also die Universitäten der Zukunft aus? Sind sie eine Mischung aus Präsenzuniversität und virtueller Universität? Gibt es einen Trend, mehr Fernuniversitäten zu etablieren und Bildung über große Entfernung anzubieten? Weiterbildung wird in Zukunft sicherlich ein Bestandteil der Universität sein und in zunehmendem Maße. Die Frage ist nur, wie sie realisiert wird. Insbesondere wird die Frage zu beantworten sein, wie ein Weiterbildungsaufwand und der Aufwand für digitale Lehrangebote kapazitär berücksichtigt werden. Denn es kann nicht sein, dass bei gleicher Zahl von Lehrenden mehr Aufgaben dazukommen. Zusätzlicher Aufwand muss auch hinsichtlich unserer Ressourcen entsprechend abgebildet werden. Interessanterweise geht die Individualisierung des Lernens für manche mit einer Einebnung der Differenzierung von Hochschultypen einher.

Was heißt das also für das Nebeneinander von Fern- und Fachhochschulen, Universitäten, Schulen und Weiterbildungsträgern? Neben diesen drei Fokussierungen gibt es Querschnittsthemen, die in allen Foren eine Rolle spielen. Dazu gehören die Digitalisierung, aber auch die Internationalisierung und das grundsätzliche Verhältnis von Forschung und Lehre insbesondere an Universitäten. Auch die strukturellen Grundlagen für Innovation und die Neugestaltung von Lehre an der Universität wird eines dieser Querschnittsthemen sein.

Ich freue mich, dass wir für unser Symposium kompetente Diskutantinnen und Diskutanten und ein ebenso fachkundiges Publikum gewinnen konnten. Ihnen allen noch einmal herzlichen Dank für Ihr Kommen und für Ihre Mitwirkung. Ich freue mich auf die Diskussionen und hoffentlich auch Streitgespräche, die wir führen werden, und wünsche Ihnen allen viel Spaß

bei unserem Symposium. Insbesondere hoffe ich, dass Sie alle zur einen oder anderen neuen Einsicht kommen und mit neuen Ideen für die Gestaltung von Lehre an den Universitäten und Hochschulen nach Hause gehen. Herzlichen Dank.

Zwischen Diversity-Orientierung und Bestenauslese: Erwartungshorizont an die universitäre Lehre

Andrea Dorothea Bührmann

Jürgen Handke

Sandra Hofhues

Beatrix Busse

Heike Schmoll

Podiums- und Plenumsdiskussion[1]

Prof. Dr. **Andrea Dorothea Bührmann**
Prof. Dr. **Jürgen Handke**
Jun.-Prof. Dr. **Sandra Hofhues**
Prof. Dr. **Beatrix Busse**

Moderation
Dr. h. c. **Heike Schmoll**

Schmoll Meine sehr verehrten Damen und Herren, ich begrüße Sie herzlich zum Vormittagspodium zu den von Herrn Professor Freimuth bereits umrissenen Themen. Ich möchte Ihnen zunächst eine Änderung auf dem Podium mitteilen: Herr Lenzen fällt leider krankheitshalber aus. Aber an seiner Stelle konnte die künftige Prorektorin für Studium und Lehre der Universität Köln gewonnen werden, Frau Professor Beatrix Busse. Sie ist englische Sprachwissenschaftlerin und war in Heidelberg sechs Jahre im Rektorat tätig. Sie hat sich vor allem mit der School of Education beschäftigt und weiß, was Lehrerbildung heißt. Ich freue mich, dass Sie gekommen sind, Frau Busse.

Ich würde Sie gern noch auf die technischen Details des heutigen Ablaufs vorbereiten und damit meinen nachfolgenden Moderatoren technische Hinweise abnehmen. Im Saal stehen Mikrofone. Ich bitte Sie herzlich, sich zu melden, wenn Sie sich beteiligen wollen, Ihren Namen zu nennen und sich auf kurze Fragen und Anregungen zu beschränken, zu sagen, was Ihnen gerade nicht zusagt und was wir hier noch nicht diskutiert haben. Solche Anregungen wünschen wir uns und darum bitten wir Sie. Das Nächste ist: Es gibt die Möglichkeit, sich diskutierend auf dem Podium einzubringen. Dafür gibt es diesen exponierten Stuhl. Er bedeutet, dass man dort für fünf bis zehn Minuten mitdebattieren kann. Das werden wir kurzfristig entscheiden. Nach dem Beitrag erfolgt die Rückkehr ins Plenum, damit jemand anderes diesen Stuhl einnehmen kann. Ich bin sehr gespannt und bin mir sicher, dass wir einen lebhaften Vormittag haben werden.

Nun möchte ich Sie, Frau Professor Busse, gern bitten auszuführen, was Sie unter dem schwierigen Spagat – manche sagen auch, es ist gar keiner – zwischen Bestenauslese und Diversity-Orientierung verstehen. Ich ahne, dass Sie an das gestrige Podium anknüpfen werden.

Busse Für mich bedeutet Bestenauslese, die besten Studierenden an sich und an die Hochschule zu binden, vielleicht auch die geneigtesten und

die geeignetsten. Die Psychologie hat mich mit diesem Konzept vertraut gemacht. Über verschiedene Weisen, wie man überfachliches und fachliches Assessment betreibt, wird man sehr gute Studierende für die Hochschule gewinnen und mit Studierenden arbeiten, die genau das studieren wollen, was sie sich ausgesucht haben. Wir versuchen dies zum Beispiel für die Lehrerbildung in Heidelberg mit einem überfachlichen Assessment, um sich auf dem Weg von einem polyvalenten Bachelor hin zum Master of Education zu bewegen. Das ist ganz wichtig, weil – wir sahen es im Einspieler – die Menschen Lehrer und Lehrerinnen werden sollen, die das wirklich wollen. Und nicht die, die es vielleicht gut finden, wenn man verbeamtet wird und oft Ferien hat. Das ist nicht so, das weiß ich. Ich bin ein großer Fan der Lehrerbildung und habe großen Respekt vor dem, was die Lehrer und Lehrerinnen tun. Für mich ist sonst im Grunde die Forschungsbasierung, die Forschungsorientierung, diese Neugierde, dieses Interesse daran wichtig, dass man etwas in dieser Welt verändern will, wenn man seinen Beruf ergreift.

Schmoll Vielen Dank. Frau Professor Hofhues, ich würde Sie gern bitten, Ihre Vorstellungen einzubringen. Wir haben von den Erwartungen der Studierenden im Einspieler gehört. Aber Sie glauben, dass wir ein wenig in unseren eigenen Vorstellungen und Fiktionen leben, wenn es darum geht, was Studierende eigentlich vom Studium erwarten.

Hofhues Genau. Tatsächlich gehe ich davon aus, dass wir nicht genau wissen, wer eigentlich die Studierenden sind. Wir klassifizieren sie eigentlich immer als homogene Gruppe. Dabei wäre es doch dringend an der Zeit, über die Studierenden als heterogene Gruppe nachzudenken, zu fragen, wer sie eigentlich sind, und sie tatsächlich nicht nur in Form von Evaluationsbögen, auf die niemand Lust hat, zu Wort kommen zu lassen, sondern mit ihnen darüber ins Gespräch zu kommen, welches Bild vom Studium sie selbst haben und welche Rolle die Universität als Institution und Lehrende dabei spielen könnte.

Schmoll In welchen Formaten stellen Sie sich das vor?

Hofhues Das ist eine schwierige Anschlussfrage. Es müsste sicherlich ein Format sein, das auf den Dialog setzt. Ich stelle mir vor, dass wir mit Studierenden sprechen und nicht über sie. Diese Setzung würde ich vornehmen. Alles Weitere ist eine methodische Frage. Weil ich mir wünsche, dass auch in der Hochschulbildungsforschung qualitative Forschung einen höheren Stellenwert einnimmt. Dies böte die Gelegenheit, genau diese Informationen zu erhalten.

Schmoll Und wie würden Sie das mit Ihren Studierenden handhaben, bis diese Forschung vorliegt, die ja erfahrungsgemäß etwa ein Jahrzehnt andauert?

Hofhues Ganz praktisch sieht das so aus, dass ich einfach in Lehrveranstaltungen mit Studierenden spreche, offenlege, was ich mir in der Lehre vorstelle, aber mich auch dem stelle, was sie für Erwartungen haben, und darüber mit ihnen ins Gespräch komme. Diese Erwartungen müssen nicht mit meinen deckungsgleich sein. Ich meine, dass es ein geläufiges Missverständnis ist, dass Lehrende sich nur noch an den Interessen und Erwartungen der Studierenden orientieren müssen. Ganz im Gegenteil: Wir sollten darüber sprechen, welches Bild wir von Universität, von universitärer Lehre haben, und sie mit auf den Weg nehmen. Dann kommen wir – Lehrende und Studierende – auch gut miteinander ins Gespräch.

Schmoll Frau Professor Bührmann, vielleicht können Sie aus Ihrer Erfahrung aus Göttingen berichten – Sie sind ja vor allem für Studium, Lehre und Chancengerechtigkeit zuständig –, wie Studierende eigentlich das Studium sehen und was sie davon erwarten. Die mangelnde Praxisorientierung ist sicher ein Punkt, der auch bei Ihnen öfter vorkommt. Aber vor allem geht es Ihnen darum, die Diversity und Bestenauslese zusammenzubringen.

Bührmann Vielen Dank für diese Frage. Für mich ist Bestenauslese und Diversität kein Gegensatz, sondern sie gehören unabdingbar zusammen, weil: Wie soll ich denn die Besten bestimmen, ohne dem meritokratischen Prinzip zu folgen? Das heißt auch, mir genauer anzuschauen: Wer ist zum Studium befähigt? Wer sind denn die Besten? Was wollen wir eigentlich? Welche Studierenden wollen wir in welchen Fächerkulturen haben, von denen wir dann sagen, dass sie die Besten sind? In Göttingen haben wir uns auf den Weg gemacht, ein Lehrleitbild zu entwickeln. Darin geht es natürlich, typisch für Göttingen, um die Forschungsorientierung, die wir durch einen Dreiklang erreichen wollen, und zwar mit der Unterstützung durch Digitalisierung, Internationalisierung und Diversitätsorientierung. Digitalisierung auf der einen Seite bietet ein schönes Medium. Auf der anderen Seite geht es darum, dass unsere Studierenden bestimmte Kompetenzen erwerben sollten.
Um auf die Frage, die Sie soeben Frau Hofhues gestellt hatten, einzugehen: Die Studierenden sind auf uns, auf mich als Vizepräsidentin für Studium, Lehre und Chancengleichheit mit der Idee zugekommen, einen Thinktank zum Thema Digitalisierung zu gründen. Das haben wir sofort gemacht. Und jetzt sitzen wir mit den Pionieren und Pionierinnen

der Digitalisierung von studentischer und von lehrender Seite, aber auch vonseiten der Administration zusammen – die Administration muss eingebunden werden – und überlegen uns, an welchem Punkt und wie wir digitale Kompetenzen in die Curricula hineinschreiben. Das ist, glaube ich, der Goldstandard, wenn man etwas in der Lehre verändern möchte.

Schmoll Also sollten Curricula geändert werden?

Bührmann Weiterentwickelt.

Schmoll Das sagt man immer, wenn man lieber nichts ändern will. Herr Professor Handke, Sie haben eine PowerPoint-Präsentation angekündigt. Das ist ganz Ihres Amtes würdig, denn Sie sind ja für Digitalisierung zuständig. Ich darf Sie jetzt bitten, sie abzuspielen und zu erläutern.

Handke Meine beiden Thesen fallen in den Bereich Digitalisierung der Lehre. Ich muss dazu sagen, dass ich mich völlig unwohl dabei fühle, hinter einem Pult auf einer Bühne zu stehen, denn das tue ich in meiner Lehre nicht mehr.

Bevor ich beginne, eine Frage an das Publikum: Wer von Ihnen ist Lehrende beziehungsweise Lehrender und hat ein Lehrdeputat von acht Semesterwochenstunden oder mehr? Und wer von Ihnen kann sich vorstellen, digital zu lehren? Viele, das sieht zunächst einmal gut aus. Deswegen würde ich gern meine beiden Thesen vorstellen, denn ich bin der Meinung, dass die Digitalisierung der Lehre in Deutschland in eine falsche Richtung läuft. Man beschäftigt sich seit vielen Jahren mit Strategien und leistet sich immer neue Workshops. Es werden immer hochschulweite Strategien ins Auge gefasst. Ich frage mich: Muss das eigentlich sein? Reicht es nicht, wenn die Leitungen einen in der Digitalisierung schlicht und einfach bestärken? Und reicht es nicht oder wäre es nicht besser, wir gingen in die Fachgesellschaften hinein, nicht in die Hochschulen, sondern kümmerten uns um die Digitalisierung der Fächer? Denn die Fachgesellschaften kennen ihre eigenen Curricula viel besser als die Hochschulen als Ganzes. Das ist meine erste These – in die Fächer gehen, in die Fachkulturen. Alles, was ich hier sage, ist auch auf YouTube[2] zu sehen. Sie können das Referat also nachhören und nachschauen.

Wenn wir die Lehre digitalisieren, müssen wir uns fragen: Wie digitalisieren wir überhaupt? Die meisten in Deutschland sagen: Wenn, dann mit Hörsaaltechnologien. Dann stelle ich in der zweiten Phase digitale Elemente bereit.

Es gibt ja das deutsche Zauberwort PDF. Was irgendwie geht, wird PDF-isiert und den Studierenden zum Selbststudium übergeben. Das hat

den Effekt, dass die Hörsäle leer werden. Und ich kann die Studierenden verstehen. Je mehr digitale Elemente vorhanden sind, desto weniger, sagen sie sich, muss ich in die Präsenzlehre gehen. Es ist doch alles da. Mit anderen Worten, diese Art von Digitalisierung funktioniert nicht. Wir müssen, wie meine Kollegin Isabell Welpe in „Forschung & Lehre" im Mai 2019 sagte,[3] die Lehre neu denken.

Bisher sieht die Lehre so aus: In Phase 1 vermitteln wir Wissen und Fakten. Das tun gut ausgebildete Akademiker auf einer Art Bühne. Anschließend gibt es eine Inhaltsvertiefungsphase, entweder im Selbststudium – die Studierenden werden sich selbst überlassen – oder wer es sich leisten kann, bietet Tutorien an. Nun steckt das Wissen aber mittlerweile nicht mehr nur in den Köpfen der Lehrenden, sondern auch im Internet. Und wenn wir es gut aufbereitet anbieten, können wir die Frage stellen: Brauchen wir überhaupt noch eine Vorlesung? Ich sage: Nein. Wir können dieses Wissen gut aufbereitet den Studierenden übergeben und die gut ausgebildeten Akademiker in die Inhaltsvertiefungsphase schicken – Kompetenztraining, Analysen, forschendes Lehren in den Präsenzphasen. Dieses Konzept verfolge nicht nur ich. Der Präsident der Technischen Universität München, Professor Thomas Hofmann, hat es zur Grundlage einer Universitätsneugründung in Deutschland gemacht, nämlich der Technischen Universität Nürnberg, beziehungsweise hat er es zumindest im Interview angekündigt. Das ist die erste These, die Lehre neu zu denken.

Die zweite These lautet: Wir stehen uns selbst im Weg, wir brauchen ein neues Mindset in Deutschland. Denn so, wie wir das bisher angehen, funktioniert das aus verschiedenen Gründen nicht. Zum einen haben wir in Deutschland aus meiner Sicht keine „Scheiternkultur". Und wer diese „Bildungsrevolution" in Angriff nimmt und völlig neu gestaltet, wird zunächst einmal scheitern. Ich mache das seit 2006 und bin sehr oft gescheitert. Dann haben wir keine „Kollaborations- und Teilenkultur" in Deutschland. Wir wollen schlicht und einfach nicht die digitalen Lehrmaterialien von Kolleginnen und Kollegen nutzen, selbst wenn sie offen zugänglich sind. Es gibt auch keine „Anerkennungskultur" in der Lehre; Wertschätzung ist ein ganz großes Problem. Und schließlich sind wir in Deutschland so gepolt, dass wir in allem, was wir tun, immer nur die Risiken und Gefahren sehen. Dazu kommt noch der Datenschutz. So sieht das deutsche Mindset aus. Aber das funktioniert so nicht mit der Digitalisierung der Lehre. Deswegen sage ich: Wir können es schaffen, aber wir müssen es ganz anders schaffen. Wir müssen in kleinen

Schritten kollaborativ die Digitalisierung vorantreiben. Insofern danke ich für Ihre Aufmerksamkeit – nicht reden, sondern machen.

Schmoll Herr Handke, vielen Dank dafür, dass Sie die Rolle des Troublemakers übernommen haben. Die Hinderungsgründe, die Sie am Ende genannt haben, sind lauter „Kulturen". Erfahrungsgemäß ändert man Kulturen nur über Jahrzehnte. Ich würde Sie gern herausfordern: Wie soll das denn im Kleinen, wie Sie sagen, und kollaborativ vor sich gehen? Ich möchte gern wissen: Wie machen Sie es in Marburg? Und klappt es da? Wenn nicht, woran scheitert es?

Handke Ich praktiziere die Lehre so seit zwanzig Jahren. Ich konnte die Lehre in meinem Fach, der Sprachwissenschaft, nur dadurch digitalisieren, dass ich mich aus der Forschung verabschiedet, meine Karriere behindert und mich ausschließlich auf die Lehre konzentriert habe. Ich war ab einem gewissen Zeitpunkt nicht mehr berufungsfähig, weil ich nicht mehr als Sprachwissenschaftler galt, sondern als jemand, der sich für die Lehre interessiert. Es ist dennoch gut gegangen und ich konnte mich anderweitig profilieren. Zwanzig Jahre, um ein Fach zu digitalisieren! Ich habe gestern mit einem Mediziner gesprochen: Man benötigt 250.000 Euro, um eine Lehrveranstaltung digital so hinzubekommen, dass man sie ablaufen lassen kann, wie ich es geschildert habe – mit Kompetenztraining in den Präsenzphasen. Wie schafft man das? Indem sich zum Beispiel ein Fachbereich, zum Beispiel die Physik, Herr Freimuth ist ja Physiker, indem sich alle Physiker der Universität Köln zusammentun und sagen: Wir digitalisieren gemeinsam die Lehrveranstaltung Mechanik I. Jeder ist für einen Teil zuständig. Dann entsteht eine Identifikation mit dieser Veranstaltung. Und die Lehrveranstaltung könnte dann angeboten werden. Das passiert aber zurzeit nicht.

Schmoll Und warum passiert es nicht? Weil der deutsche Professor nicht bereit ist, sein „heiliges Wissen" zu teilen? Oder was ist der Grund?

Handke Ich möchte den Satz eigentlich nicht wiederholen, den ich seit zwanzig Jahren sage: Deutsche Lehrende teilen lieber die Zahnbürste als ihre eigenen Inhalte mit dem Kollegen. Das ist leider so, das ist die deutsche Kultur. Ich kann sie leider nicht ändern, sondern immer wieder nur darauf hinweisen, kleinschrittig und kollaborativ in die digitale Lehre hineinzugehen – dann klappt es.

Schmoll Frau Busse, stimmen Sie dem zu?

Busse Nur zum Teil, ich bin schon der Meinung, dass wir mehr teilen müssen und eine Kokreation auf den Weg bringen müssen, die das ermöglicht, was Sie gerade beschrieben haben. Ich finde aber auch, dass das Credo nicht überzeugt, die Digitalisierung sei nun das, was wir tun

müssen, weil das unsere Lehre radikal verbessert. Und ich glaube auch nicht, dass viele der Kollegen davon überzeugt sind. Vielleicht noch einmal eine andere Flughöhe, wenn wir jetzt sagen, wir müssen etwas tun. Das hat Yuval Noah Harari einmal als „The Heat is on" beschrieben. Es gibt viele große Aufgaben, die unsere Studierenden dazu befähigen müssen, oder sie müssen dazu befähigt und so ausgebildet werden, dass sie in ihrem Job, wie auch immer der aussehen wird, zurechtkommen. Dann ist für mich die Digitalisierung oder die digitale Bildung ein Teil davon. Aber Sie sagten gestern, Herr Professor Paul, dass es gilt, diese inhaltlichen Fragen und die Forschung miteinander zu verbinden. Was sind denn die jetzt anstehenden Fragen? Um welche Kompetenzen geht es? Für mich sind Kompetenzen nicht nur messbar. Die Vermittlung einer Revolution, um danach mit seinen erworbenen Kompetenzen alle Revolutionen zu handhaben, reicht nicht aus? Was sind Bildungsfragen? Wie ist der Bildungswert? Wie wollen wir was definieren? Was jetzt in der englischen Sprachwissenschaft wichtig ist, muss das von Studierenden auch in fünf Jahren beherrscht werden? Und davon wird die digitale Bildung ein Teil sein, aber eben nicht nur sie. Ich kann ja nicht den Kollegen vermitteln: Ab jetzt geht es um die Digitalisierung als solche. Sondern wir brauchen den Sinn. Wenn man zu zeigen versucht, dass eine Forschungsbasierung in der Lehre kausal damit zu tun hat, wie die eigene Forschung wird, kommen wir sehr viel weiter damit. Dann können wir, wenn wir Räume schaffen, in denen das geht, vielleicht ab dem Master, ganz intensiv in Makerspaces und in verschiedenen Labs, die auch digitale Elemente nutzen, sehr viel weiter kommen. Ich glaube nicht, dass man dafür seine Karriere als Wissenschaftlerin und Wissenschaftler aufgeben muss.

Handke Aber würden Sie mir denn nicht zustimmen, wenn ich sage, dass es eigentlich ein Unding ist, dass circa 240 Professorinnen und Professoren jährlich im November im Fach Anglistische Sprachwissenschaft über das Phonem reden? Obwohl im Internet Informationen darüber vorhanden sind, die das zum Teil viel besser erklären. Stattdessen könnte man diese gut ausgebildeten Akademiker in Präsenzphasen schicken, wo sie auf der Basis des Digitalen das Ganze vertiefen und Kompetenzen trainieren, wie sie es vorher ja nie konnten.

Busse Ich glaube, dass trotzdem über das Phonem in Präsenz gesprochen werden muss.

Handke Das können Sie ja in der Präsenzphase.

Busse Genau. Ich habe sogar Ihre Inhalte verwendet. Aber das ist gar nicht der Punkt. Ich glaube trotzdem nicht, dass Sie einfach sagen

können: Digitalisieren Sie. Sicher werden wir dann für einige Dinge mehr Zeit haben, aber es geht um individuelle Menschen, die individuelle Ziele und ihre Forschung verfolgen, die Vorstellungen von Lehre haben. Das muss einbezogen werden. Trotzdem bin ich für Kokreation, für Kollaboration, das ist gar nicht der Punkt.

Schmoll Frau Bührmann.

Bührmann Ich bin Soziologin und habe in meinem Germanistikstudium in Münster auch einmal über das Phonem gesprochen. Worauf ich aber hinaus möchte: Ich finde es gut, dass Sie etwas, was im internationalen Rahmen schon sehr lange diskutiert wird, nämlich das Blended Learning, hier zum Thema machen. Im internationalen Raum wird das bereits in einer sehr interessanten Art und Weise umgesetzt. Man sollte sich aber, wenn man über Digitalisierung spricht, auch Gedanken über das machen, was hier schon angeklungen ist und was Frau Busse gesagt hat: Wir haben Individuen, die lehren, und wir haben Individuen, die studieren. Das heißt, wir haben eine heterogene Gruppe. Nicht jede Wissenschaftskultur kann mit jeder Form von Digitalisierung etwas anfangen. Nichtsdestotrotz kann Digitalisierung dazu dienen, unterschiedliche Lehrstile – dazu gibt es eine umfangreiche Untersuchung vom CHE, dem Centrum für Hochschulentwicklung in Gütersloh –, viel besser zu bedienen. Es gibt nämlich die einen, die viel besser lernen, wenn sie einfach miteinander reden, andere lernen viel besser, wenn sie einen Text lesen. Die dritten brauchen Bilder, Tabellen und Zahlen, die vierten Argumente. All diese Dinge kann man über das Medium Digitalisierung und vielleicht sogar in innovativen Lehr-Lern-Konfigurationen viel besser abbilden. Das ist ganz wichtig und etwas, wo ich die Verbindung zwischen Studium, Lehre und Chancengerechtigkeit sehe. Denn indem man beispielsweise sagt: Den Personen, die hochintelligent sind, die meinetwegen für Mathematik sehr begabt sind, aber nicht so gut lesen und schreiben können, geben wir drei Stunden, um ein Protokoll zu schreiben, und nicht eine Stunde wie allen anderen. So kann man viel einfacher einen Nachteilsausgleich gestalten. Das heißt, ich würde bei Digitalisierung und Diversitätsorientierung viel stärker das Augenmerk auf die strukturellen Möglichkeiten richten und nicht auf das, was wir schon alles falsch gemacht haben.

Schmoll Das heißt also, dass Sie sich das, was man im Schulunterricht Binnendifferenzierung nennt, auch für die universitäre Lehre vorstellen würden. Wie sähe das konkret aus? Wir reden jetzt nicht von Vorlesungen, sondern von Seminaren und von Präsenzveranstaltungen.

Bührmann Man muss sich das ja vor Augen führen. Wir haben seit den 1970er Jahren so etwas wie eine Massenuniversität. Wir haben versucht, sie zu bewältigen, indem wir uns einen sogenannten Normalstudenten vorgestellt haben. Ich gendere jetzt mit Absicht nicht, weil die Idee dahinterstand, dass der weiße Bürgerliche aus dem akademischen Haushalt, gut vernetzt und christlich gesinnt, unser Student ist. Und der möchte intrinsisch gern sehr viel über unser Fach lernen und am liebsten selbst Professor werden – das war in etwa die Vorstellung. Diese Gruppe von Studierenden haben wir, glaube ich, immer sehr gut abgeholt. Aber was ist mit denen, die andere Ideen haben, die sich vielleicht nicht davon faszinieren lassen, dass ich in meinen soziologischen Vorlesungen möglichst viel über Hölderlin oder Goethe erzähle oder den „Faust" zum Thema mache? Also das Bildungsbürgertum anspreche? Wir müssen da diversifizieren und uns klarmachen: Wenn wir den Pool der Besten vergrößern wollen, um an unsere Hochschulen die besten Studierenden zu bekommen, sollten wir unsere Art und Weise zu lehren einfach diversifizieren und genauer hinschauen: Welche Talente haben wir denn? Wen halten wir für talentiert? Und wir sollten darüber reden, was wir eigentlich für das Beste oder wen wir für die Besten oder die Leistungsträger halten.

Schmoll Vielen Dank. Frau Hofhues.

Hofhues Ich kann viel mit Ihrer Einlassung anfangen, genauer auf die Studierenden zu schauen, und würde gern nachfragen. Nun bin ich ja Medienpädagogin und beschäftige mich in Forschung und Lehre mit der Digitalisierung: Was haben wir eigentlich für ein Bild von Digitalisierung? Es scheint so zu sein, als ob völlig eindeutig bestimmt wäre, über was wir da diskutieren. Mein Verdacht ist, und der ist nicht ganz unbegründet, dass wir eigentlich über die Verbesserung von Verwaltungsprozessen und von Abläufen, sprich, der Organisation des Studiums sprechen.

Handke Nein.

Hofhues Wenn wir uns das einmal als Bild vor Augen führen, dann ist doch die Diskussion darüber, was wir eigentlich unter guter Lehre verstehen, umso bedeutsamer, weil wir ja nicht ausschließlich verwalten wollen. Studierende, die Learning-Management-Systeme in den Universitäten nutzen, auch an der hiesigen Universität, sprechen nicht selten von der „PDF-Schleuder". Dieses Bild wird gebraucht, wenn Studierende der vermeintlich so jungen medienaffinen Generation mit den Werkzeugen umgehen, die wir ihnen als Universität bereitstellen. Ich würde dafür appellieren, einmal einen Schritt zur Seite zu treten und zu überlegen:

Was ist eigentlich unser Bild von Digitalisierung? Wer sagt, wohin wir gehen sollen? Welchen Wandlungsprozess wollen wir tatsächlich initiieren? Und spannend ist bei der Gelegenheit, die unterschiedlichen Positionen zu hören. Zum Beispiel die Positionen der Studierenden, die kann man sehr gut analysieren – ich denke an Pierre Bourdieu und Jean-Claude Passeron, die schon 1971 darauf hingewiesen haben, dass es nicht den Otto-Normal-Studierenden gibt. Es gibt auch die Position der engagierten Lehrenden. Da würde ich uns beide dazuzählen, die seit vielen Jahren im E-Learning unterwegs sind und viele Erfahrungen und Konzepte für die Digitalisierung mitbringen. Und es ist völlig klar, dass wir keinen Konsens an dieser Stelle haben, sondern über gelebten Dissens in Bezug auf Medien und Digitalisierung reden müssen.

Schmoll Frau Hofhues, sagen Sie uns doch noch: Was stellen Sie sich konkret unter Digitalisierung oder sinnvoller Digitalisierung von Lehre vor? Sie haben jetzt nur gesagt, was es nicht ist. Das ist relativ klar, das ist auch immer einfacher als die positive Beschreibung. Was ist Digitalisierung für Sie?

Hofhues Tatsächlich würden wir in meiner fachwissenschaftlichen Perspektive nicht von Digitalisierung allein sprechen. In der Mediendidaktik beziehungsweise -pädagogik wird abgrenzend oder erweiternd eher von Mediatisierung gesprochen. Und da geht es in der Regel darum zu analysieren, wie sich soziale Praxen der Kommunikation verändern. Sprich: Für mich geht es darum, auf welche Art und Weise Menschen miteinander kommunizieren und das zum Beispiel im Kontext der Universität über bestimmte Inhalte.

Busse Damit könnte auch ein Linguist etwas anfangen. Das ist ein Fokus der Linguistik. Ich finde es ganz wichtig, wenn Sie sagen, dass wir uns fragen müssen, was Digitalisierung und digitale Bildung ist. Ich fände es auch ganz wichtig, in irgendeiner Form mittels eines Kompetenzrahmens zu schauen, wer eigentlich was über digitale Bildung und über Digitalisierung weiß. Die EU hat zum Beispiel das *DigCompEdu* entwickelt, das European Framework for the Digital Competence of Educators. Das könnte man nutzen; es gibt dazu ein Tool, um zu sehen, wer auf welchem Stand ist.

Ich weiß, der Fokus liegt auf Digitalisierung und Diversität. Aber es gibt noch andere Herausforderungen, die für Studierende sehr wichtig sein können, wenn man über Interdisziplinarität nachdenkt, und über sehr wichtige Themen, die für diese Gesellschaft bedeutsam sein werden. Dann sind diese Themen vielleicht nur in interdisziplinären Teams zu bearbeiten. Und was das heißt, nicht nur interdisziplinär zu forschen,

sondern den Studierenden Interdisziplinarität, Interkulturalität et cetera zugänglich zu machen, das wissen wir alle. Das ist keine kleine Aufgabe. Herr Freimuth hat auf die Sprachen verwiesen, die Sprachkompetenz als solche wurde gestern diskutiert. Was heißt das eigentlich? Ich weiß nicht, ob man das alles zusammen sehen kann, aber alle diese Punkte sind wichtig. Ich finde, dieses totale Einschießen auf Digitalisierung ist eine Herausforderung und schwierig. Dass ein Studium eine digitale Erfahrung oder mehr als das sein soll, ist für mich ganz selbstverständlich. Aber sie muss auch ab einem bestimmten Level international sein, vielleicht im Master interdisziplinär. Ich möchte davor warnen, das nur in eine Richtung zu denken.

Bührmann Das ist sehr gut, dass Sie das ansprechen. Interdisziplinäre Teams sind natürlich diverse Teams, weil wir unterschiedliche Erfahrungshintergründe haben und offensichtlich und hoffentlich andere Dinge können, also andere Methoden beherrschen, andere Themen durchdrungen haben. Wenn Sie sich anschauen, wer Nobelpreise bekommen hat: Beim Nobelpreis wird ja das Bild des heroischen Forschers beziehungsweise der heroischen Forscherin bemüht. Komischerweise freuen sich dann immer ganze Teams, die sehr divers zusammengesetzt sind, über ihren Erfolg. Das ist vielleicht etwas Neues, worüber wir uns Gedanken machen müssen: Was ist das eigentlich für ein Bild, das wir von Studierenden haben? Und welches Bild haben wir von Lehrenden und Forschenden? Und wie können wir das über forschungsorientierte oder innovative Lehre noch besser zusammenführen?
Ich möchte aber einen ganz anderen Punkt ansprechen. Da geht es noch einmal um Verwaltungsstrukturen, Digitalisierung und Optimierung von Lernergebnissen. Ein Thema, das zurzeit vielfach behandelt wird, ist Learning analytics, bei dem die Studierenden lernen herauszubekommen, wo sie sich weiter optimieren können beziehungsweise was sie schon besonders gut können. Die Lehrenden sind aufgefordert, mit den Studierenden noch viel besser abzuchecken oder zu matchen, wie denn die Lehre entsprechend aufbereitet werden soll mit dem Ziel, dass alle etwas verstehen und nicht nur einzelne. Weil ich ein Kind meiner Generation bin, mache ich mir natürlich Gedanken über diese ganzen Daten, die über Studierende gesammelt werden, nicht nur über Evaluation, sondern über Prüfungsergebnisse und so weiter – was macht das eigentlich mit der Universität? Und was mit den Studierenden? Werden sie zu so etwas wie unternehmerischen „Selbsten“ oder sind sie das nicht schon längst? Oder sind sie immer noch im Sinne von Humboldt unterwegs, um Wahrheiten zu entdecken?

Schmoll Das eine schließt ja das andere nicht aus?

Bührmann Das stimmt.

Schmoll Herr Handke.

Handke Ich habe mir drei Punkte notiert, die jetzt für mich in den Statements sichtbar wurden. Das eine ist leider, dass immer noch zu oft gesagt wird: Mal schauen. Mal ermitteln. Mal gucken, wie. Wir müssen es machen und ausprobieren! Das ist ganz wichtig. Wer einmal digital gelehrt und das ausprobiert hat, kann wenigstens mitreden. Es wird über digitale Lehre geurteilt, ohne sie selbst gemacht zu haben. Der zweite Punkt ist die Frage: Wie bekommt man eigentlich die Heterogenität in den Griff? Ich habe nichts dazu gehört. Ich kann Ihnen sagen, wie wir es machen.

Schmoll Frau Bührmann hat etwas dazu gesagt.

Handke Wenn die Grundlagenvermittlung digital erfolgen kann, und das ist in meinem Fach, der Linguistik, extrem gut realisierbar, weil es kein Schulfach ist, aber es gibt auch viele andere Fächer, wo das sehr gut möglich ist –, dann gewinnen Sie immens viel Zeit in den Präsenzveranstaltungen, um sich individuell um einzelne Studierende zu kümmern. Wenn ich bis 2006 eine Lehrveranstaltung mit achtzig Teilnehmern hielt, eine Vorlesung, dann stellten drei Studierende eine Frage und ein vierter kam nach dem Ende: „Ich habe da noch mal eine Frage." Wenn ich heute die gleiche Lehrveranstaltung anbiete, spreche ich mit allen achtzig persönlich. Ich muss natürlich runtergehen von der Bühne und Teil des Publikums werden. Das ist übrigens ein großer Hinderungsgrund für viele in Deutschland, sie wollen das nicht. Das ist meine Antwort, wie es geht.

Schmoll Aber Herr Handke, jetzt mal Hand aufs Herz. Haben alle achtzig wirklich im Internet die Voraussetzungen zur Kenntnis genommen, auf denen Sie ja schließlich aufbauen?

Handke Über elektronisches Assessment – über Überprüfung haben wir noch gar nicht geredet – wird geprüft, ob sie die Voraussetzungen zur Kenntnis genommen haben. Meine Präsenzteilnahmen liegen bei achtzig Prozent. Ich habe keine Präsenzpflicht. Und 75 Prozent bestehen die Wissenstests. In den Prüfungen am Semesterende examinieren wir Kompetenzen, und zwar als elektronische Prüfung mit Internetnutzung. Ich finde das sehr wichtig, dass man bei Examen das Internet benutzen darf. Ich kann doch nicht für neunzig Minuten das Internet abschalten, obwohl ich es mein ganzes Leben lang nutze. Das zum Thema Assessment. Und Learning analytics, Frau Bührmann, machen wir mit humanoiden Robotern. Das funktioniert zum Teil sehr gut. Viele reden darüber und wollen es gern testen – wir probieren es bereits aus. Ich lade Sie ein.

Bührmann Mein Punkt ist nicht, ob wir das in Göttingen tun oder nicht, sondern darüber zu reden: Was heißt das, welche Chancen und Risiken bestehen? Das muss man sich genau überlegen.

Schmoll Frau Hofhues.

Hofhues Stichwort Learning analytics. Ich kann aus einem aktuellen Forschungsprojekt berichten, in dem wir zum Beispiel qualitative Methoden mit Learning analytics verkoppeln. Aber es ist leider äußerst enttäuschend, was Learning analytics zu bieten haben, was wir durch die Interpretation der Daten herausfinden können, weshalb Ergebnisse auf dieser Ebene – ich muss das leider so sagen – sehr unspannend sind. Wir müssen darüber reden – wenn ich jetzt an dein Vorlesungsszenario mit den drei unterschiedlichen Pensen denke –, wie ich ein komplexes Szenario angemessen in einer automatisierten Art und Weise erfassen kann. Ich wäre skeptisch, ob das überhaupt geht, weil ich ja immer noch wissen will, ob die achtzig Studierenden von all dem etwas verstanden haben. Nicht nur, ob sie geklickt haben, ob sie neunzig Minuten an Bord waren oder vielleicht zwischendurch die Wäsche gewaschen haben. Das sind doch die Informationen, die ich als Lehrende haben möchte. Die Frage ist: Wie komme ich daran? Das ist eine Diskussion über Qualität, nicht über Daten.

Handke Daran kommt man, indem man natürlich Zugriff auf die Lernplattform hat. Wir haben eine eigene Lernplattform und kommen direkt an die Daten heran, wie zum Beispiel Testergebnisse. Und nicht nur über die Klicks, die sind für uns auch ziemlich unsinnig. Da stimme ich dir vollkommen zu.

Prof. Dr. ***Richard Göttlich****, Studiendekan, Institut Organische Chemie, Justus-Liebig-Universität Gießen*

Hofhues Genau. Aber dann müsste man noch einmal differenzieren zwischen dem, was klassischerweise Learning analytics oder Mining-Verfahren sind, und den Online-Self-Assessments, die meines Erachtens angesprochen wurden. Diese können mit einem bestimmten lerntheoretischen Modell ausgewertet werden.

Schmoll Sie haben eine Frage, bitte.

Göttlich Ich habe das Gefühl, dass wir sehr viel über klassische Konzepte wie Inverted Classroom und Digitalisieren reden – das ist alles sehr schön und es gibt tolle E-Learning-Möglichkeiten. Was

mich umtreibt und wovon ich glaube, dass das die wirkliche Herausforderung ist, ist die Frage: Was sind die Zukunftskompetenzen? Was sind die digitalen Kompetenzen, die wir neu einflechten müssen, die wir nicht einfach nur filmen, digitalisieren, in ein E-Learning-Programm einbauen, sondern: Was muss ich an meiner Lehre ändern, damit der Digital Native, mein Absolvent, sich zukünftig auf dem Arbeitsmarkt behauptet, besser ist als der Chinese, der Japaner, der Inder und weltweit führend neue Innovationen produzieren kann?

Schmoll Danke. Wir nehmen gleich noch zwei weitere Fragen dazu.

Kreusel Ich lehre seit zwanzig Jahren als Lehrbeauftragter an der RWTH Aachen und ansonsten arbeite ich hauptamtlich beim Elektrotechnikunternehmen ABB. Was mich umtreibt, ist, wenn Sie Digitalisierung nur als Aufgabe betrachten, die man jetzt leider übernehmen muss – und so klingt es –, dann lassen Sie es bitte. Digitalisierung ist ein Mittel und damit können Sie eine Aufgabe lösen. Und über die sollten Sie sich vorher unterhalten. Das heißt konkret: Sehen Sie denn methodischen Weiterentwicklungsbedarf in der Lehre? Wo sind denn Schwächen des alten Ansatzes? Herr Handke, Sie haben es ja gesagt: Es ist sicherlich nicht sonderlich intelligent, wenn – meistens nicht didaktisch ausgebildete – Dozenten zu Hunderten jedes Jahr mehr oder weniger gut Grundlagenwissen vermitteln, nur weil man es anders nicht kann. Das ist nicht effizient. Und das war es übrigens noch nie. Nur, dass man es jetzt anders machen könnte. Jetzt findet man solche Inhalte im Internet. Frau Hofhues sagte, dass wir die Studierenden differenziert betrachten müssen. Wir müssen aber auch die Lehre differenziert betrachten. Wir haben immer wieder den Begriff „forschungsnahe Lehre“ gehört. Aber Lehre besteht nicht nur daraus. Grundlagenvermittlung ist meist nicht forschungsnah. Forschungsnähe gewinnt an Bedeutung, wenn man im Studium schon weiter fortgeschritten ist. Und ich glaube, dass da der menschliche Kontakt eine ganz andere Rolle spielt, als wenn man – ich bleibe jetzt bei meiner Disziplin, der Elektrotechnik –, in etwa das Phonem der Elektrotechnik, nämlich das Ohm’sche Gesetz vermitteln

*Prof. Dr. Ing. **Jochen Kreusel**, Leiter, Market Innovation, ABB Power Grids Germany AG, Mannheim*

muss oder die Wellengleichungen, die seit über hundert Jahren bekannt und nicht mehr forschungsrelevant sind, die man aber einfach lernen muss. Ich glaube, da sind Studierende glücklich, wenn sie das irgendwo gut aufbereitet nachlesen können. Und ich würde mir wünschen, dass Sie damit beginnen zu fragen: Was wollen wir ändern? Was muss besser werden? Und dann weiter fragen: Wo kann uns Digitalisierung da helfen, wo vielleicht auch nicht? Denn sie ist, wie gesagt, kein Selbstzweck.

Schmoll Danke. Ihre Frage noch?

Hekman Die Provadis School ist eine private duale Hochschule in Frankfurt am Main. Das Thema, das Sie angesprochen haben, Herr Handke, oder der Ansatz, den Sie formulieren, ist doch eigentlich die Voraussetzung dafür, um – was der Kollege vorhin gesagt hatte – das Thema Future Skills aufzugreifen. Ich glaube doch, dass die Zukunft der universitären Lehre vor der Herausforderung steht, auf die Dynamik in unserer Gesellschaft eine Antwort zu liefern und entsprechende Ansätze zu geben, damit Studierende, wenn sie die Hochschule verlassen, die Probleme von morgen lösen können. Wenn wir also über Future Skills reden, dann brauchen wir Menschen, die in der Tat viel stärker kompetenzorientiert qualifiziert werden. Heterogenität muss genutzt werden, damit wir ein breiteres Potenzial heben. Das ermöglicht uns diese Technologie. Das ist also quasi in der Tat nur ein Instrument, um in der curricularen Dynamik schneller voranzukommen. Wir haben ja auch in den Hochschulen die Diskussion: Wie schnell können wir Curricula eigentlich verändern? Und mit dieser Methodik und mit dieser Dynamik, die mit der Digitalisierung einhergeht, hätten wir die Möglichkeit, viel schneller zu reagieren, um Menschen zu bilden, die da helfen können.

Prof. Dr. ***Björn Hekman****, Präsident, Provadis School of International Management and Technology AG, Frankfurt am Main*

Schmoll Vielen Dank. Ich glaube, das Podium ist sich klar darüber, dass Digitalisierung kein Selbstzweck ist. Das haben alle so gesagt. Ich sehe jetzt zwei entscheidende Fragen – die nach den Future Skills und außerdem die, die Jochen Kreusel von der RWTH Aachen nannte: Wo sehen wir denn Änderungsbedarf? Alle haben gesagt, dass sie Ände-

rungsbedarf erkennen und Curricula umgeschrieben werden müssen. Frau Bührmann, Sie haben das auch angemerkt.

Bührmann Natürlich haben Sie recht, dass es herzlich wenig hilft, abstrakt darüber zu reden, dass wir jetzt mal anfangen müssen oder man etwas unternehmen muss. Die Herausforderung ist, dass Lehre in bestimmten Studiengängen stattfindet. Dort gibt es Lehrende und Studierende. Göttingen stellt gerade auf die Systemakkreditierung um, was ganz wunderbar ist, weil man damit ein sehr schönes Instrument bei der Akkreditierung von Studiengängen in den Fächern hat, und in den Studiengängen mit den Studierenden, die Curricula entsprechend weiterzuentwickeln. Das ist ganz wichtig. Was wir aber hier machen können, ist, über mögliche Prozesse und Verfahrensweisen zu reden, wie wir es hinbekommen, unsere Lehre auf welche Zukunft auch immer ausgerichtet zu gestalten. Mir wäre es lieb, wenn wir mit Chinesen und Chinesinnen, Indern und Inderinnen, US-Amerikanerinnen und US-Amerikanern zusammenarbeiteten und nicht versuchten, sie im Wettbewerb bei irgendetwas zu schlagen. Es wäre gut, wenn wir die globalen Probleme auch in einem globalen Team angingen. Mein Plädoyer ist: Wir müssen über die Verfahren reden. Wie können wir diese Aspekte eigentlich weiter optimieren?

Schmoll Ich glaube, dass die Antwort noch nicht genügen wird. Wo sehen Sie konkreten Änderungsbedarf in der Lehre: Frau Busse oder Frau Hofhues?

Busse Für mich bedeutet das eine klare Professionalisierung auf allen Ebenen. Die fängt an mit Training, auch für Lehrende, die ebenso neu anfangen. Ich habe es in Heidelberg nicht geschafft zu etablieren, dass Neuberufene sich auch in der Hochschuldidaktik fortbilden müssen. Das ist ein ganz wichtiger Punkt, den es ja in den Niederlanden schon an allen Universitäten gibt oder an den meisten zumindest. Diese Professionalisierung hat mit den Digital Learning Spaces zu tun, aber auch mit physikalischen Räumen, nämlich insofern, dass sie auch so ausgestattet sind, dass man kreative Dinge tun kann dann, wenn auch Studierende soweit sind. Ich gebe Ihnen recht, vielleicht müssen manche Dinge gelernt werden. Ich gebe Ihnen aber nicht darin recht, dass nicht trotzdem die Forschungsbasierung dazukommen kann. Selbst in meiner Einführung in die Linguistik, in die englische Sprachwissenschaft, verwende ich Themen aus meiner eigenen Forschung. Ich glaube, dass das funktioniert. Und wenn wir so weit sind, dass wir das mit den Fächern umsetzen können, aber auch ein hochschuleigenes System schaffen, in dem man all diese Gesichtspunkte im möglichen Rahmen

ausprobieren kann, dann haben wir etwas erreicht. Ich bin ja eine große Verfechterin der Systemakkreditierung plus Experimentierklausel, die jetzt möglich ist. Dass manche gesetzlichen Vorgaben nicht mehr zeitgemäß sind, das müssen wir jetzt nicht diskutieren, weil wir das alle wissen. Das ist etwas, was mir wichtig wäre. Vielleicht noch ein Punkt zur Kompetenzorientierung: Wir haben uns da fast die Köpfe eingeschlagen, als es um die Lehrerbildung in Heidelberg ging – was sind eigentlich Kompetenzen? Und was ist Bildung? Es würde sich für alle lohnen, auch darüber zu sprechen, was man eigentlich und wie man etwas vermitteln will, was der Bildungswert von Inhalten ist, wie man das prozedural auf den Weg bringen kann und was am Ende wirklich wichtig ist für die Studierenden, wenn sie nämlich Absolventen sind.
Und noch etwas: Wir brauchen vielleicht mehr Programme, die zum Beispiel Master und PhD verbinden, die Strukturen schaffen, die den forschungsorientierten Weg gehen, die uns andere Wege ermöglichen, auch das liegt mir sehr am Herzen. Ich glaube, dann ergibt sich die Änderung der Lehre von selbst, weil man Anliegen anders anpacken muss. Ich habe das erst jetzt mit der Max Planck School Matter to Life erlebt, an der es plötzlich überhaupt kein Problem mehr ist, dass sich die Kollegen der Max-Planck-Institute über Lehre Gedanken machten, weil sie nämlich einen neuen Master eingeführt haben, den wir jetzt kooperativ mit Heidelberg, Göttingen und der TU München anbieten. Nun haben wir einen gemeinsamen Studiengang auf den Weg gebracht, und das mit wirklich innovativen Formen der Lehre. Und das war dann kein Problem mehr, weil es um den Inhalt ging und zwar um ein neues Thema: Material Sciences.

Bührmann Und mit sehr vielen Ressourcen?

Busse Ja, das stimmt.

Schmoll Vielen Dank. Ihre Frage oder Diskussion.

Ahlen *Imke Ahlen, Studentische Vertreterin, AStA, Universität zu Köln:*
Ich bin Masterstudentin für Englisch und Latein und sowohl unter den Studierenden als auch in vielen Gremien unterwegs. Ich habe aufgehört zu zählen, wie oft schon auf dem Podium gesagt wurde: Wir müssen mit den Studierenden sprechen. Im Podium sitzen keine Studierenden, deswegen dachte ich, ich stehe mal auf. In den Gremien ist es einfach so, dass wir die Modulhandbücher, die geändert werden sollen, erst dann bekommen, wenn die Fächer die Änderungen bereits diskutiert haben. Das heißt, wir haben gar eine Chance, mit dem Fachvertreter darüber zu diskutieren, was wir uns vorstellen. Da sehe ich noch großen Verbesserungsbedarf, weil uns eigentlich keiner fragt: Was stellen wir uns unter

guter Digitalisierung vor? Was ist für uns gute Lehre? Was brauchen wir überhaupt als diverse Studierendenschaft?

Schmoll Weil die Frage vorhin kam: Was sind für Sie die Zukunftsfähigkeiten? Was wollen Sie am Ende des Studiums wirklich können?

Ahlen Die Frage stellt sich mir gar nicht so sehr in meiner Forschungsrichtung. Ich studiere auf Lehramt. Das heißt, ich bin eine von denen, die ganz gern ab und zu Praxis mitnimmt. Das heißt nicht, dass Forschung für mich uninteressant ist, weil ich glaube, dass es da sehr viele Aspekte gibt. Ich sehe aber eher, dass die Studierenden auf der Strecke bleiben und die Lehrformate gar nicht dem entsprechen, was wir uns vorstellen. Da geht es nicht darum, dass ich sage: Ich möchte nur noch eine Online-Uni und gar nicht mehr präsent sein. Es geht mehr darum, ein gutes Mittelmaß zu finden, und dass das die Online-Uni vielleicht nicht ist. Ich erlebte im letzten Semester eine Vorlesung, die war einfach vor drei Jahren aufgezeichnet worden. Die Fragen aus dem Publikum konnte man nicht verstehen. Die Antworten waren völlig aus dem Zusammenhang gerissen. In diesem Fall sage ich: Okay, ich brauche keine Digitalisierung. Digitalisierung sind eher die Tools, die schon sehr stark genutzt werden. Ich studiere Latein, da ist die Digitalisierung manchmal etwas schwierig. Wir wären schon glücklich, wenn uns PDFs hochgeladen würden. Das heißt – ich studiere mit Kind –, wenn ich krank bin, muss ich dem Professor eine E-Mail schreiben, ob ich die Arbeitsblätter bekommen kann, und die Studierenden anschreiben, was gelernt wurde und ob sie mir die Lösungen geben. Ich habe gar nicht die Möglichkeit, online zu schauen: Was habe ich verpasst? Wo kann ich mir selbst noch etwas aneignen? Ich glaube, da gibt es gar nicht den Gedanken, dass diverse Studierende oder auch Studierende mit Behinderung vielleicht gar nicht jede Woche kommen können, und in den Wochen, in denen sie nicht anwesend sind, gern auf Online-Lehre zurückgreifen möchten.

Schmoll Vielen Dank.

Handke Darf ich Ihnen eine Frage stellen? Sie haben ja sicherlich eine Einführungsveranstaltung in die Linguistik belegt? Und Sie haben vielleicht in Ihrem Fachbereich im Institut möglicherweise mehrere Studiengänge?

Ahlen Ja.

Handke Saßen alle gemeinsam in der gleichen Veranstaltung?

Ahlen Wir sitzen komplett, Lehramt und Nichtlehramt, gemeinsam in den Veranstaltungen.

Handke Da möchte ich den Finger in die Wunde legen. Das ist an fast allen deutschen Hochschulen so. Zwischen Bachelor und Lehramt wird

überhaupt nicht differenziert. Bachelor führt auf einen wissenschaftlichen Master hin, Lehramt auf die Praxis in der Schule. Wenn Sie die Lehre digitalisieren, können Sie beiden Gruppen unterschiedliche digitale Kurse geben, dann in der Präsenzphase beide zusammenführen und mit unterschiedlichem Übungsmaterial bespielen.

Ahlen Ich kann noch weiter zuspitzen. Wir sitzen auch mit Bachelor Lehramt/Nichtlehramt und Master Lehramt/Nichtlehramt zusammen. Das heißt, ich hatte mein Masterhauptseminar mit Bachelorstudierenden im dritten Semester.

Handke Die Digitalisierung löst genau dieses Problem.

Schmoll Das ist doch der Segen des polyvalenten Bachelors, der frühzeitig in NRW eingeführt wurde, lieber Herr Handke.

Handke Aber die Inhalte fürs Lehramt sind doch ganz andere. Schauen Sie doch einmal in die Lehramtsordnung und in die Modulordnung.

Hofhues Ich würde da gern widersprechen und möchte zwei Ideen zirkulieren lassen. Die eine Idee, die ich sehr gut und relevant finde, ist die, Studierende mit auf den Weg zu nehmen, sprich, Partizipation tatsächlich zu ermöglich. Das kann ich nur dick unterstreichen. Die zweite Idee ist: Wollen wir wirklich diese Differenzierung, mit der wir zwischen den Fachwissenschaften und den Bildungswissenschaften unterscheiden und dadurch eine Form von Klassifizierung einführen, die womöglich nie intendiert war? Ich mache es an einem Beispiel fest. Ich gebe die Vorlesung „Einführung in die Mediendidaktik“. Sie ist forschungsorientiert als Blended-Learning-Veranstaltung organisiert und läuft anhand verschiedener Aufgaben über ein Semester hinweg ab. Studierende der Bildungswissenschaften, also sprich des Lehramts, und Studierende anderer erziehungswissenschaftlicher Fächer müssen dort im Tandem Forschungsskizzen erstellen. Die Rückmeldungen der Studierenden sind äußerst kontrovers, sie reichen nämlich von „total prima“ bis hin zu „geht gar nicht“. Da würde ich gern anknüpfen – und zwar deswegen, weil diese Form der Kooperation eine Anforderung an Studierende stellt, die erst einmal nicht inhaltlicher Natur ist, sondern in der Teamarbeit begründet ist. Die Idee ist dann aber, gemeinsam bestimmte inhaltliche Fragen zu beantworten und in der Vertiefung die nötige Differenzierung zu ermöglichen.

Schmoll Vielen Dank. Wir haben jetzt zwei weitere Fragen. Herr Dr. Nasko, dann bitte Herr Professor Freimuth.

Nasko Ich habe zwei Anmerkungen zu Herrn Handke. Was ich höre ist, dass MOOCs in der ganzen Welt längst gang und gäbe sind. Harvard hat angeblich mehr Online- als Präsenzstudierende. Diese MOOCs sind

doch in allen Fächern schon realisiert. Ich möchte Sie bitten, etwas dazu zu sagen, was diesbezüglich international schon geschehen ist oder wo wir im Vergleich zum internationalen Wettbewerb stehen.
Das andere ist: Ich komme aus der Wirtschaft. Und was wir in der Wirtschaft eigentlich brauchen, sind Absolventen, die mit den Problemen der Gegenwart und Zukunft fertig werden können. Die Gegenwart und Zukunft haben sich dramatisch geändert. Was ich gestern und heute vernehme, ist, dass die Digitalisierung an den Hochschulen mehr eine Frage des Prozesses der Anwendung im Lehrprozess ist, aber nicht der Output. Mir käme es etwas auf den Output an. Das einzige Mal, dass ich „Curricula" heute und gestern gehört habe, war bei Frau Bührmann. Sie müssen aus meiner Sicht die Curricula überprüfen, ob sie den heutigen Anforderungen noch gerecht werden.

Thelen Neben den Studierenden gibt es in der Tat eine weitere wichtige Anspruchsgruppe. Das sind die Unternehmen und Arbeitgeber. Hier möchte ich den Hinweis von Herrn Nasko aufgreifen. In den Unternehmen gibt es unter dem Stichwort Learning and Development seit einigen Jahren eine spannende Debatte. Unter dem massiven Ergebnisdruck findet diese Debatte an der Schnittstelle von betrieblicher Bildung, Personalentwicklung, Wissensmanagement und IT statt. Meine Frage an Sie ist: Welche Chancen und Risiken sehen Sie, stärker miteinander zu arbeiten und voneinander zu lernen? Mein Eindruck – ich betreue diverse gemeinsame Bildungsprojekte von Unternehmen und Hochschulen – ist: Unternehmen investieren ja nicht vorrangig in millionenschwere, bunte 3-D-Lernwelten, sondern in sehr pragmatische, oft kleinteilige Projekte, mit denen sie versuchen, der Lern- und Erlebniswelt ihrer Nachwuchskräfte näherzukommen. Das sind häufig technisch niedrigschwellige Lerneinheiten auf der Ebene von WhatsApp oder digitalen Micro Units. Es geht dabei darum, dort ins Gespräch zu kommen, wo das Gespräch tatsächlich ohnehin schon stattfindet. Nun unterscheidet sich einerseits wissenschaftliches Arbeiten und betriebliches Lernen voneinander, aber

Prof. Dr. ***Udo Thelen****, Professor für Bildungsmanagement und Corporate Learning, Europäische Fernhochschule Hamburg; Leiter, Klett Corporate Education, Klett Gruppe, Stuttgart*

andererseits sind ja Wissenschaftlichkeit und Praxisrelevanz nie eine Frage des Mediums, sondern sie gehen sehr viel tiefer. Darum nochmals die Frage: Welche Möglichkeiten und Risiken sehen Sie hier, dass Unternehmen und Hochschulen beim betrieblichen Lernen stärker zusammenzuarbeiten?

Schmoll Vielen Dank. Herr Freimuth.

Freimuth Ich habe eine etwas provokative Frage. Jede Universität sagt sofort reflexartig, wenn von Lehre geredet wird: Wir wollen die besten Studierenden. Jetzt gehe ich davon aus, dass jeder zweite eines Jahrgangs nicht unbedingt zur Gruppe der besten Köpfe zählt. Mir stellt sich die Frage: Wenn alle diese Besten so gern wollen, was ist dann eigentlich mit den anderen?

Schmoll Wie identifiziert man die Besten?

Freimuth Nein, darum allein geht es nicht. Sondern: Was macht man mit den übrigen? Und wie bildet man sie gut aus? Eine Antwort liegt schon darin, dass man die Menschen vor allen Dingen danach aussuchen könnte, was sie eigentlich werden wollen. Dann hat man motivierte Studierende, und die sind vielleicht mit einem Schnitt von 2,2 besser als die, die vor allem eine gute finanzielle und Altersversorgung anstreben und einen Schnitt von 1,5 haben. Wir haben de facto einen hohen Grad der Akademisierung. Der führt offenbar dazu, dass sich die Berufsfähigkeit der Leute verbessert. Und deswegen müssen wir für diese fünfzig Prozent insgesamt gute Angebote schaffen.

Schmoll Danke, das ist eine Frage, die Frau Bührmann beantworten sollte.

Handke Ich würde die Frage gern beantworten.

Bührmann Da fange ich vielleicht an und Sie übernehmen dann, Herr Handke. Ich glaube in der Tat, dass wir uns sehr genau überlegen müssen: Für welchen Studiengang ist denn welche Gruppe eigentlich die beste? Gleichzeitig müssen wir uns überlegen: Was haben wir für Prädikatoren? Es ist natürlich am einfachsten, übrigens auch am preiswertesten, die Abiturnote zu nehmen. Da kann man sagen, das sind dreizehn oder zwölf Jahre Lernerfahrung und das hat etwas zu sagen. Es gibt aber, wenn Sie es sich genauer anschauen, Innovationen. Auch Nobelpreisträger und Nobelpreisträgerinnen hatten nicht so ein gutes Abitur, wenn sie denn überhaupt ein Abitur hatten, und sind nicht auf der üblichen Schiene zum Studium gekommen, sondern offensichtlich ist es gut, auch noch diverse Lebenserfahrungen zu haben. Das ist das eine. Und das andere ist, da muss sich natürlich jede Hochschule fragen: Welche Gruppe von Studierenden ist uns denn besonders wichtig? Die

Universität Göttingen möchte zum Beispiel möglichst viele forschungsinteressierte Studierende anziehen. Gleichzeitig haben wir eine umfangreiche Lehramtsausbildung, allerdings nur für das Gymnasium. Das heißt, wir ziehen auch andere Studierende an und nicht nur aus der Nähe von Kassel oder Hildesheim. Was Sie ansprechen, ist einerseits die Frage der Profilierung von Hochschulen. Andererseits geht es auch um folgenden Punkt: Wir haben Studiengänge kreiert, weil wir denken, dass sie besonders spannend sind. Diese Studiengänge sollten, jedenfalls in Niedersachsen, zu achtzig Prozent gefüllt sein. Wenn es kleine Fächer sein sollen, reichen fünfzig Prozent. Aber das sind natürlich unsere Restriktionen. Die Universitäten und Hochschulen sind geneigt, das Beste dann recht breit auszulesen, nämlich bis zu achtzig Prozent.

Freimuth Sie sagen, wir müssen das aus der Sicht der Hochschulen sehen: Was will eigentlich die Hochschule? Und dann ein Profil der Hochschulen entwickeln. Ich frage mich allerdings: Welche Hochschule entwickelt das Profil, nur die Zweitbesten zu nehmen? Wir müssen das also nicht nur aus der Sicht der Hochschulen sehen, sondern auch aus der Sicht derjenigen, die an die Hochschulen kommen, um eine gute Ausbildung zu bekommen, und die vielleicht nicht zu den besten zehn Prozent ihres Jahrgangs gehören. Das ist eigentlich meine Frage.

Bührmann Ich möchte ergänzen, was ich mit „aus der Sicht von Hochschulen" meine. Für mich sind Lehrende, Studierende und Menschen, die im Wissenschaftsmanagement arbeiten, selbstverständlich Teil der Hochschule, nicht nur die Leitung.

Schmoll Selbstverständlich. Herr Handke und dann bitte Imke Ahlen zu dieser Frage.

Handke Wenn ich Herrn Freimuth aus der Sicht eines Lehrenden antworten darf, denn wir haben mit diesen Studierenden auch zu tun, dann gibt es zwei Dinge, die ich einsetze. Zum einen sind das digitale diagnostische Tests. Vor jeder Lehrveranstaltung gibt es einen diagnostischen Test. Der ist optional. Etwa sechzig Prozent nehmen mit einer Beratungsfunktion teil. Das hat sich sehr gut angelassen. Die zweite Praxislösung geht in den Bereich Gamification. Wir vergeben für die Leistungen innerhalb unserer Kurse digitale Badges. Und Sie glauben nicht, wie motivierend das für die Studierenden ist, kein Rookie zu sein, sondern ein Senior oder gar ein Expert. Diese digitalen Badges führen dazu, dass die Schlechten mit ins Boot geholt werden und sich verbessern. Das ist unsere digitale Praxislösung. Und um Herrn Dr. Nasko zu antworten: MOOCs sind unsere Hinweise. Wir haben zurzeit acht MOOCs mit insgesamt 9.000 Teilnehmern. Wir schicken anhand der

diagnostischen Tests die Schlechteren in die MOOCs und sagen: Erledigt das bitte bis dann und dann und danach seid Ihr wieder dabei. Digitale Lösungen!

Ahlen Man muss uns als Studierende gerade zu Beginn des Studiums da abholen, wo wir wirklich stehen. Ich glaube, in den Universitäten gilt noch stark dieses romantisierte Bild des männlichen weißen Akademikers. Heute kommt – völlig unabhängig vom Geschlecht – nicht mehr jeder aus einem Haushalt, in dem die Eltern schon studiert haben. Vielen Studierenden ist zu Beginn gar nicht klar, wie die Universität überhaupt läuft. Natürlich gibt es Einführungstage und -wochen der Fachschaften und der Fächer. Da werden dann einmal die Basics in zwei Stunden heruntergerasselt. Also neunzig Prozent bestehen aus Hinweisen darauf, wie man mit diesem superkomplizierten System seinen Stundenplan auswählt. Für alles andere, für dieses „abholen, wo wir wirklich stehen", und um festzustellen, dass nicht alle Schulen das gleiche Verständnis von einem Abschluss haben, bleibt dann schon fast keine Zeit mehr. Das heißt, wenn da zwei Studierende stehen, die beide einen Abschluss von 1,5 haben, bedeutet das nicht unbedingt, dass sie das Gleiche können, selbst wenn sie aus dem gleichen Bundesland kommen und es ein Zentralabitur gibt. Es gibt einfach sehr große Unterschiede unter Studierenden, die häufig noch ignoriert werden. Ich glaube, hier müsste angepackt werden.

Schmoll Eine Rückfrage noch. Wenn Sie hören, was Herr Handke beschreibt, was er über den Zugriff auf Ihre Lernplattform sagt und die im Grunde genaue Kenntnis des Lehrenden über die Studierenden – was haben sie gemacht, was können sie, wo sind ihre Defizite –, wünschen Sie sich so was? Oder finden Sie das eher übergriffig?

Ahlen Ich persönlich finde das gar nicht so schlecht, weil sich Studierende häufig in den Präsenzveranstaltungen nicht trauen, Fragen zu stellen, weil sie der Meinung sind, dass alle anderen das Besprochene bestimmt wissen. Auch unter den Studierenden herrscht ein sehr harter Konkurrenzkampf. Man wagt es gar nicht nachzufragen. Und gerade durch Möglichkeiten, sich online selbst abzufragen, selbst Antworten zu bekommen, vielleicht auch durch Badges zu sehen, „okay, ich bin gar nicht so schlecht, wie ich das dachte", das finde ich gar nicht abwegig.

Schmoll Vielen Dank. Frau Busse, Frau Hofhues.

Busse Ich hatte zu Beginn gesagt: Ich glaube, der Superlativ der Besten ist inzwischen schwierig zu behaupten. Ich hatte diesen Begriff der Psychologen „Eignung und Neigung" ins Spiel gebracht. Das „Medizinerurteil" hat die Mediziner ja fast dazu gezwungen, dies zu berücksichti-

gen. Sie haben gern ein neues System dafür entwickelt, wie man zum Medizinstudium kommt. Zum Beispiel kann eine Quote dafür sorgen, dass Hidden Talents gefunden werden, eben nicht nur über die Abiturnote, sondern mit einem Test et cetera. Um nicht ganz in diese konkreten Vorschläge zu gehen, die ich durchaus gut finde: Solche Tests online zu absolvieren und mit Experten wie den Psychologen zu überlegen, wie die Fächer auf den Weg gebracht werden können, wie sie die Studierenden finden, die für einen bestimmten Studiengang geeignet und geneigt sind, mit denen man bestimmte Kompetenzen erreicht, mit einer guten und gut strukturierten Studieneingangsphase, und eben nicht nur sagt, „so managt Ihr den Studienplan mit Campus online" – das wäre ein guter Weg. Es gibt ja einige Programme, mit denen man die Studieneingangsphase sehr gut planen und Aspekte entwickeln kann. Ob man dazu noch propädeutische Kurse für das bestimmte Fach braucht, sieht man dann. Dafür gibt es genug Beispiele. Ich würde auch gern in der Kooperation mit den Schulen noch weitergehen, um zu sehen: Was wird eigentlich wo wie gemacht? Aber auch das braucht Ressourcen, Kraft und Willen. Es ist kein einfacher Prozess, sich damit zu beschäftigen, diese fachlichen Kompetenzen, Fähigkeiten, Bildungswerte festzustellen, die man braucht, um Eignung und Neigung auszuweisen. Da ist sehr viel zu tun.

Schmoll Danke. Frau Hofhues, bitte kurz, wir haben nämlich noch einige Fragen im Publikum.

Hofhues Gern. Ich möchte nur daran erinnern, dass wir davon ausgehen, dass wir sehr genau einen Lebenszyklus benennen könnten, in dem sich *die* Studierenden befinden. Nochmals zur Erinnerung: Wer sind eigentlich die Studierenden? Der kleinste gemeinsame Nenner ist doch, dass sie sich im Studium befinden. Und danach fächert es sich vollständig auf. Viele Studierende sind berufstätig. Das Stichwort Familie ist gefallen. Viele befinden sich in Pflegesituationen. Nicht alle studieren grundständig, sondern teilweise in Teilzeit; sie kommen erst nach einer Ausbildung an der Universität an. Damit sind wir ja konfrontiert. Ich meine, dass dieser Aspekt noch zu wenig beachtet wurde.

Handke Darf ich noch einen Parameter hinzufügen, der auf alle Studierenden zutrifft, wenn sie zu uns kommen? Sie haben eine extrem hohe Medienbedienkompetenz, aber keine Medienkompetenz. Es ist sehr wichtig, dass wir ihnen Medienkompetenz vermitteln. Und das schaffen wir, wenn wir digitale Vorbilder haben.

Schmoll Vielen Dank. Wir haben Ihre Frage nach den Chancen und Risiken nicht beantwortet. Ich bitte, sie im Gedächtnis zu behalten.

Groß-Hardt Meine Frage ist: Gehen uns nicht viele Talente verloren, weil wir es nicht hinbekommen, den Studierenden früh, wenn sie an die Universität kommen und verunsichert sind, zu helfen herauszufinden, in welchen Bereichen sie eigentlich gut sind? Wir haben keine Instrumente dafür. Ich sehe sogar noch auf der Ebene der Doktorarbeiten, dass die Studierenden überrascht sind, wenn man ihnen sagt, was sie für Talente haben. Diese Skills stehen in keinem Zeugnis. Managementfähigkeiten, die Fähigkeit, auf andere zuzugehen, interdisziplinäre Arbeiten loszutreten – wie wahnsinnig wichtig ist das! Ich stimme der Auffassung völlig zu, dass wir Problemlöser brauchen. Wenn wir am Anfang des Studiums viel besser sozusagen scannen würden, was wir eigentlich für Persönlichkeiten haben, dann hätten wir nicht diese Bestenproblematik, weil wir viele unterschiedliche Beste haben. Und da bin ich ganz beim Podium, dass wir das Studium eben diversifizieren. Aber das ist ein dickes Brett. Wir müssen tatsächlich ganz neu denken. Das Ziel ist meines Erachtens, die Menschen auszubilden, die mit den großen Herausforderungen von morgen umgehen können, und dabei auch diese vielen wundervollen Talente zu scoren, zu entdecken und ihnen zu helfen – wir müssen Empowerment betreiben. Und dann haben wir nicht das Problem, dass wir aus Indien oder China Talente holen müssen. Die Talente stehen vor der Tür, wir haben sie nur noch nicht erkannt.

*Prof. Dr. **Rita Groß-Hardt**, Gruppenleiterin, Molekulare Genetik, Fachbereich Biologie/Chemie, Universität Bremen*

Schmoll Vielen Dank. Jetzt bitte Sie und dann Sie.

Herzig Halb wurde schon gesagt, was mir auf der Seele brennt. Mir fehlt ein wichtiger Gedanke bei diesem vermeintlichen Dilemma von Bestenauslese und Diversifizierung. Eigentlich ist das kein Problem, die besten zehn Prozent sind

*Prof. Dr. **Stefan Herzig***

immer zehn Prozent. Wenn wir eine größere Zahl von Studierenden haben, können wir uns freuen, weil die besten zehn Prozent viel mehr geworden sind. Aus meiner Sicht ist das nicht der Punkt. Er reflektiert nicht zuletzt die Herausforderung, die wir als akademische Institutionen haben. Ich blicke Herrn Professor Paul an: Als Mediziner sind wir es gewohnt, dass wir natürlich die besten zehn Prozent haben. Die machen uns keine Arbeit. Wir müssen aber unseren Job so machen, dass die besten 99 Prozent in die Welt rausgehen und ihren Job gut machen können. Das ist in vielen Studiengängen Realität. Trotzdem gibt es einen guten Grund, im akademischen Setting immer das Bestmögliche anzustreben. Aber die Sichtweise, die ich präferiere, ist, alle, die bei uns unterwegs sind, dazu anzuleiten und zu ermuntern, in die besten zehn Prozent ihres individuellen Möglichkeitsraumes hineinzugehen, dorthin zu wollen und, wenn es gut geht, dort anzukommen.

Schmoll Vielen Dank.

Sontag-Lohmayer Seit 2016 fördern die Vereinigung der Bayerischen Wirtschaft und das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst das Projekt MINTaktiv. Es gab schon zwei Vorgängerprojekte, ab November mit BayernMINT das vierte. Was ist Hintergrund des Projekts beziehungsweise das Ziel? Es brechen sehr viele Studierende ihr MINT-Studium ab, vor allem wegen ihrer falschen Erwartungen, die enttäuscht wurden, aber auch wegen hoher Leistungsanforderungen. Mit welchen Vorbildungen kann das Studium beginnen? Fehlen NC, vielleicht fehlen Aufnahmetests?

*Sophie **Sontag-Lohmayer**, Referentin Hochschule, Vereinigung der Bayerischen Wirtschaft e. V., München*

Bei dem Projekt ist sehr positiv, dass wir nicht ein Projekt fördern, sondern hochschuleigene Projekte. Der Vorteil ist, dass jede Hochschule natürlich anders damit umgeht. Jede findet andere Ansätze, die zu den eigenen Studiengängen und der Hochschule passen. Was man schon sehen kann, ist, dass sich digitale Angebote sehr gut ergänzen oder auch die Abbruchquoten dadurch reduziert werden können.

Ein Beispiel ist die Technische Hochschule Nürnberg. Dort gibt es sogenannte Einstufungstests oder Online-Self-Assessments. Und mit diesen haben die Studierenden beziehungsweise die Schüler und

Schülerinnen die Möglichkeit zu testen: Habe ich eigentlich die passende Vorbildung? Passe ich von meinen Interessen und Neigungen zum Studiengang? Auch die Diversität spielt hier eine Rolle. Also man hat diejenigen, denen vielleicht geraten wird: Das Studium ist nichts für dich. Man hat die, denen gesagt wird: Für dich ist das Studium etwas. Und man hat eben auch die Besten, denen nahegelegt wird: Wir haben hier Begabtenförderungen und anderes mehr. Mach doch da gleich mit. Und der Vorteil ist, dass man dadurch die Diversität der Studierenden abdecken und gleichzeitig jedem ein Feedback geben kann: Was hat jemand für einen Wissensstand? Wo sind die Lücken? Wie kann man weitermachen? Es gibt noch viele andere Beispiele. Momentan nehmen vierzehn Hochschulen teil und wer sich mit Diversität beschäftigt, könnte da einiges lernen.

Rass-Masson Ich frage mich, ob sich die Frage der Digitalisierung nicht auch anders stellt, je nachdem, auf welches Fach wir die Digitalisierung beziehen. Ich selbst bin Jura-Professor. Bei den Naturwissenschaften frage ich mich, wenn wir nach Wahrheit suchen und sie vermitteln wollen, ob das die Digitalisierung – etwas provokativ formuliert – vielleicht nicht besser erreichen kann als der Mensch und damit die Digitalisierung an dieser Stelle Forschung und auch die Lehre nicht vielleicht sogar ersetzen könnte. Das ist natürlich bei den Gesellschaftswissenschaften etwas schwieriger. Dort suchen wir nicht nach der Wahrheit, sondern nach den besten Lösungen für die Gesellschaft. Da stehen wir aber vor einer großen Herausforderung, weil sich die digitale Gesellschaft natürlich von der analogen unterscheidet. Und dann müssen wir nach den besten Schlüsseln suchen, um auch in der digitalen Gesellschaft gut zusammenleben zu können. Da frage ich mich jetzt: Wenn wir die Bestenauslese und die Bestenorientierung mit der Zukunft der universitären Lehre verbinden wollen, wenn wir die universitäre Lehre und die Zukunft der universitären Lehre auf die Digitalisierung reduzieren, stehen wir dann nicht vor der großen Frage, ob die Digitalisierung nicht das Ende der universitären Lehre ist? Und liegt die Zukunft der

*Prof. Dr. **Lukas Rass-Masson**, Direktor, European School of Law, Université Toulouse 1 Capitole*

universitären Lehre nicht in der Frage nach dem Mehrwert, den wir über die Digitalisierung hinaus noch leisten könnten? Damit wir nicht nur in einer digitalen Welt leben, sondern auch in einer digitalen Gesellschaft? Und damit die universitäre Lehre uns allen, Naturwissenschaftlern und Geisteswissenschaftlern, die Schlüssel gibt, um den Übergang von der digitalen Welt in die digitale Gesellschaft zu vollziehen?

Schmoll Vielen Dank. Die Wahrheitsfrage stellen wir jetzt in den letzten drei Minuten dieser Veranstaltung lieber nicht mehr. Aber ich sehe zwei Fragen, die sich ein wenig überschnitten haben. Dass jeder aus den unterschiedlichen Gruppen von begabten Studierenden die Chance erhalten sollte, seine besten zehn Prozent, also sein Bestes zu erreichen –, das ist ein sehr erstrebenswertes Ziel. Sehen Sie als Studentin, dass es in Köln solche Anstrengungen seitens der Universität oder der Studentenschaft überhaupt schon gibt?

Ahlen Das ist eine schwierige Frage. Da ist natürlich der Fakt, dass den Studierenden, gerade denen, die vielleicht positiv auffallen, schon mal ans Herz gelegt wird: Hey, schau mal, hier ist eine Stelle für eine Studentische Hilfskraft. Hier kannst du dich einbringen. Aber die, die vielleicht stiller sind, fallen nicht so auf. Das heißt ja nicht, dass sie weniger brillant sind, bloß weil sie sich nicht in jeder Veranstaltung zuvorderst hervortun. Ich glaube, es kommt auch oft vor, dass viele Seminare voller Referate sind, es aber keinen Diskurs mehr gibt. Das heißt, man kann sich zum Teil gar nicht mehr hervortun, weil man mit vierzig Menschen in einem vollen Seminarraum sitzt. Jeder muss in fünfzehn Sitzungen ein Referat gehalten haben. Dann gibt es gar nicht mehr die Möglichkeit, sich außerhalb dieses zehnminütigen Referates zu profilieren und zu zeigen: Ich möchte mich verbessern. Klar, man kann dann vierzig Referaten zuhören, von denen dreißig vielleicht interessant sind. Man hat aber nicht die Möglichkeit, Gespräche über forschendes Lernen zu führen oder einmal tiefer zu gehen. Die, die sich von selbst hervortun, werden auch angesprochen, um das Beste zu erreichen. Viele gehen aber in der Massenuniversität einfach unter.

Schmoll Frau Bührmann.

Bührmann Was ich noch einmal ansprechen möchte, sind Governance-Fragen, die Sie angesprochen haben. Wie sehen denn Universitäten oder Hochschulen in zwanzig Jahren aus, wenn wir uns vielleicht von einer postindustriellen zu einer digitalisierten Wissensgesellschaft weiterentwickelt haben? Das ist eine Frage, die mich zunehmend umtreibt.
Ich will noch einmal auf die Studieneingangsphase eingehen: Es geht doch darum, die Studierenden anzutriggern, damit sie sich wagen zu

denken – und zwar andere Gedanken, als sie sie bis jetzt gedacht haben. Das macht doch Hochschule und insbesondere Universität aus. Und eine Möglichkeit ist zu versuchen, das über digitale Medien noch besser hinzubekommen.

Aber wir sitzen hier heute nicht, weil wir über digitale Medien reden wollen, sondern über die Zukunft der Lehre. Ein wichtiger Punkt, übrigens aus den USA importiert, ist aus meiner Perspektive das sogenannte Service-Learning. Man fängt an, für diejenigen, die nicht in die Forschung gehen wollen, sondern in die Wirtschaft und Gesellschaft, um Gesellschaft zu gestalten und um in der Wirtschaft oder in Parteien zu arbeiten, und das wissen, über praktische Studienangebote die Nähe zu zukünftigen Arbeitgebern und Arbeitgeberinnen herzustellen. Gleichzeitig sollen sie studieren, wir sollen zu Engaged Universities und die Studierenden zu Citizens im vollen Wortsinne werden. Wir würden die Studierenden und auch die Lehrenden darin unterstützen, Verantwortung für die Gesellschaft zu übernehmen. Ich finde, dass das wirklich ein wichtiges Format ist. Wenn man das noch kombiniert mit digitalen Elementen, ist das vielleicht ein Format, über das wir bei der Zukunft der Lehre noch einmal nachdenken sollten.

Schmoll Vielen Dank. Herr Handke, ich würde Ihnen eigentlich gern die Gelegenheit geben, eine abschließende Bemerkung zu machen.

Handke Ich wollte etwas zu den verschiedenen Fächern und Digitalisierungsmöglichkeiten sagen. In der Tat gibt es Unterschiede, ein Literaturwissenschaftler geht anders an die Materie heran als ein Chemiker. Aber alle Fächer haben Möglichkeiten zur Digitalisierung. Ich nenne ein Beispiel. Alle Fächer haben ein wissenschaftliches Glossar. Diese Begrifflichkeiten werden in Vorlesungen erklärt – aber das ist nicht mehr notwendig. Das kann man herausnehmen aus der Lehre, digitalisieren und sich befreien. Und das kann jedes Fach tun. Insofern gibt es keine Unterschiede. Ich kann nur als Schlusswort betonen, dass die Erfahrung, die ich mit der digitalen Lehre gemacht habe, viele Probleme der Hochschullehre löst, so zum Beispiel das Problem der Heterogenität. Die digitale Lehre führt zu einer größeren Individualisierung und Betreuungsmöglichkeit der Studierenden, die ich so vorher niemals erahnt hätte. Und ich kann eines sagen: Was sich bei mir verändert hat seit etwa 2006, ist eine viel höhere Lehrzufriedenheit.

Schmoll Vielen Dank. Stellen Sie doch bitte noch Ihre Frage.

Günther Ich bin Medizinstudent an der Universität zu Köln und habe eine Frage zu den neunzig Prozent, und zwar nicht zu neunzig Prozent der Studierenden, sondern zu den neunzig Prozent der Lehrenden, die

meinen Alltag bestimmen, also die die fünfzehn Semesterwochen prägen neben der einen herausragenden Woche, die sehr engagierte Leuchttürme in der Lehre uns ermöglichen. Ich frage mich: Wie schaffen wir es, dass das, was diese Lehrenden jeden Tag in der Forschung leisten, nämlich Neues ausprobieren, sich erkundigen, was es gerade aktuell weltweit gibt, sich ständig dem Urteil der Kolleginnen und Kollegen, dem Urteil der Gesellschaft und der Betroffenen generell stellen, dass sie das auch in der Lehre tun? Indem sie nämlich nicht auf den einen großen Wurf setzen und mit vielen Projektgeldern ein großartiges Lehrangebot aufbauen und nichts anderes mehr nebenher machen, sondern kleine, als relevant empfundene Schritte. Darüber gehen alle Lehrenden in jedem Semester in den Diskurs. Das ist das Thema der Lehrfreiheit. Aus meiner Sicht ist die Freiheit der Lehre die große Chance, einfach etwas auszuprobieren. Man ist ja frei, auch Veränderungen in der Lehre durchzuführen. Ich bin zu ungeduldig, um noch zu akzeptieren, dass jemand sagt, „ich bin frei davon, mich verändern, frei davon, Innovationen erleben zu müssen".

***Jonas Günther**, 1. Vorsitzender, AStA, Universität zu Köln*

Schmoll Vielen Dank. Das nehmen wir jetzt als Anregung auf. Ich danke Ihnen sehr für Ihre Diskussionsbereitschaft und bin mir dessen bewusst, dass wir nur einen Bruchteil der Fragen beantworten konnten. Aber es gibt ja noch zwei weitere Podien mit anderen Perspektiven und ich hoffe, dass wir am Ende das Mosaik etwas vollständiger hinbekommen, als es jetzt im Augenblick erscheint. Vielen Dank.

---

1. Zu Beginn der Diskussion wurde ein Video eingespielt, in dem sich Studierende und Vertreter aus dem Bereich Lehre zu den Erwartungen an ihr Studium bzw. zu den Schwerpunkten ihrer Lehrtätigkeit, zu den Problemen und zur Zukunft der Lehre äußern. Das Video kann auf der Website der Hanns Martin Schleyer-Stiftung unter https://schleyer-stiftung.de/18-19-september-2019/ abgerufen werden.
2. https://www.youtube.com/watch?v=3zzARHEDBS8&feature=youtu.be

3. Wie Pseudo-Wettbewerbe der Wissenschaft schaden. Publizieren nach „Impact“ und verpasste Chancen bei der Digitalisierung. Isabell Welpe und Björn Brembs erklären, was sie daran ändern würden, in: Forschung & Lehre, hrsg. vom Deutschen Hochschulverband, Bonn 5/2019, https://www.forschung-und-lehre.de/politik/wie-pseudo-wettbewerbe-der-wissenschaft-schaden-1735/, Zugriff 6.11.2019

Universität als Königsweg? Triebfedern der Akademisierung und ihre Schattenseiten

Christian von Coelln

Heike Krieger

Ralph Alexander Lorz

Wilfried Porth

Joachim Frank

Podiums- und Plenumsdiskussion[1]

Prof. Dr. **Christian von Coelln**
Prof. Dr. **Heike Krieger**
Staatsminister Prof. Dr. **Ralph Alexander Lorz**, MdL
Wilfried Porth

Moderation
Joachim Frank

Frank Meine Damen und Herren, ich begrüße Sie herzlich zum nächsten Podium. Es ist wie folgt besetzt: Frau Professor Heike Krieger ist Mitglied des Wissenschaftsrates; sie ist am Institut für Öffentliches Recht und Völkerrecht der Freien Universität Berlin tätig. Professor Christian von Coelln ist – kommissarischer – Prorektor für Lehre und Studium am Lehrstuhl für Staats- und Verwaltungsrecht sowie für Wissenschaftsrecht und Medienrecht an der Universität zu Köln. Professor Ralph Alexander Lorz ist seit 2014 Staatsminister des Hessischen Kultusministeriums und seit 2019 turnusgemäß Vorsitzender der Ständigen Konferenz der Kultusminister der Länder. Erlauben Sie mir in diesem Zusammenhang eine organisatorische Vorbemerkung. Die Bundesministerin für Wissenschaft ruft Herrn Lorz nach Karlsruhe zu einem Termin am heutigen Nachmittag. Daraus folgt, dass uns der Minister bereits gegen 12:15 Uhr verlassen muss. Darum müssen wir die anschließende Diskussion ein wenig fokussieren.
Wilfried Porth ist – anders als die bisher Vorgestellten – kein Jurist, sondern Diplomingenieur. Herr Porth ist Vorstand bei der Daimler AG und im Ehrenamt Vorstandsvorsitzender der Hanns Martin Schleyer-Stiftung, die mit der Nixdorf-Stiftung unsere Gastgeberin ist. Er vertritt damit auch den Veranstalter. Ihnen allen herzlich willkommen.
Wir haben schon mit der Besetzung des Podiums drei Handlungsfelder für unser Thema abgesteckt, nämlich die Primärakteure, also die akademischen Ausbilder, dann gewissermaßen die Abnehmer, die Wirtschaft, und vielleicht den Sachwalter der gesellschaftlichen Belange und denjenigen, der den Rahmen mit setzt, nämlich die Politik.
Ein Aufstiegsnarrativ meiner Generation war: Der Junge soll was werden, er soll studieren. Nur wenige Meter vom Wallraf-Richartz-Museum entfernt befindet sich der Sitz der Handwerkskammer zu Köln mit ihrem Präsidenten Hans-Peter Wollseifer. Dessen nicht enden wollendes Mantra ist die Warnung vor einer Fehlqualifizierung, vor vergeudeter

Zeit, vor vergeudetem Geld und vor Schaden an Biografien, die zu früh, zu schnell, zu vermeintlich straight in akademische Ausbildungen getrieben werden. Darüber werden wir sicher sprechen.
Im Jahr 2017 wurden 516.000 neue Ausbildungsverträge geschlossen. Die Zahl der Studienanfänger lag um 2.500 darunter. Wir haben im Prinzip in einem Jahr genauso viele Studienanfänger wie Auszubildende. Noch eine Zahl, nun von 2012: Da standen 2,5 Millionen Studierende 1,98 Millionen Auszubildenden gegenüber. Das umreißt schon eines der Probleme, über die wir sprechen sollten und könnten, zunächst auf dem Podium mit Thesen der Beteiligten, später auch mit Ihnen im Publikum. Sie haben das Konzept des heißen Stuhles schon kennengelernt. Ich animiere Sie, diesen einzunehmen und sich partizipativ auf dem Podium an der Diskussion zu beteiligen.
Im letzten Statement des Einspielfilms haben wir gehört, dass die Akademisierung voranschreitet. Es gilt, nicht nur endlos zu zertifizieren, sondern quantitative Anstürme zu bewältigen und das Studium sinnvoll zu füllen. Das wäre eine schwere Aufgabe. Herr Professor von Coelln, können Sie an der Universität diese Aufgabe erfüllen?

Von Coelln Bis zu einem gewissen Grad können wir dies sicherlich. Allerdings gibt es da, glaube ich, auch Grenzen. Wenn man sich anschaut, welche Anteile eines jeden Altersjahrgangs es heute an die Hochschulen zieht und innerhalb der Hochschulen insbesondere an die Universitäten, dann sehen wir, dass die Zahlen immer weiter ansteigen, dass insbesondere jede Art von Prognose in diesem Bereich sehr schnell Makulatur geworden ist. Ich lasse es mir nicht nehmen, wenn ich jetzt neben dem KMK-Vorsitzenden sitze, darauf hinzuweisen, dass im Jahr 2000 die Kultusministerkonferenz für 2016 zwischen 330.000 und 370.000 Studienanfänger prognostiziert hat. Die tatsächliche Zahl lag dann bei über einer halben Million – je nachdem, ob man mit dem unteren oder dem oberen Wert rechnet, zwischen 35 bis 51 Prozent über der Prognose. Das hat sich also als nicht besonders passgenau erwiesen. Wir wissen aber alle, woran das liegt, nämlich an der immer weiter zunehmenden Studierneigung. Zunächst einmal: Diese Studierneigung ist häufig ganz pragmatisch motiviert, und das wird sicherlich weiterhin so sein. Wir wünschen uns an sich hoch motivierte Studierende, die genau das eine Fach studieren wollen, für das sie sich eingeschrieben haben. In Wahrheit hat ihre Entscheidung aber häufig ganz pragmatische Gründe. Eine Zahl, die diesbezüglich nicht zu vernachlässigen ist: Wir haben bei Akademikern eine Arbeitslosenquote von 2,2 Prozent. Das bedeutet volkswirtschaftlich Vollbeschäftigung. Wer also will es einem

jungen Menschen verübeln, wenn er denkt, „dann schlage ich einen Ausbildungsweg ein, der mich nach menschlichem Ermessen in bestmöglichem Umfang vor dem Risiko späterer Arbeitslosigkeit bewahrt". Und wir bekommen sogar von der OECD vorgehalten, dass unsere Akademikerquote immer noch zu gering sei. Es scheint Indizien dafür zu geben, dass es sogar noch mehr werden sollen.
Wir wollen und sollen nicht zurück in die Zeit der 1960er Jahre, als unter zehn Prozent eines Altersjahrgangs anfingen zu studieren. Das greift die Frage nach dem Titel unseres Forums auf: „Universität als Königsweg". Der Königsweg hat ja unterschiedliche Bedeutungen. In den antiken Großreichen war der Königsweg der Weg, der dem König oder dem Pharao vorbehalten war, den also gerade die breite Masse nicht benutzen durfte. Dahin wollen und sollen wir nicht zurück. Das steht außer Frage. Gleichwohl müssen wir als Universität gegenläufige Tendenzen sehen, die auch die gesamte Gesellschaft nicht aus dem Blick verlieren darf. Zunächst einmal müssen wir feststellen, dass das Handwerk über fehlende Auszubildende klagt und die Universitäten dafür sehr viele Studierende haben. Dann könnte man sagen: Ja gut, vielleicht ist das in Zeiten des Fachkräftemangels so. Entweder haben wir zu wenige Studierende oder zu wenige Auszubildende. Einen Tod müssen wir sozusagen sterben. Ich glaube aber, dass die Dinge nicht so liegen, sondern in Wahrheit so, dass die niedrige Arbeitslosenquote bei Akademikern in ganz großem Umfang auf fachfremden und qualifikationsfremden Beschäftigungsverhältnissen beruht. Es ist für den einzelnen Menschen höchst unbefriedigend, weit unter seinem Ausbildungsniveau eingesetzt zu werden, auch weit unter dem eigentlich angestrebten Gehaltsniveau. Eine Zahl von 2012: Jeder zehnte Akademiker arbeitete damals für maximal 9,30 Euro die Stunde, was man kaum als angemessene Entlohnung bezeichnen kann. Dann kommt dazu, dass es Studiengänge gibt, an deren Sinnhaftigkeit man durchaus zweifeln kann. Studiengänge wie „Zeitgenössische Puppenspielkunst" oder „Hundekunde" – muss man das studieren? Wenn der Spiegel den Studiengang „Bachelor of Education Körperpflege" als „Bachelor of Bodylotion" auf die Schippe nimmt, ist da vielleicht sogar etwas dran. Im Übrigen setze ich mich jetzt bewusst in Widerspruch zur mehrheitlich vertretenen Meinung auf dem ersten Forum heute Morgen: Ja, es ist gut und richtig, dass wir mittlerweile die unterschiedlichen Bildungsbiografien und die Heterogenität, Diversität unserer Studierenden an den Hochschulen als Chance begreifen. Das muss aber irgendwo Grenzen haben. Es gibt einen gewissen Grundbestand an Vorkenntnissen und

Vorwissen, den müssen wir voraussetzen dürfen. Um es ganz banal zu sagen: Kenntnisse zunächst in Lesen, Schreiben und Rechnen, und zwar auf universitär anschlussfähigem Niveau. Wo das nicht gegeben ist – und es ist eben nicht mehr bei allen Abiturienten und Abiturientinnen gegeben –, werden wir diese Menschen an einer Universität nicht sinnvoll ausbilden können, wenn die Universität Universität bleiben soll. Wir können an den Universitäten viel leisten, weil wir ziemlich viele Menschen haben, die recht gut erklären können. Aber ich formuliere es jetzt ein bisschen polemisch: Wenn die „Generation Klettverschluss" an die Universitäten drängt, die keine Schleife mehr binden kann, dann können wir ihr einige Doppelstunden lang beibringen, wie sie sich die Schuhe zubindet. Das ist aber nicht unsere Aufgabe, und es muss gesamtgesellschaftlich klar gesagt werden, dass es irgendwo untere Grenzen gibt. Wenn wir in den Rechtswissenschaften Studierende mit sensationellen Deutschnoten haben, die aber den Unterschied zwischen Konjunktiv 1, Konjunktiv 2 und Indikativ nicht mehr beherrschen, dann ist es mindestens schwierig, wenn nicht gar unmöglich, aus diesen Studierenden gute Juristen zu machen.

Alles in allem wollen und sollen wir also nicht dahin zurück, dass die Universität wieder eine Veranstaltung für sehr wenige wird. Es ist unser gesellschaftlicher Auftrag – wir werden ja aus Steuergeldern finanziert –, dass wir zunächst mit den jungen Menschen so klarkommen, wie sie die Schule verlassen, und ihnen, wie es heute Morgen gesagt wurde, die bestmögliche Ausbildung angedeihen lassen, die sie haben können. Aber unser Ausbildungspotenzial hat Grenzen. Bestimmte, ganz rudimentäre Kenntnisse sind nicht verhandelbar, müssen aber als Einstiegsvoraussetzung in eine Universität vorhanden sein – es sei denn, man möchte die akademischen Abschlüsse als bloße Bezeichnungen verleihen, die das Papier irgendwann nicht mehr wert sind, auf dem sie gedruckt werden. Dann aber erfüllt die Universität die ihr in der gesamten Gesellschaft zukommende Aufgabe irgendwann nicht mehr.

Frank Vielen Dank. Eine Rückfrage: Wenn das Dokument, das die Studierenden bekommen, „das Geld nicht wert ist, auf das es gedruckt ist", ist das Abiturzeugnis dann dieses Dokument, was so wertlos ist? Reichen Sie also den Schwarzen Peter weiter an die Schulen?

Von Coelln Ja, das Abitur als Hochschulzugangsberechtigung korreliert nicht mehr in allen Fällen mit einer tatsächlichen Studierfähigkeit, das ist eine Tatsache. Es ist eine einfache logische Frage, wenn man sieht, wie die Abiturquoten noch vor einigen Jahren waren. Wir wollen nicht in die 1950er Jahre zurück, wo das eine reine Eliteveranstaltung war und

wahrscheinlich oder sicherlich viele begabte junge Menschen von solchen Abschlüssen aufgrund ihrer Herkunft ferngehalten worden sind. Wenn wir uns aber anschauen, dass heute die meisten Bundesländer Abiturquoten von über fünfzig Prozent haben und dass in den Stadtstaaten geradezu bizarre Quoten einschließlich bizarrer Einserquoten und entsprechend hoher Studienanfängerquoten zu verzeichnen sind, dann dokumentiert das Abitur sicherlich nicht mehr in allen Fällen eine tatsächliche Studierfähigkeit.

Frank Ich bleibe noch etwas beim Problem Generation Klettverschluss. Es gibt ja akademisch nicht nur die Universität als Ausbildungsgang, sondern auch die Fachhochschulen. Wären die dann gewissermaßen halbklettverschlusstauglich? Frau Professor Krieger: Die Universität als Königsweg, ist das ein Wegenetz oder vielleicht gar der Holzweg?

Krieger Die Universität als Königsweg zu betrachten, um die gegenwärtigen gesellschaftlichen Herausforderungen zu adressieren, erscheint mir in der Tat als Holzweg. Ich glaube, dass wir unsere Perspektive deutlich erweitern und aufhören müssen, in alten, festgelegten Kategorien zu denken, die uns schon die Fragestellung des Panels nahelegt: die Universität als Königsweg. Es geht doch bei der Frage nach der Akademisierung um das Studium an einer Hochschule an sich. Daher müssen wir gerade die Fachhochschulen in den Blick nehmen. 43 Prozent aller Studierenden in Deutschland studieren an Fachhochschulen. Bisher haben wir aber die ganze Zeit explizit nur über Universitäten gesprochen. Das halte ich schon für einen Grundfehler der Diskussion. Zudem werden die Berufsfelder komplexer. Darüber haben wir gestern Abend auf dem Panel viel gehört. Das heißt, wir müssen uns auch von der Wahrnehmung verabschieden, dass es nur eine Ausbildungsphase gibt, in der eine Person ein Studium absolviert, um dann in einen Bildungs- und einen Berufsweg zu gehen. Auch das entspricht nicht mehr der Wirklichkeit, sondern wir müssen die Idee des lebenslangen Lernens ernst nehmen. Wir werden auch im späteren Lebensalter mit neuen Herausforderungen konfrontiert, die neue Ausbildungsformen notwendig und erforderlich machen. Als Folge brauchen wir Durchlässigkeit in den Bildungssektoren, wir müssen in verschiedenen Bildungs- und Erwerbsabschnitten denken und auf diese Weise die Dinge breiter und weiter aufstellen. Und dafür ist die Fachhochschule wichtig, sind praxisorientierte Studienangebote wichtig und besonders solche Konzepte wie das duale Studium.

Dass umgekehrt die Akademisierung, wie sie vorherrschend verstanden wird, die Universitäten vor große Schwierigkeiten stellt, möchte ich

betonen, und ich würde mich in vielen Punkten dem anschließen, was Herr von Coelln gesagt hat. Ich sehe das an meiner eigenen Universität. Wir hatten noch vor zehn Jahren einen recht guten Betreuungsschlüssel. Dann kam die Erwartung aus der Politik, Überbuchungen in den Studiengängen zu ermöglichen. Wir haben heute eine Quote von etwa 1:125 in der Betreuung. Das macht Jura zu einem Massenfach, bei dessen grundsätzlichen Herausforderungen in der Lehre auch die Digitalisierung nicht hilft. Ich kann mich nicht durch Digitalisierung entlasten und für Diskurse mit einzelnen Studierenden freimachen, weil ich mich immer einer hohen Anzahl Studierender im Hörsaal gegenübersehe. Auf diese Weise komme ich aus der Misere, in die ich mich in meiner Lehre gestellt sehe, nicht heraus.

Ich glaube auch, dass die Idee der Akademisierung nicht aus den Universitäten kommt, sondern dass sie sehr viel mehr eine gesellschaftliche Erwartungshaltung ist. Sie haben, was die Arbeitslosenquoten angeht, schon einiges dazu gesagt, Herr von Coelln. Die Entwicklung hat aber auch mit gesellschaftlichem Ansehen zu tun, damit, dass Unternehmen zum Beispiel immer mehr dazu übergegangen sind, Akademiker in ihre Führungspositionen zu setzen, nicht mehr Personen, die aus den Betrieben herausgewachsen sind. Damit haben sich Anerkennungskriterien verändert, und insofern ist es dann verständlich, dass jeder für sich versucht, diesem Ideal zu folgen, das aber der Wirklichkeit nicht mehr richtig gerecht werden kann. Deswegen noch einmal: Bildungssektoren nicht als getrennte Welten begreifen, sondern für eine Öffnung, für Schnittfelder argumentieren, für eine Erweiterung und für die Übergänge zwischen den verschiedenen Bildungssektoren.

Frank Den Praxisbezug oder die Praxisorientierung hatten Sie erwähnt, das war auch in den Einspielfilmen ein Tenor: Der Praxisbezug fehlt, wir erwerben Wissen, bekommen Kultur- und Wissenstechniken vermittelt, aber wir wissen letztlich nicht, wie wir sie anwenden sollen. Kann oder soll die Universität das überhaupt leisten, diesen Transfer vorwegzunehmen, der im Berufsleben erfolgen soll?

Krieger Da muss man sicherlich zwischen unterschiedlichen Studiengängen unterscheiden. Im Prinzip aber ist es die Aufgabe der Universität, zunächst die Fähigkeiten zur Reflexion, zum Kenntniserwerb, zur kritischen Hinterfragung zu schulen, mit der man dann praktische Problemstellungen besser angehen und reflektiert weiterentwickeln kann. Es gibt natürlich auch Studiengänge, die sehr viel enger mit den späteren Berufsbildern, mit der Praxis verbunden sind. Letztlich muss sich der einzelne Studierende selber fragen: Was ist mein Ziel, wo

möchte ich hin, wie nehme ich mich wahr, wo liegen meine Fähigkeiten? Bin ich besser dort aufgehoben, wo Praxis eng mit Theorie verknüpft ist? Oder will ich – sozusagen kopflastiger – vielleicht erst einmal in theoretische Reflexionen eintauchen? Wir Juristen kennen die Diskussion schon lange, wir haben uns im Grunde für eine Zweigliederung entschieden: Die theoretische Ausbildung findet an der Universität statt, die praktische Ausbildung ist davon gewissermaßen abgetrennt. Trotzdem bleiben beide Elemente der Ausbildung verzahnt.

Frank Im kleinen Nebensatz war schon der Blick auf die Berufswelt gerichtet, also wie die Wirtschaft mit akademischen Abschlüssen umgeht et cetera. Hier bei Köln agiert ja ein relativ großer Chemiekonzern, Bayer: Der frühere Vorstandsvorsitzende und Aufsichtsratschef Werner Wenning hat kein Abitur, er hat eine Lehre gemacht, später ein Traineeprogramm im Unternehmen und ist praktisch in die höchste Position aufgestiegen. Herr Porth, könnte ich bei Ihnen ohne Abitur etwas werden?

Porth Ja, bei uns kann man viel werden, als Ingenieur sogar Personalchef. Lassen Sie mich versuchen, einen pragmatischen Blick aus der Wirtschaft darzulegen: Was wir seit Jahren massiv unterschätzen, ist, dass der Erfolg der deutschen Wirtschaft auf verschiedenen Säulen beruht. Wir haben ein goldenes Handwerk, stolze Facharbeiter und Akademiker, die den notwendigen Rahmen dafür liefern. Die ganze Welt beneidet uns darum, egal, wohin wir kommen, dort fehlt es nämlich an Ausbildungen für Facharbeiter und Handwerker. Deswegen müssen wir stets dieses Ausbildungskonzept mitbringen, wo auch immer wir uns auf dieser Welt mit unseren Standorten bewegen. Und deswegen glaube ich, dass wir ein Imageproblem haben. Wir haben es über die Jahre hinweg zugelassen, dass ein Handwerksberuf und eine Facharbeiterausbildung nicht mehr den Stellenwert haben wie vor zwanzig, dreißig Jahren. Das ist sehr bedenklich. Jeder, der heute auf einen Handwerker angewiesen ist, weiß, was es heißt, wenn wir dort weiter sowohl beim Image als auch in der Anzahl zurückfahren. Und alle drängen natürlich in die Ausbildungsberufe der Automobilindustrie, der Metallindustrie, weil die IG Metall während vieler Jahre sehr gut gearbeitet hat. Wir haben sehr gute Rahmenbedingungen. Kaum jemand wählt noch einen anderen Berufszweig, eigentlich nur, wenn er eine große Leidenschaft für ein bestimmtes Metier hat oder nichts anderes bekommen hat. Deswegen sage ich, wir müssen gesellschaftlich daran arbeiten, dass das Image, der Wert einer soliden Facharbeiterausbildung, eines Handwerksberufs deutlich zunimmt. Und das hat nicht allein etwas mit der Anzahl zu tun,

sondern es geht einfach um die Wertschätzung dieser Ausbildung. Wir haben viele Mitarbeiter mit Facharbeiterausbildung, die bei Daimler angefangen haben, ihr Leben lang stolz darauf waren, Facharbeiter bei uns zu sein, sich vielleicht zum Meister weiterentwickelt haben und in ihrem Umfeld stolz darauf waren und sind. Heute ist es so, dass achtzig Prozent aller Azubis am Ende weiter studieren wollen und uns eigentlich die Facharbeiterausbildung im Wesentlichen verloren geht. Eine solide Gesellschaft und eine solide Wirtschaft müssen immer auf mehreren Säulen ruhen. Und wir können am Ende als internationale Firma unsere Arbeitsplätze ins Ausland verlagern, aber die Deutschen werden in Deutschland bleiben, und wenn wir eine gute Gemeinschaft und den Wohlstand hier aufrechterhalten wollen, dann brauchen wir eine ausgewogene Unterstützung und Wertschätzung für diese Säulen. Da denke ich, dass wir nachlegen müssen, und es spricht nichts gegen eine Akademisierung, aber dafür, die anderen beiden Säulen stärker wertzuschätzen und zu fördern.

Frank Sie hatten das „duale System", um es einmal so zu formulieren, schon für den Bereich der Hochschule angesprochen, in den Ausbildungsberufen ist das duale System ein deutsches Markenzeichen. Braucht es einen neuen Push oder ist es ans Ende seiner Möglichkeiten gekommen? Man könnte auch sagen: Das duale System womöglich als Brexit-Vermeidungsstrategie, damit nicht die Intelligenz abfließt.

Porth Ausbildungsplätze, Berufsschulen – die Frage ist, wen wir eigentlich dorthin entwickeln. Wir legen in den Grundschulen, in den Hauptschulen, in den Gemeinschaftsschulen schon den Pfad dahin, wohin die Menschen am Ende hingehen. Wir merken heute, während wir aktiv dagegen steuern, dass wir selbst für unsere Facharbeiterausbildung fast nur noch Abiturientenbewerbungen bekommen, weil es natürlich besonders attraktiv ist, bei uns einzusteigen. Die Abiturienten ziehen dann aber weiter zum Studium. Die Hauptschüler sind schon deshalb benachteiligt, weil sie einfach eine andere Ausgangsbildung haben. Das heißt, wir müssen in den Bereichen der Grundschule und der weiterführenden Schulen Einfluss nehmen, denn dort werden die Weichen gestellt.

Frank Sie haben jetzt nicht gesagt, inwiefern die Wirtschaft an dieser Fehlentwicklung beteiligt ist, also inwiefern Sie selbst sagen: Okay, wir greifen auf die Hochqualifizierten zu und nehmen niemanden mehr, der nicht diesen Ausbildungsgang hat. Und auf der anderen Seite sprachen Sie von Image und Wert. Wert verbindet sich ja mit Prämierung, und Prämierung in unserer Marktwirtschaft läuft auch über Geld. Also wenn

ich als Akademiker irgendwo deutlich mehr verdienen kann, warum sollte ich dann einen anderen Beruf wählen, der unsicherer ist und keine solchen guten Verdienstmöglichkeiten bringt?

Porth Bei uns verdient jeder Facharbeiter mehr als der Durchschnitt der Bevölkerung. Jeder. Und damit gehören unsere Mitarbeiter in der Metallindustrie mit Sicherheit zu den Privilegierten in diesem Land. An der monetären Wertschätzung kann es nicht liegen. Aber klar haben wir dazu beigetragen, weil wir natürlich die Besten einstellen wollen, und ich meine, wenn Sie im Bewerbungsverfahren von Tausenden von Bewerbungen überrollt werden und Schulnoten beziehungsweise schulische Leistungen als oberstes Kriterium anlegen, dann landen Sie automatisch bei diesen Bewerbern. Und die, die nicht mit diesen guten Voraussetzungen kommen, müssen Sie aktiv begleiten, was natürlich mehr Aufwand für die Ausbilder und für die Berufsschulen bedeutet, um sich mit diesen Schülern auseinanderzusetzen. Aber ich glaube, dass es in dem Sektor einfacher als im Hochschulsektor ist, diese Nacharbeit zu leisten, und deswegen müssen wir auch als Unternehmen aktiv dagegen steuern und dort mehr Initiative ergreifen.

Frank Danke schön. Herr Minister, ich habe Sie ganz ans Ende gesetzt, um die verschiedenen Schattenseiten und Perspektiven einzusammeln und Ihnen jetzt gewissermaßen vor die Füße zu legen. Was kann, was muss die Politik tun? Wir haben gehört, dass die Prognosen über die Studieneinsteiger nicht stimmten; die Universitäten leiden nach eigener Einschätzung unter Unterversorgung, personell, finanziell. Was ist der Ordnungsrahmen der Politik? Was ist aus Ihrer Sicht das Ziel, das Ideal einer universitären Ausbildung? Wo wollen Sie hin?

Lorz Wenn wir uns zunächst auf die universitäre Ausbildung konzentrieren, sollten wir vielleicht einfach feststellen, dass die universitäre Ausbildung in Deutschland traditionell sehr gut ist. Ich spreche natürlich ein wenig pro domo. Ich habe schließlich viele Jahre daran mitgewirkt, und auch deswegen denke ich, dass sie gut ist. Aber ich glaube, das lässt sich mit tatsächlichen Daten untermauern. Deshalb geht es vor allem darum, das haben Sie bei den Stellungnahmen der beiden Kollegen schon gehört, dass wir angesichts des quantitativen Ansturms auf die Hochschulen fragen – ich sage jetzt bewusst über die Universitäten hinaus –, angesichts einer gesellschaftlichen Entwicklung, die in Richtung immer stärkerer akademischer Anforderungen geht: Wo ist genau die richtige Balance? Sie zu finden, ist schwierig, aber dass wir in der modernen Gesellschaft mehr akademisch Ausgebildete als früher brauchen, ist unbestritten. Wir müssen schauen, dass wir auf diese

Entwicklungen reagieren, ohne den grundsätzlichen qualitativen Anspruch aufzugeben. Deswegen ist es wichtig, dass das Hochschulsystem so differenziert ist, wie es eben schon herausgearbeitet wurde. Es ist wichtig, dass es eben nicht nur die Universität gibt, sondern mittlerweile eine ganze Reihe von Zwischenformen, die wohl eine akademische Ausbildung bieten, aber eben mit einer deutlich stärkeren Betonung des Praxisbezugs, also auch mit einer entsprechenden Zurücknahme der Theorielastigkeit, damit wir besser auf die unterschiedlichen Talente und Begabungen der Menschen reagieren können. Wenn wir jetzt in die Schule zurückgehen – und dort werden, wie Herr Porth schon gesagt hat, die Weichen gestellt –, dann müssen wir zunächst darauf achten, dass schulische Bildungswege nicht automatisch mit einer Programmierung für den weiteren Berufsweg gleichgesetzt werden. Das ist etwas, was wir in unserer Gesellschaft noch zu häufig antreffen, diesen Eindruck, dass es einen geradlinigen Weg gibt, der über das Gymnasium zum Abitur führt, weiter an die Hochschule und dann idealerweise an die Universität. Viele Menschen haben noch gar nicht im Blick, dass man auch innerhalb des Schulsystems zwischen den Bildungsgängen wechseln kann und welche Durchlässigkeit dort besteht. Ich nenne ein Beispiel: Vierzig Prozent unserer Hochschulzugangsberechtigungen werden über das berufliche Schulsystem vergeben. Das heißt, man muss überhaupt nicht in der fünften Klasse auf dem Gymnasium anfangen und dann zum Abitur durchmarschieren, sondern man kann beispielsweise genauso gut den mittleren Abschluss auf der Realschule machen, auf die Fachoberschule wechseln, die Fachhochschulreife erlangen, vielleicht auf das berufliche Gymnasium für die allgemeine Hochschulreife gehen und dann an der Hochschule ankommen. Aber diese Möglichkeit ist Eltern von Viertklässlern nicht unbedingt präsent.

Was kann Politik an dieser Stelle tun? Klar, sie setzt die Rahmenbedingungen, aber Politik muss vor allen Dingen dazu beitragen, Transparenz herzustellen und Informationen zu bieten. Auch hier ein Beispiel: Wir versuchen mehr und mehr, frühzeitige Berufsorientierung in die Schulen zu bringen, und zwar in alle Schulformen, auch kombiniert als Berufs- und Studienorientierung, also keineswegs einseitig. Ich habe beispielsweise erst kürzlich in Hessen eine neue Vereinbarung mit der Agentur für Arbeit darüber abgeschlossen, dass sie schon in der siebten Klasse mit entsprechenden Orientierungen über Berufsbilder beginnen, um das ganze Spektrum aufzuzeigen. Wir ziehen das jetzt noch weiter nach vorn und treten nun schon an die Dritt- und Viertklässler und ihre Eltern heran und versuchen schon beim Übergang auf die weiterführende

Schule, über die Vielfalt an Möglichkeiten zu informieren, die für weitere Bildungswege bestehen. Ich sage aber ganz ehrlich, dass Sie da manchmal ein ziemlich dickes Brett bohren. Davon berichten auch die Lehrer: Eltern kommen in die Informationsveranstaltungen mit der vorgefassten Meinung, „Mein Kind muss auf jeden Fall Abitur machen und studieren", weil sie das aus den unterschiedlichen Gründen, die genannt wurden, für den besten Weg halten. Da können Sie auf sie mit Engelszungen einreden und ihnen das ganze Spektrum aufzeigen, aber dann sagen die Eltern: Das ist wunderschön und finde ich toll, dass das System das alles bietet, aber mein Kind geht jetzt aufs Gymnasium. An diesem Punkt setzen die gesellschaftliche Wertschätzung und das gesellschaftliche Image ein und natürlich auch die Anreize, die die Wirtschaft geben kann. Im Ergebnis müssen wir einfach alle an einem Strang ziehen und vor allem muss sich die ganze Breite der Möglichkeiten im Bewusstsein der Bevölkerung abbilden.

Frank Das Stichwort Durchlässigkeit fiel jetzt schon mehrfach. Aus den Geisteswissenschaften wird mir berichtet, dass Anreize oder Fehlanreize insofern bestehen, dass die Universität bestraft wird, wenn sie zu viele Wechsler hat, also eine hohe Wechselquote innerhalb des Studiums zu verzeichnen hat. Dass man etwas ausprobiert und denkt, ach nein, das passt dann doch nicht so genau – das führt doch dazu, dass die Universitäten oder Fakultäten eher bestrebt sein werden, die Menschen festzuhalten und ihnen gerade nicht diesen Wechsel zu ermöglichen.

Lorz Das ist ein schönes Beispiel für die Schwierigkeit all dieser Balanceakte. Klar, auf der einen Seite liegt es im Eigeninteresse und im Selbstverständnis der an den Hochschulen Tätigen, die Menschen nicht zu vergraulen. Natürlich will man versuchen, sie zu halten und nach Möglichkeit zu einem Abschluss zu führen, auch wenn das vielleicht an der einen oder anderen Stelle ein bisschen mehr Anstrengung erfordert, und natürlich will man als Politik dafür Anreize setzen, dass eine Hochschule diese Anstrengungen unternimmt. Auf der anderen Seite, wenn ein Studium, egal, ob von der Fachrichtung oder ganz generell vom theoretischen Anspruch her, für jemanden nicht das Richtige ist, dann ist es besser, wenn die Person das frühzeitig erkennt und einen anderen, für sie besser geeigneten Weg einschlägt. Und wenn man eine Hochschule dafür bestraft, ist das natürlich kontraproduktiv. Wenn wir in der Politik unsere Mittelzuweisungssysteme festlegen, dann müssen wir versuchen, das irgendwie zu einem vernünftigen Ausgleich zu bringen. Das Schöne ist ja, dass wir das in sechzehn Bundesländern durchaus unterschiedlich handhaben. In dem Fall finde ich wirklich, dass es ein Wettbewerbsvor-

teil des Föderalismus ist, dass man eben nicht ein einziges Schema von oben über das Land legt – und wenn man Glück hat, passt es, und wenn man Pech hat, dann läuft das ganze Land in die falsche Richtung –, sondern dass man wirklich voneinander lernen kann, weil es unterschiedliche Vereinbarungen gibt. Ich will aber keineswegs leugnen, dass wir da bestimmt noch Optimierungspotenzial haben, aber dafür verhandeln wir ja mit den Hochschulen über Hochschulpakte und dergleichen.

Krieger Vielleicht dazu noch einmal aus der Perspektive der Hochschulen. Ich glaube schon, dass diese Steuerungsinstrumente immer wieder Fehlanreize setzen. Der Ansatz, Hochschulen nach Absolventenquoten zu finanzieren, insinuiert ja schon Zweifelhaftes. Anreize zu setzen, die auf gute Lehre zielen, das ist wichtig und sinnvoll, aber solche Anreize muss man materiell ausgestalten und eben nicht an die Numerik von Studierendenzahlen anknüpfen. Sonst schafft man Anreize für die Hochschulen, einfach zu versuchen, eine gewisse Quote zu halten – auch mit den Mitteln, die Quote zum Beispiel über Studienortwechsler aufrechtzuerhalten. Das geht dann auch, aber das ursprüngliche Steuerungsziel, nämlich die Lehre zu verbessern, wird verfehlt.

Frank Ja, bitte.

Porth Vielleicht nur eine kurze Anmerkung. Ich bin stellvertretender Aufsichtsratsvorsitzender der Dualen Hochschule Baden-Württemberg. Wir kämpfen mit der Tatsache, und deswegen möchte ich Ihnen etwas widersprechen, dass wir mit über achtzig Prozent die höchste Absolventenquote von allen Hochschulen haben, aber finanziert werden über die Zugänger in Baden-Württemberg. Und deswegen ist die Duale Hochschule immer diejenige, die, an den Studierenden gerechnet, die wenigsten Mittel hat, weil wir alle Studierenden bis zum Abschluss bringen, und zwar zu guten Abschlüssen bringen, während die anderen, wenn sie vierzig Prozent der Studierenden auf dem Weg verlieren, trotzdem noch zu hundert Prozent finanziert sind. Die Absolventenquote, also der Erfolg einer Universität muss am Ende irgendwo messbar sein und in irgendeiner Form in die Finanzierung eingehen. Wir müssen als Gesellschaft Interesse daran haben, dass die Menschen, die wir ausbilden, zu einem Abschluss kommen.

Frank Ob das Lob des Föderalismus durch den Föderalisten vielleicht auf Widerspruch stößt, das können wir gleich in der Diskussion testen. Eine Frage noch, Herr Porth, in Ihre Richtung. Was Herr von Coelln über die schlechten Zugangsvoraussetzungen oder die schlechten Skills gesagt hatte, die die Abiturienten und Abiturientinnen mitbringen …

Porth Ein Teil der Studierenden …

Frank Dass hier drei Hochschullehrer von der hohen Qualität der universitären Ausbildung sprechen, verwundert nicht weiter. Wie sieht das der Praktiker? Ist über die Jahre ein Downgrading festzustellen?

Porth Ich denke, ich bin mit allen hier darin einig, dass wir im schulischen Bereich gerade für diejenigen, die vielleicht mehr Unterstützung brauchen, mehr tun müssen. Am oberen Ende der Skala sind wir nicht schlechter aufgestellt als früher. Es gibt vielleicht heute mehr Einskommanuller oder Einser-Abschlussnoten. Bei mir hat es bloß für eine Drei vor dem Komma gereicht, was aber kein großes Hindernis auf meinem Lebensweg war. Also von daher glaube ich, dass die Abiturnote allein nicht entscheidend dafür ist, wie sich jemand hinterher entwickelt, aber sicher ist es richtig, dass in vielen Bereichen einfach nicht mehr die Grundvoraussetzungen erfüllt werden, um ein Studium zu beginnen, vor allen Dingen, wenn wir über ingenieurwissenschaftliche Studiengänge sprechen, wo Mathematik und andere Fächer, Physik natürlich, unabdingbar sind. Und wenn die Universität erst Nachhilfeunterricht über einen längeren Zeitraum liefern muss oder Frustration eintritt, dann hilft uns das nicht. Dort müssen wir definitiv besser werden. Aber da sage ich Ihnen ganz ehrlich, das fängt schon im Kindergarten an. Wenn wir die Kinder von diesen Themen lange fernhalten, brauchen wir uns nicht zu wundern, dass sie am Ende dafür keine Leidenschaft entwickeln.

Frank Meine Damen und Herren, ich schaue jetzt in Ihre Runde. Es ergeht noch einmal die Einladung, den heißen Stuhl zu besetzen. Herr Professor Herzig von der TH Köln, dafür wären Sie eigentlich prädestiniert.

Herzig Ich sitze nachher auf dem Podium. Ich möchte nur einen Satz loswerden, weil ich immer ein Unbehagen, ein Störgefühl verspüre, wenn es um die Eingangsvoraussetzungen unserer Studierenden geht und zwar, weil alles immer schlechter wird. Ich kenne diese Debatte aus dem eigenen Schulstudium, als es um die Antike in Griechenland ging. Damals wurde das auch schon behauptet. Die ältere Generation hat immer gesagt, dass die jüngere Generation schlechter vorbereitet ist für die Welt. Wenn das immer gestimmt hätte nach diesen hundert Generationen, wären wir längst auf dem intellektuellen Niveau von Zimmerpflanzen. Das kann es doch nicht sein! Sicherlich kann ich mich der Theorie nähern, dass die jeweils jüngere Generation in ihren Voraussetzungen anders ist als die ältere, aber genau da wird es doch spannend.

Frank Möchte jemand von Ihnen darauf reagieren? Vielleicht Sie, Herr von Coelln?

Von Coelln Lieber Herr Herzig, das ist gar nicht unbedingt ein Widerspruch. Sie haben völlig Recht. Wer heute an die Hochschulen kommt, bringt andere Qualifikationen mit, die wir überhaupt nicht hatten. Das gilt zumindest im Bereich der Medienbedienung, die freilich nicht zwingend mit Medienkompetenz einhergeht. Aber es ginge mir trotzdem zu weit, zu sagen, dass ich jeden, der an eine Hochschule kommen will, als dafür geeignet ansehen soll. Der Unterschied zwischen einer mathematischen Regel oder einer Rechtschreibregel und einem Geiselnehmer ist ja, dass ich mit dem Geiselnehmer verhandeln kann. Mathematische Regeln oder Rechtschreibregeln sind nicht verhandelbar, und ihre Erläuterung übersteigt ab einem bestimmten Punkt unsere Kapazitäten. Wir müssen zur Kenntnis nehmen, dass es einen Grundstandard gibt. Den mögen immer noch sehr viele erfüllen, vielleicht sogar noch die meisten derer, die sich heute zu einem Studium berufen fühlen. Aber viele erfüllen ihn nicht mehr. Und in dem Maße, in dem die Studierneigung weiter steigt, wie in anderen Ländern vielleicht auf siebzig bis achtzig Prozent oder mehr, erfüllen ihn prozentual irgendwann noch weniger. Und dann kann man darauf letztlich nur noch reagieren, indem man den Studierenden ein frustrierendes Erlebnis beschert und sie irgendwann aus dem Studium heraus kickt. Das ist aber sicherlich weder sinnvoll noch individuell angemessen, oder wir müssten die Aufgabe ändern, die wir den Universitäten zuweisen. Aber für eine Lösung müssen wir uns entscheiden, und generell optimistisch davon auszugehen, dass die Menschen immer klüger werden, wenn auch in anderen Bereichen, und wir irgendwann alle zu akademischen Abschlüssen führen können, das wird nicht funktionieren. Und das ist übrigens auch gar nicht sinnvoll, denn wenn ich den Klempner suche und im Telefonbuch stehen nur dreißig Privatdozenten der Germanistik, dann ist mein Rohr auch nicht geflickt.

Frank Wenn wir über das Thema reden, müssen wir auch endlich über Inhalte reden. Wir Deutschen sind Weltmeister darin, Dinge zu ändern, ohne sie zu ändern. Wir verkürzen das Gymnasium von neun auf acht Jahre, versuchen in acht Jahren das Gleiche zu machen wie in neun und stellen fest, dass das nicht geht. Blöd gelaufen. Wir setzten die Bologna-Reform um, schaffen die Diplomtitel ab und nennen es Bachelor und Master, haben aber nichts verändert und wundern uns, dass die Bachelorabsolventen nicht berufsfähig sind. Also wollen wir das Diplom zurückhaben. Wir schaffen die Meisterprüfung in den meisten Berufen ab und stellen hinterher fest, dass wir sie jetzt doch wiederhaben wollen. Wenn wir nicht bereit sind, uns mit dem Thema Digitalisierung den Fragen

komplett neu zu stellen – welche Inhalte vermittle ich, wie vermittle ich sie und wo muss ich Inhalte auch einmal entschlacken, entrümpeln –, dann werden wir immer an den gleichen Hürden scheitern.

Frank Ich habe hier eine Wortmeldung gesehen. Da ich nicht alle im Saal persönlich kenne und vorstellen kann, wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie kurz Ihren Namen nennen und dann bitte Ihre Frage stellen.

Burbaum Ich bin Schulleiterin des letzten Mädchengymnasiums in Köln und würde gern einige Gedanken aus der Praxis hinzufügen. Das eine ist: Wir haben eine Schülerschaft, die quer gemischt durch die Gesellschaft ist. Das ist absolut klasse. Das andere ist: Wir als Schulen haben natürlich den Anspruch, dass wir alle Mädchen fördern, die bei uns auf der Schule sind, gemäß ihren Neigungen und ihren Fähigkeiten. Wir fördern sie ausgezeichnet, so dass im Prinzip fast alle das Abitur schaffen. Darauf bin ich auch sehr stolz. Das hat im Nachhinein nur den kleinen Nachteil, dass die Eltern sagen: Ach Kind, jetzt hast du das Abitur, dann kannst du auch irgendwas studieren. Ich argumentiere wirklich aus der Sicht der Mädchen, der jungen Frauen, denn uns ist ja wichtig, dass sie ihren Weg im Leben finden: Sie studieren teilweise in Aachen Maschinenbau und Nautik, Medizin, andere machen Ausbildungen, das Letztere aber heute kaum noch. Die Mädchen sollen unbedingt studieren und es heißt: „Studier irgendwas“. Sie studieren aber nicht etwas, was ihren Neigungen und ihren Fähigkeiten entspricht, sondern es herrscht einfach der Gedanke, „Mensch, jetzt bist du so weit, dann kannst du doch auch zum Studium gehen“. Das ist meine große Sorge, denn wenn uns manche ehemaligen Schülerinnen Jahre später besuchen, bekommen wir mitunter Rückmeldungen wie: „Na ja, ich bin entweder im Studium gescheitert oder ich habe einen Bachelor in Italienisch, jetzt arbeite ich in einem Büro. Da hätte ich viel besser ein duales Studium gemacht.“ Ich glaube, wenn wir, wie das eben gesagt wurde, gesellschaftlich nicht mehr Anerkennung für duale Ausbildungen finden, für Facharbeiter und, und, und, dann wird es keinen anderen Weg mehr geben, weil alles zum Studium strebt. Ich bin den Eltern auch nicht böse. Jeder sucht für seine Kinder das Beste. Nur, es macht die

***Monika Burbaum**, Schulleiterin, Erzbischöfliche Ursulinenschule Köln*

Mädchen und jungen Frauen nicht unbedingt glücklicher und es ist meines Erachtens auch eine Verschwendung von Ressourcen, denn sie haben teilweise ganz andere Fähigkeiten und wären in anderen Bereichen hervorragend aufgehoben. Deshalb frage ich: Müssen wir gesellschaftlich etwas ändern und auch politisch? Denn es ist ja gewollt, dass das Abitur immer besser wird und alle das Abitur machen. Da müssen wir uns ja nur die Bedingungen anschauen. Und wir als Schulen müssen dann produzieren. Wenn ich keine Schülerin mit 1,0-Abitur habe, sagen die Eltern, „das kann doch nicht sein, die Kölner Uni will 1,0 für Medizin haben". Also bemühen wir uns darum, dass genügend Mädchen ein Abitur mit 1,0 machen.

Frank Das ist ja eine interessante These. Wie geht denn das? Aber da sind ja jetzt die Universitäten wahrscheinlich nicht unmittelbar die Adressaten, sondern eher die Politik, denn wenn Sie das Problem beschreiben, an wen müsste man es adressieren? Wer ändert das?

Lorz Ich versichere Ihnen, Politiker geben keine Abiturientenquoten vor. Ich kann es vielleicht nicht für sämtliche Kolleginnen und Kollegen sagen, das hängt auch ein bisschen mit der politischen Grundausrichtung zusammen. Aber ich glaube, Sie haben einen ganz wichtigen Punkt angesprochen. Wir müssen wegkommen von dieser Scheinobjektivität, dass irgendeine Form von Ausbildung besser ist als eine andere und per se bessere Möglichkeiten schafft als eine andere. Das ist diese Idee, die vorhin angesprochen wurde, die eine meiner Lieblingsinstitutionen, mit der ich mich immer auseinandersetze, die OECD, immer befördert, weil sie jahrzehntelang propagiert hat, dass – aufgrund ihrer Daten ist das ja auch nachweisbar –, Akademiker zu sein ein höheres Einkommen bedeutet. Das hat sich in unserer Gesellschaft festgefressen und dagegen anzukommen ist wahnsinnig schwer. Ich kann auch die spezifische Erfahrung mitteilen, die ich als Politiker damit mache: Wenn Sie versuchen, dagegen zu argumentieren, haben Sie erst einmal das Problem, dass einem Politiker in unserer Gesellschaft sowieso wenig geglaubt wird. Deswegen brauchen wir an der Stelle Unterstützung, etwa aus Wirtschaft und Wissenschaft.

Porth Da haben wir jetzt aufgeholt.

Lorz Leider ja. Es wäre mir lieber, wenn das nicht der Fall wäre, aber das ist ein Problem. Oder es werden einem irgendwelche Interessenlagen unterstellt bis zu der Position: Ihr wollt ja nur nicht das notwendige Geld für die Hochschulen bereitstellen, und deswegen versucht Ihr, die Menschen zur dualen Ausbildung zu überreden. Das sind die ganz praktischen Probleme, denen man sich in manchen Diskussionen

gegenüber sieht. Deswegen ja, Sie haben Recht, wir müssen versuchen, in der Gesellschaft dahin zu kommen, dass wir sagen, es kommt auf das Individuum an, darauf, was der Einzelne tun möchte und wo er oder sie sich am besten entfalten kann. Und wenn er oder sie dann was auch immer macht, ist dafür die gesellschaftliche Anerkennung gewiss. Ich bin wieder bei meinem zentralen Punkt. Wir müssen alle an einem Strang ziehen, und ich verspreche Ihnen, ich gebe Ihnen keine 1,0-Quoten vor.

Frank Ich sehe weitere Wortmeldungen. Zunächst Sie und dann bitte Sie.

Erb Es ist klar, dass man erwarten kann, wenn mehr Absolventinnen und Absolventen von Schulen an die Universitäten gehen, dass das Eingangsniveau im Mittel sinken könnte und vor allem die Varianz steigt. Ich glaube, das muss man auch bedenken. Es ist allerdings erstaunlich, jedenfalls nach meiner Kenntnis, dass es vergleichsweise wenige empirische Studien darüber gibt, ob das tatsächlich so ist. Und diejenigen, die ich kenne, widersprechen sich und kommen zumindest nicht zu eindeutigen Ergebnissen. Vielleicht könnten Sie dazu noch etwas sagen, Herr von Coelln? Sie hatten das ja sehr forciert. Ist das mehr eine Erkenntnis aus dem eigenen Erleben ist oder etwas, was sich wirklich von außen unterstützen und durch Daten speisen lässt? Abgesehen davon: Wenn es unser gesellschaftlicher Wille und Auftrag ist, dass mehr Schülerinnen und Schüler als Studienanfängerinnen und -anfänger an die Universitäten gehen, dann müssen wir als Hochschule lernen, damit umzugehen. Es nützt nichts, das nur zu beklagen. Man kann an den Ursachen arbeiten, aber wir müssen als Universität noch lernen, damit tatsächlich umzugehen.

Prof. Dr. ***Roger Erb***

Frank Vielen Dank. Herr von Coelln, Sie waren angesprochen.

Von Coelln Das speist sich bei mir natürlich nicht allein aus eigener fachwissenschaftlicher Expertise, sondern aus einem Bündel von Quellen, aus dem eigenen Erleben. Den Mangel an basalen Kenntnissen, Rechtschreibung et cetera, erleben wir als Juristen in besonderer Weise. Es speist sich auch aus bildungswissenschaftlichen Forschungen. In der FAZ stand einmal ein längerer Beitrag von einem Biologiedidak-

tiker, der Neuntklässler auf jeweils aktuelle Abituraufgaben losgelassen und festgestellt hatte, dass eine Abituraufgabe aus der Biologie, die in den 1970er oder 1980er Jahren gestellt wurde, für Neuntklässler heutigen Zuschnitts schlechterdings unlösbar war. Mit einer heutigen Abituraufgabe bestand ein Großteil der Neuntklässler dann schon das Abitur, teilweise mit Bestnoten, weil die Informationen alle im Text enthalten waren. Mein Eindruck speist sich auch aus verschiedenen Gesprächen unter anderem mit dem Rektor einer großen süddeutschen Universität, weil dort gerade eine Art Vorstudium, so eine Art nulltes Semester eingeführt wurde. „Liberal Arts College" wird das genannt. Er sagte mir: „Unter vier Augen kann ich es ja sagen, wir nutzen da ein Semester, um den Abiturienten Lesen, Schreiben und Rechnen beizubringen, weil sie das in großer Zahl nicht mehr können." Das betrifft nicht alle. Es gibt einen Großteil hervorragend ausgebildeter junger Menschen, die wird es immer geben, die wird kein Bildungssystem, sei es im Schulbereich, im tertiären Sektor, wo auch immer, verderben können, mit denen wird stets jede Universität auf höchstem Niveau arbeiten können. Es gibt auch eine breite Gruppe von Menschen, die nicht zur absoluten Spitze gehören, aber ohne Zweifel immer die Voraussetzung erfüllen, die anschlussfähig sind und sich akademisch auf einem soliden Niveau ausbilden lassen. Aber irgendwo endet diese Gruppe auch. Wo genau, darüber kann man streiten, aber dass sie irgendwo endet, da bin ich mir ziemlich sicher.

Zu dem, was Frau Burbaum soeben sagte: Es ist einfach so, dass es ganz unterschiedliche Begabungen gibt, und ich beobachte mit Schaudern, wie wir das gesamtgesellschaftlich zu verwischen beginnen. Also mit Wahnsinnsideen wie den Bezeichnungen Berufsbachelor und Berufsmaster, die in die Richtung der Anschauung gehen, nur akademische Abschlüsse seien irgendetwas wert. Wir leisten dieser Fehlentwicklung Vorschub und nehmen Fakten nicht zur Kenntnis. Wir sehen zwar die niedrige Arbeitslosenquote bei Akademikern. Aber dass Meister noch seltener arbeitslos sind als Akademiker, taucht in der öffentlichen Diskussion überhaupt nicht auf.

Frank Frau Krieger, Herr Porth.

Krieger Ich sehe nicht, dass der gesellschaftliche Wille so unabdingbar daraufhin führt, dass alle ein Studium an den Universitäten aufnehmen müssen. Noch einmal, wir haben auch die Fachhochschulen, denen hier eine wichtige Rolle zukommt. Im dualen Studium sind die Studierendenzahlen gestiegen. Wir hatten im Jahr 2004 512 Studiengänge, 2016 haben wir schon 1.592. Die Anzahl der Studierenden ist von 0,4 Prozent

2004 auf 5,1 Prozent 2016 gestiegen. Diese Prozesse der Neu- und Umorientierung müssen erst einmal langsam in Bewegung kommen. Die neuen Angebote finden aber offensichtlich Nachfrage und Abnehmer, insbesondere übrigens auf dem privaten Markt. Darüber muss sich auch die Politik Gedanken machen. Der Wissenschaftsrat hat beispielsweise als Ziel formuliert, dass zwei Drittel der Studierenden an Fachhochschulen genau mit den Zielsetzungen ausgebildet werden sollten, über die wir gesprochen haben. Aktuell sind es immerhin schon 42,5 Prozent.

Man spricht von der Akademisierung der Gesundheitsberufe. Das heißt jedoch nicht, dass alle Studierenden ein Medizinstudium aufnehmen sollen, sondern es heißt, dass die Pflegeberufe in bestimmten Bereichen akademisiert werden, häufig an Fachhochschulen. Die Zielgröße wäre zehn bis zwanzig Prozent eines Jahrgangs. Das sind alles Entwicklungen, die ein sehr viel differenzierteres Bild bieten als die Idee, dass die Universität der Königsweg ist.

Frank Herr Porth.

Porth Ich möchte kurz das Thema Lesen und Schreiben aufgreifen, weil Sie ja vorhin gesagt hatten, dass wir es uns gefallen lassen müssen, dieses zu hinterfragen. Ich gehöre zu der Generation, die, wenn sie auf ein Dokument schaut, bemerkt, wenn es einen Rechtschreibfehler enthält. Wenn ich heute Bewerbungen erhalte … Trotz Digitalisierung gibt es immer noch Menschen, die handschriftlich schreiben, dann denke ich: Meine Güte, was für eine Kinderschrift. Aber wir können doch nicht ignorieren, dass durch die Digitalisierung der Gesellschaft die Themen „handschriftlich/Handschrift“ und „Rechtschreibung“ mittlerweile an Computer delegiert werden. Jetzt können wir sagen, das passt uns nicht, oder wir können uns darauf einstellen, dass dies kommt. Wer von uns kann noch Sütterlinschrift lesen, geschweige denn schreiben? In den letzten hundert Jahren haben sich Dinge verändert, und deswegen glaube ich, dass wir uns in allen Bereichen, das war jetzt nur ein kleines Beispiel, auf andere Dinge einstellen müssen, weil uns sonst die Welle überrollen wird. Wir werden nicht in allen Bereichen an alten Themen festhalten können.

Frank Ich ziehe jetzt, was Rechtschreibung betrifft, als Zeitungsmann kurz den Kopf ein. Nun eine kleine Zäsur mit Blick auf Herrn Lorz. Ich würde von der Reihenfolge abweichen, wenn ich bei den bisherigen Wortmeldungen sehe, dass sie sich direkt an Herrn Lorz richten. Das wäre bei Ihnen der Fall, damit wir diesen Übergang schaffen. Bitte.

Lin-Klitzing Mein Beitrag richtet sich nicht direkt an Herrn Lorz, aber er weiß wahrscheinlich schon, was ich sage.

Lorz Wir haben häufiger miteinander zu tun.

Lin-Klitzing Genau. Mein Beitrag richtet sich auch an die anderen Podiumsteilnehmer. Was ich höre, ist: Die Abiturienten und Abiturientinnen leisten nicht das, was wir wollen. Jetzt würde ich sagen, wir und Sie als Eltern und als Politiker müssen zu den Anforderungen stehen, die Sie haben wollen. Das tun Sie nicht. Die verbindliche Grundschulempfehlung wurde in den meisten Bundesländern abgeschafft. Das will die Mehrheit der Eltern und der Politiker tatsächlich? Wir haben keine Mindeststandards in der Schule, sondern Regelstandards, die unterschritten werden können. Soll das so bleiben? Politisch beschlossen ist, dass beispielsweise auf Orthografiefehler nur noch maximal mit einem Abzug von zwei Punkten, nicht einmal mit einer ganzen Note in der gymnasialen Oberstufe reagiert werden darf. Weiterhin erlauben wir Null-Punkte-Kurse und -Klausuren, ermöglichen Wiederholungen, wir vergeben für 45 Prozent Leistung ein Ausreichend, für 85 Prozent eine Eins minus. Dass das nicht zu einer Niveausteigerung führt, liegt weder an den Schülern noch an uns Lehrkräften, sondern an genau diesen kultusministeriellen Vorgaben. Dass die Abiturienten – der prozentuell höchste Anteil von Studienabbrechern kommt übrigens nicht von den Gymnasien – keine vernünftige voruniversitäre Bildung oder auch ansonsten nicht genügend Grundlagen für Bildung hätten, das liegt nicht an uns Lehrkräften, sondern an genau diesen Regelungen, die Eltern, Politiker, wir, die ganze Gesellschaft so schaffen und so akzeptieren, um anschließend darüber zu klagen, dass die Abiturienten und Abiturientinnen von heute mangelnde Voraussetzungen aufweisen. Für die politisch gewünschte Zahl an Akademikern und Akademikerinnen steht aber nicht einmal eine ausreichende Anzahl an Studienplätzen zur Verfügung. Deshalb soll nun einerseits doch wieder durch das Abitur vorsortiert werden. Andererseits wird den Schulen, den Gymnasien, den Lehrkräf-

Prof. Dr. ***Susanne Lin-Klitzing****, Institut für Schulpädagogik, Philipps-Universität Marburg; Bundesvorsitzende, Deutscher Philologenverband DPhV, Berlin*

ten bildungspolitisch nicht gerade der Rücken durch diese wenig leistungsorientierten, behördlichen Vorgaben gestärkt! Ich will nur für uns alle und auch für das Podium auf diese Widersprüchlichkeit und auf die Fehladressierung für fehlende voruniversitäre Kenntnisse der Abiturienten an uns als gymnasiale Lehrkräfte aufmerksam machen.

Frank Gut, wir können jetzt verschiedene Hüte aufsetzen, vielleicht ist der eine oder andere auch Vater oder Mutter. Herr Minister.

Lorz Mein früherer Ministerpräsident, der Vorgänger des gegenwärtigen, prägte einmal den schönen Satz: Jeder, der dafür geeignet ist, muss das Abitur machen – und mein Kind. Roland Koch hatte manchmal eine unnachahmliche Art, Dinge auszudrücken. Und das bringt es schon irgendwie auf den Punkt. In der Tat machen Frau Lin-Klitzing und ich jetzt bei Ihnen eine Diskussion öffentlich, die wir oft miteinander führen. Daher kennt sie natürlich meine Antwort schon, aber es ist vielleicht eine gute Gelegenheit, um in dieser Runde auf zwei Dinge aufmerksam zu machen. Das Erste betrifft die Frage der Standards, da haben wir einen kleinen Disput dahingehend, dass ich sage, damit lässt sich nicht alles erklären. Das weiß Frau Lin-Klitzing. Aber wir müssen sehen, dass die Vorstellungen von diesen Standards und Anforderungen in Deutschland auseinandergehen. Ich meine, man redet ja immer sehr viel über die Unterschiede beispielsweise zwischen Bayern und Bremen. Das sind bei den Rankings typischerweise die beiden Antipoden. Manchmal auch Sachsen und Berlin, aber so in dieser Größenordnung bewegt sich das. Wenn wir dennoch eine wechselseitige Anerkennung der Schulabschlüsse haben wollen, müssen wir uns irgendwie einigen. Dann einigt man sich natürlich insgesamt nicht auf das, was die Bayern wollen, und auch nicht auf das, was die Bremer wollen, sondern irgendwo dazwischen. Die Föderalismusdebatte werden wir aber heute wahrscheinlich nicht zu Ende führen können.

Frank Das war jetzt keine Werbung für den Föderalismus, würde ich sagen.

Lorz Nein, das ist mir klar. Das ist das, was wir als Kultusministerkonferenz immer versuchen müssen auszutarieren, nur warne ich vor dem Irrglauben, dass sich das mit Zentralismus beheben lassen würde. Da steckt nämlich der Gedanke dahinter: Wenn wir das zentralistisch machen, dann sind wir alle auf dem Niveau von Bayern. Nein, wir können auch alle auf dem Niveau von Bremen landen. Das ist nicht gesagt, und statistisch betrachtet ist das eine so wahrscheinlich wie das andere. Auch deswegen ist es vielleicht ganz gut, wenn der Föderalismus dazu führt, dass wir einen Mittelweg steuern.

Die verbindliche Grundschulempfehlung ist ein anderer Punkt, den ich gern aufgreifen möchte. In der Tat, sie ist mittlerweile nahezu überall abgeschafft. In Hessen gab es sie noch nie. Wir haben uns auch nicht getraut, sie einzuführen. Dafür gibt es zwei Gründe. Der eine ist unmittelbares Eigeninteresse. Ich glaube, jeder, der versucht, so etwas neu einzuführen – in Bayern gibt es eben eine lange Tradition, warum das akzeptiert wird –, den würde das wahrscheinlich politisch den Kopf kosten. Aber es hätte noch einen anderen unerwünschten Nebeneffekt, und an dem kann man wiederum die Problematik sehr gut illustrieren. Ich bin überzeugt, wenn wir eine Art Eingangstest für den gymnasialen Bildungsgang hätten oder die Grundschulnoten entscheiden ließen oder wie auch immer zu einer Verbindlichkeit kämen, würden wir wahrscheinlich schon in der dritten Klasse Repetitorien finden, mit denen Eltern dafür sorgen, dass ihre Drittklässler darauf gedrillt werden, dass sie auf jeden Fall diesen Eingangstest fürs Gymnasium schaffen. Das führt uns wieder zurück zum Problem des gesellschaftlichen Bewusstseins – die Schulleiterin nickt wissend –, und deswegen ist das der Kern des Problems, an dem wir ansetzen müssen. Alles andere sind nur Instrumente, um sich irgendwie zu behelfen.

Frank Vielen Dank. Bevor wir Sie jetzt entlassen, eine neugierige Frage. Sie sprechen heute mit der Bundesministerin für Bildung und Forschung Anja Karliczek ausgerechnet über die Begabtenförderung. Worauf läuft das hinaus?

Lorz Ich kann Ihnen gern erzählen, was ich heute Nachmittag näher erläutern werde. Wir haben eine große Tagung der Bund-Länder-Initiative „Leistung macht Schule“. Das ist eine Initiative zur Förderung leistungsstarker Schülerinnen und Schüler. Darauf, dass ich sie gemeinsam mit Sachsen und Bayern 2015 auf den Weg gebracht habe, bin ich relativ stolz. Dies geschah mit Zustimmung aller Länder wirklich über alle Parteigrenzen hinweg, das muss man sagen. Der Grundgedanke, der dahinter steckt, ist wieder der – ich komme auf Monika Burbaum zurück –, dass es auf die individuellen Neigungen und Begabungen ankommt. Und das gilt in beide Richtungen, selbstverständlich ebenso für diejenigen, die leistungsschwächer sind, die aus welchen Gründen auch immer ihr volles Potenzial nicht zur Entfaltung bringen können, die wir stützen und fördern müssen. Das ist allgemein anerkannt, gilt aber eben gleichfalls für das andere Ende. Auch den sogenannten Hochbegabten müssen wir die Gelegenheit zur Entfaltung ihrer besonderen Talente geben, und dafür ist diese Initiative da.

Frank Dann darf ich Ihnen, ich denke, in unser aller Namen, danken und eine gute Fahrt nach Karlsruhe wünschen. Danke, dass Sie da waren. Wir gehen jetzt wieder nach der Reihenfolge vor, und da zunächst Sie.

Korber Wir haben sehr viel über die gewünschte Anerkennung für nichtakademische Bildungswege in der Gesellschaft gehört, darüber, was wir in der Arbeitswelt brauchen. Es gibt Angst vor Fehlentwicklungen in Bezug auf Akademisierung, in Bezug auf ein Gleichgewicht zwischen beruflicher und akademischer Bildung. Da hilft es sehr, wenn man empirische Erkenntnisse einspeist. Wir haben in Deutschland ausgezeichnetes Datenmaterial zum Arbeitsmarkt, zum Beispiel durch das Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung in Nürnberg. Es gibt über fünfzig Jahre hinweg lange Entwicklungsreihen und ganz klare Befunde. Zum Beispiel hat in den letzten Jahren dieser schon oft genannte Gap zwischen der Bezahlung akademischer und nichtakademischer Berufe, der ja da ist, nicht abgenommen, sondern zugenommen. In den letzten zehn Jahren wurde die Differenz sogar um 35 Prozent größer. Das heißt, der Arbeitsmarkt braucht die Akademisierung, er saugt unsere Absolventen auf in der Bundesrepublik, das ist in Südeuropa etwas anders. Und da ergibt sich die Frage, wieso wir Angst haben sollen, dass das, was wir in den letzten Jahren beobachtet haben, auf einmal alles zusammenbrechen soll und die Ausweitung akademischer Bildung den gesellschaftlichen, volkswirtschaftlichen Ansprüchen nicht mehr gerecht wird. Also ich glaube, dass es eigentlich keinen guten Grund gibt, eine solche Trendumkehr zu vermuten, und dass wir das, was wir an den Hochschulen an akademischer Ausbildung und nicht nur an fachlicher, sondern auch an Persönlichkeitsbildung leisten, ziemlich gut machen. Jetzt, Herr von Coelln, eine kleine Polemik. Es gibt Fächer, die, wir haben gerade das Wort Repetitorium gehört, über Jahrzehnte hinweg akzeptiert haben, dass es außeruniversitäre Ausbildungsanteile gab, weil sich die Studierenden erzählt haben, dass man an der Universität nicht genug lernt, um das Staatsexamen zu bestehen. Wir sind in unterschiedlichen Fächern unterschiedlich weit, aber insgesamt sind wir inzwischen sehr

Prof. Dr. ***Nikolaus Korber****, Vizepräsident für Studium, Lehre und Weiterbildung, Universität Regensburg*

gut geworden und es gibt keinen Grund zu vermuten, dass das nicht unserer Gesellschaft insgesamt sehr viel nützt.

Frank Vielen Dank. Gibt es Widerspruch?

Von Coelln Dass das eine offene Wunde der Juristenausbildung ist, ist völlig unbestreitbar. Ich kann nur zurückgeben, dass wir, weil Sie mich als Fachvertreter direkt ansprechen, gerade in Köln in den letzten Jahren massive Anstrengungen unternommen haben, unsere eigene Examensvorbereitung wesentlich zu verbessern, und das ist uns immerhin gelungen. Wenn ich die heutigen Zahlen mit den Zahlen vor gut zehn Jahren vergleiche, als ich an die Fakultät kam, dann haben wir inzwischen in unserem Examenskurs etwa fünffache Teilnehmerzahlen. Das ist immer noch zu wenig, verglichen mit der Größe eines Gesamtjahrgangs, aber wir haben inzwischen eine deutliche Zahl von Studierenden, von denen wir wissen, dass sie nicht mehr zum kommerziellen Repetitor gehen, sondern sich allein auf unsere eigene Examensvorbereitung stützen. Wir sind sicherlich noch nicht am Ziel, aber auf einem soliden Weg. Was das Fach insgesamt angeht, ja, das stimmt. Eine andere Frage wäre die der Tradition, wenn man bedenkt, wie viele unserer Studierenden aus Juristenelternhäusern kommen und wie lange es dauert, eine solche Kultur zu verändern, weil es für einige noch völlig selbstverständlich ist, ein- bis anderthalb Jahre vorher zu sagen: „So, jetzt gehst du aber zum Repetitor. Das haben wir damals auch gemacht." Wir haben heute schon gehört, dass es dauert, bis sich Kulturen ändern, und ob das innerhalb von ein, zwei Studierendengenerationen geht, da hätte ich Zweifel. Aber natürlich ist das etwas, was man uns vorhalten kann und was wir oft genug vorgehalten bekommen.

Porth Es geht ja nicht darum zu sagen, dass die universitäre Ausbildung schlecht ist, sondern ich glaube, es wurde vorhin gesagt, dass wir auf unsere universitäre Ausbildung stolz sein können. Da wird viel Gutes geleistet. Aber was uns fehlt, sind die Facharbeiter, die einfach dauerhaft in ihrer Facharbeiterfunktion erstens glücklich sind und sich zweitens technisch weiterentwickeln. Egal, wie sich die Welt in der Digitalisierung oder in der Elektrifizierung weiterentwickelt, wir werden als Automobilindustrie weiterhin hochkomplexe Produkte bauen. Gerade in Anlaufsituationen oder in komplexen Situationen brauchen wir Menschen, die praktisches Geschick und einen Erfahrungshintergrund haben, der im handwerklichen Bereich liegt. Wenn bei uns die Auszubildenden anschließend gleich weitergehen und in den Büros verschwinden, dann fehlen uns im sogenannten Shopfloor, in den Fabriken die Menschen, die uns in der Vergangenheit in vielen Fällen gerettet haben, die das, was

die anderen eben nicht vorher simulieren oder planen konnten, am Ende handwerklich zusammenbekommen haben. Daran sehen wir, dass wir hier einfach eine stärkere Identifizierung und eine stärkere Wertschätzung dieses Berufsbildes brauchen. Beides macht einen Menschen dauerhaft zufrieden und glücklich.

Frank Ich habe eine Wortmeldung von Horst Nasko von der Heinz Nixdorf Stiftung.

Nasko Seit Jahren sprechen wir eigentlich in unserer schnelllebigen Zeit über das Thema des lebenslangen Lernens und empfinden es als notwendig. Trotzdem habe ich den Eindruck, dass an den Universitäten zumindest das Thema Weiterbildung nicht so richtig ankommt. Liegt das daran, dass zu wenig Interesse besteht, zu wenige Angebote gemacht werden oder sich vielleicht die Firmen selbst um die Weiterbildung kümmern?

Dr.-Ing. ***Horst Nasko***

Frank Danke schön. Ich glaube, das war auch an die Wirtschaft adressiert.

Porth Ich würde sagen, ein bisschen von allem, was Sie gesagt haben. Große Unternehmen wie das unsere verfügen natürlich über große Bereiche der Weiterbildung. Wir arbeiten mit allen möglichen Institutionen zusammen, auch mit Universitäten, mit Business Schools, mit handwerklichen Partnern. Wir analysieren, was wir brauchen, aber es gibt natürlich auch viele kleine Unternehmen. Deutschland ist übrigens nicht dominiert von Großunternehmen, sondern über neunzig Prozent aller Beschäftigten sind in kleinen und mittelständischen Unternehmen tätig. Die großen sind halt bloß so prominent. Natürlich haben viele dieser kleineren Unternehmen diese Möglichkeiten nicht und brauchen jedoch Angebote. Ich würde aber nicht sagen, dass es an Angeboten mangelt. Es mangelt vielleicht in manchen Phasen eher daran, dass die Menschen genügend Zeit dafür aufbringen, sich zusätzlich zu ihrer beruflichen Tätigkeit weiterzubilden, und dass in unserer Gesellschaft das Thema immer noch sehr stark dem Arbeitgeber angelastet wird. Das wird natürlich von den Gewerkschaften sehr gefördert, wenn sie sagen, Weiterbildung sei im Interesse des Unternehmens, also muss dieses dafür sorgen. Die Eigenverantwortung, sich selbst über seinen ganzen Lebensweg employable zu halten, hat sich

bei uns noch nicht durchgesetzt. Diese Veränderung wäre notwendig, um die Eigeninitiative der Weiterbildung in die Breite zu tragen. Es gibt sie, aber in der Breite ist sie so nicht vorhanden.

Frank Stichwort lebenslanges Lernen: Sie hatten das ja auch in Ihrem Eingangsstatement stark gemacht, Frau Krieger.

Krieger Es gibt einfach sehr viele, sehr praktische Hinderungsgründe dafür, dass sich Weiterbildung insbesondere an Universitäten und Fachhochschulen nicht so ohne Weiteres etablieren lässt. Das kann etwas so Banales sein wie die Lehrverpflichtungsverordnung, in der festgelegt wird, wie viele Stunden ein Hochschullehrer lehren muss und welche Lehrtätigkeit darauf angerechnet wird. Abhängig vom Landesrecht wird Weiterbildung im Allgemeinen nicht angerechnet, und dann wird es schwierig, universitäres Lehrpersonal zu finden. Sie brauchen Konstruktionen, mit denen Sie am normalen Universitäts- und Fachhochschulbetrieb vorbeigehen. Zugleich können sich Schwierigkeiten rechtlicher Art etwa durch europarechtliche Vorgaben ergeben. Das heißt, das ganze Umfeld und das rechtliche Gerüst drumherum erschweren es den Hochschulen, an dieser Stelle sinnvolle Konstrukte zu erarbeiten.
Ich frage mich oft, ob wir nicht noch grundsätzlicher über Durchlässigkeit von Bildungswegen nachdenken müssen. Wir sollten nicht nur einzelne mundgerechte Weiterbildungsangebote vor Augen haben, sondern die Durchlässigkeit des Bildungsweges an sich betonen. Eine Ausbildung mag vielleicht für die ersten dreißig Jahre gut sein und dann mag eine ganz grundsätzliche Umorientierung erforderlich werden, was unser Verständnis von Weiterbildung verändert.

Von Coelln Ich kann da direkt anknüpfen. Der Weiterbildungsgedanke ist an den Hochschulen sehr stark angekommen, aber die praktischen Schwierigkeiten, die Frau Krieger gerade beschrieben hat, sind in der Tat bei Fragen des Lehrdeputats erreicht. Wir haben zum Beispiel in letzter Zeit intensive Diskussionen geführt, gerade im Bereich der Lehrerausbildung im Inklusionsanteil, also im sonderpädagogischen Bereich, um verstärkt fertig ausgebildete Lehrer weiterzubilden, weil plötzlich sehr viel mehr sonderpädagogische Kenntnisse gefordert wurden. Es gab die Idee, die auch der Politik eingeleuchtet hat, statt nun grundständig anzufangen, neue Lehrer auszubilden, die über diese Kenntnisse verfügen, den praktizierenden Lehrerinnen und Lehrern derartige Kenntnisse zu vermitteln. Aber da stößt man genau auf die Frage, was wir an Lehrdeputat in diese Angebote hineingeben können und wollen. Selbst wenn wir es überhaupt können, ziehen wir das Deputat gleichzeitig aus der grundständigen Lehrerausbildung ab. Oder wir sind dazu

gezwungen, solche Angebote kostenpflichtig zu machen, um externe Dozenten zu finden. Die Schulträger übernehmen aber die Kosten nicht und der einzelne Lehrer kann oder will sie nicht tragen. Und in diesem Teufelskreis bewegt man sich dann. Aber das Thema ist uns durchaus bewusst, und in Einzelfällen gelingt es, Lösungen zu finden. Aber das ist leider tatsächlich komplexer, als es von der Grundidee her manchmal scheint.

Porth Vielleicht nur eine Facette oben drauf. Wenn wir als Unternehmen in die Lehrerfortbildung einsteigen – was wir tun als Daimler, wir haben ein Genius-Programm, mit dem wir Schüler- und Lehrerweiterbildung betreiben –, dann kommt sofort bei vielen Eltern die Befürchtung auf, „die manipulieren die Kinder, die gehen jetzt alle einen Mercedes kaufen". Es ist schwierig, die Balance zu halten und gleichzeitig genügend Kapazitäten bereitzustellen.

Frank Sie sehen mich jetzt ebenfalls in einer gewissen Schwierigkeit. Es gibt noch vier Wortmeldungen und noch vier Minuten. Ich bitte also um kurze Fragen und kurze Antworten.

Ahlen Herr von Coelln hat zu Beginn etwas polemisch von der Generation Klettverschluss gesprochen, zu der ich ob meines Alters vermutlich zähle. Ich würde gern den Ball weg von den Schulen zurück an die Universitäten werfen, denn die Ausbildung der Lehrerinnen und Lehrer liegt ja nun in der Hand der Universitäten. Und wenn ich mir anschaue – ich bin jetzt kurz vor dem Praxissemester –, wie wenig ich in meinem Studium über Didaktik und Inklusion gelernt habe, das geht gen null. So ist es vielleicht gar kein Wunder, dass die Schülerinnen und Schüler in Ihren Augen weniger können, weil den Lehrerinnen und Lehrern überhaupt nicht beigebracht wird, mit der Situation an Schulen, wie sie aktuell aussieht, umzugehen. Da sehe ich dann doch wieder die Universitäten in der Pflicht. Man kann nicht nur sagen, okay, ja, das Abitur wird einfacher, danach kommen die Menschen an die Universität und sind aber gar nicht geeignet, sondern da tragen auch Sie Verantwortung.

Imke Ahlen

Von Coelln Da kann man gar nicht groß widersprechen. Es ist letztlich ein Teufelskreis. Den zu geringen Anteil allerdings gerade an Inklusion kann ich jetzt wirklich nicht auf der Zeitachse beurteilen, wann es tatsächlich angefangen hat, weil ich mit dem Thema Lehrerbildung erst seit relativ kurzer Zeit ernsthaft zu tun habe. Aber zumindest sind die Bemühungen, die schon zu Resultaten geführt haben, sehr deutlich erkennbar. Wir haben das in letzter Zeit massiv hochgefahren. Das muss sich erst nach einer gewissen Zeit im Studium durchschlagen. Genauso, wie es Defizite in der Juristenausbildung gibt, werden wir uns auch bei der Lehrerausbildung nie an einem Punkt befinden, an dem wir sagen, jetzt ist es perfekt und wir könnten nicht mehr besser werden. Das ist keine Frage. Mehr mag ich als Jurist zur Lehrerausbildung nicht sagen, weil da das Eis für mich zu dünn wird.

Wawrzyniak Abgesehen davon, dass ich Generalkonsul der Republik Polen bin, bin ich auch stolzer Absolvent dieser Universität zu Köln. Daher zur Eingangsfrage: Man kann auf einen Berufsweg als Theaterwissenschaftler und Medienmann vorbereitet werden. Meine eigentliche Frage zielt auf die hohen Quoten, von denen Sie sprachen, und auf das „immer wieder immer weniger Fachleute“. Das bedeutet nämlich auch, dass in meiner Heimat Fachleutemangel herrscht, weil diese gute Arbeit und diese gute Ausbildung woanders gebraucht werden. Deswegen die Frage zum Internationalen in Ihrem Bereich. Wo sehen Sie sich im internationalen Vergleich, und inwieweit ist das Internationale bei den Studierenden, aber auch in der Ausbildung ein Faktor? Was bringen sie mit, was unterscheidet sie von dem, was wir bisher gehört haben?

***Jakub Wawrzyniak**, Generalkonsul, Generalkonsulat der Republik Polen, Köln*

Frank Vielen Dank. Herr Porth?

Porth Sie haben Recht. Zu uns kommen viele Menschen aus Polen und aus anderen Ländern, um die Plätze aufzufüllen, die wir mit der eigenen Jugend nicht mehr füllen können. Damit geraten wir in die nächste Schwierigkeit, und darüber müssen wir vielleicht nachdenken: Wir haben natürlich hohe Eingangshürden in die Berufsausbildung, gerade, was die Sprache angeht. Das hat etwas mit den Berufsschulen, mit

Prüfungsordnungen und so weiter zu tun. Das ist ein Thema, das wir hinterfragen sollten. Muss jeder Klempner perfekt Deutsch sprechen können? Jeder in einer Bäckerei? Müssen wirklich alle perfekt Deutsch sprechen, um überhaupt ihre Ausbildung beginnen zu können? Mich hat man mit 32 Jahren nach Brasilien geschickt, und an meiner Drei im Abitur können Sie schon erkennen, dass Sprache ... Wenn ich Maschinenbau studiert habe, war ich also in Mathematik gut, aber irgendetwas anderes muss ja bei mir schlecht gewesen sein. Und Sprache war eine Katastrophe. Man hat mich nach Brasilien geschickt, ohne dass ich ein Wort Portugiesisch sprechen konnte. Darüber hat sich kein Mensch Gedanken gemacht. Ich habe es aber gelernt vor Ort beim Doing. Wenn aber die Eingangsvoraussetzung gewesen wäre, dass ich perfekt Portugiesisch sprechen müsste, damit ich überhaupt dahin darf, wäre ich nie nach Brasilien gekommen. So arbeiten wir aber heute beim Zugang für die Berufe. Ich glaube, dass wir darüber noch einmal nachdenken müssen. Man kann heute eine Führerscheinprüfung in zig Sprachen in Deutschland machen, beispielsweise auf Türkisch, aber es ist nicht möglich, eine Lehre anzufangen, ohne ein sehr hohes Deutschniveau zu haben. Damit verhindern wir ein Stück weit Internationalität. Das hilft Ihnen jetzt in Polen nicht wirklich, weil die Menschen dann immer noch gehen, aber ich glaube, wenn wir internationaler werden wollen, dann müssen wir unsere Eingangsvoraussetzungen hinterfragen.

Grindel Als Antwort auf die Akademisierung wurde die Aufgabenteilung zwischen Fachhochschulen oder Hochschulen für angewandte Wissenschaften und Universitäten genannt, und zwar im Sinne von praxisbezogener und grundlagenorientierter Ausbildung an den Fachhochschulen und forschungsnahen wissenschaftlichen Studiengängen an den Universitäten. Meine Frage ist, ob das idealtypische Bild überhaupt noch realistisch aufrechtzuerhalten ist? Also sehen Sie nicht ohnehin im Zuge von Promotionsrechten für Fachhochschulen und Berufsfeldorientierung an den Universitäten eine Vermischung von beiden? Ist das noch die aktuelle Aufgabenteilung? Oder verschieben sich da die Dinge?

Dr. ***Susanne Grindel****, Stabsstelle Grundsatzfragen der Hochschulpolitik, Philipps-Universität Marburg*

Frank Frau Krieger, ich glaube, da sind Sie am ehesten gefordert.

Krieger Wir sehen in diesem Bereich in der Tat eine ganz erhebliche Verschiebung davon, wie wir Fachhochschulen bisher wahrgenommen haben. Sie sprechen das Promotionsrecht an. Ich glaube aber, dass das Beispiel im Grunde genommen mein Argument bekräftigt, dass wir nicht zu einer Angleichung der Hochschultypen kommen müssen, sondern dass jeder Typus noch klarer sein Profil und seine Zielrichtung deutlich machen sollte. Wir sollten hier die Differenzierung stärker befördern. Wenn Fachhochschulen das Promotionsrecht haben, sollten sie es auch für den Bereich bekommen und wahrnehmen, in dem ihre besondere Expertise liegt, das heißt in der stärkeren Praxis- und Berufsorientierung. Umgekehrt ermöglicht die Diskussion über das Promotionsrecht der Fachhochschulen vielleicht auch, mehr Kooperation zwischen Universitäten und Fachhochschulen herzustellen, wenn das für Forschungs- und Ausbildungsanliegen praktikabel ist. Also eine gewisse Einheit, aber doch in Vielfalt. Und die unterschiedlichen Schwerpunkte, glaube ich, werden in den Berufungspraktiken, in der Ausrichtung der jeweiligen Strategien deutlich. Diese muss man aufrechterhalten, aber dann hat man vielleicht ein durchlässiges und verwobenes, aber doch differenziertes System.

Porth Vielleicht nur kurz zur Ergänzung: Die Tendenz der Verwässerung der Systeme ist da. Das kann man nicht leugnen, und da müssen wir aufpassen. Die dualen Hochschulen sind von ihrem Bachelorapproach weg und versuchen, Masterangebote zu machen. Die Universitäten versuchen, sich der Praxis anzunähern. Wir haben eine Tendenz, der man entgegenwirken sollte, indem man sich klarer voneinander abgrenzt und dann höhere Qualität liefert.

Aber zum Thema Promotion möchte ich noch eins sagen. Die Bedeutung der Promotion in der Wirtschaft hat dramatisch nachgelassen. Einen echten, auch materiellen Vorteil, hat man heute mit einer Promotion nicht mehr. Mit einem Doktortitel in die Wirtschaft zu kommen, ist bei Weitem nicht mehr so gegeben wie früher.

Frank Auch in der chemischen Industrie?

Porth Ich kann jetzt nur für den Maschinenbau und für uns sprechen. Das hat dramatisch abgenommen, das können Sie übrigens sehen, wenn Sie in den Top-Ebenen schauen, wer heute einen Doktortitel hat. Meistens steht dahinter ein e. h. oder h. c. Deswegen müssen wir noch einmal fragen, wie das mit der Promotion ist und welchen Stellenwert sie heute hat, zumindest für Teile der Wirtschaft.

Frank Vielen Dank. Die letzte Frage geht an Sie bitte.

Tegtmeyer Ich möchte noch einmal auf einen Aspekt zurückkommen, der mit der Weiterbildung und vorhin unter den Stichworten der unterschiedlichen Bildungsverläufe und verschiedenen universitären Ausbildung angesprochen wurde. Wir waren an der Studie „Internationales Horizon-Scanning: Trendanalyse zu einer Hochschullandschaft in 2030“ beteiligt. Wir fanden dabei verschiedene Lernwege und stellten plakativ vier mögliche Verläufe dar mit den schönen Namen „Tamagotchi“ (klassisch), „Jenga“ (ein Basisstudium und Aufbauelemente im Laufe des Lebens), „Lego“ (verteilte Lernblöcke) und „Transformer“ (Berufstätige wollen ihre Erfahrung in das Studium einbringen.). Tatsächlich ist der Verlauf „Schule, danach Studium und dann zwanzig, dreißig, vierzig Jahre im Beruf und vielleicht ab und zu Fortbildungslehrgänge besuchen“ nur ein Weg. Das heißt, es wird künftig andere Wege geben. Und nicht nur zwei Prozent, sondern vielleicht zehn oder zwanzig oder sogar mehr Prozent werden so studieren. Meine Frage lautet: Wie sind die Universitäten darauf vorbereitet, diese unterschiedlichen Bildungsangebote zu gestalten, auch nach zehn Jahren Berufskarriere ein Studium zu ermöglichen, vielleicht differenziert vom bisherigen Studium? Welche Aktivitäten gibt es da?

***Ralf Tegtmeyer**, Geschäftsführender Vorstand, HIS-Institut für Hochschulentwicklung e. V., Hannover*

Frank Das scheint mir eine gewisse Scheunentorfrage zu sein, aber wir schauen, ob wir das in Kürze bewältigt kriegen.

Von Coelln Ich kann letztlich nur auf das rekurrieren, was ich schon angesprochen habe. Der Gedanke, sich im Weiterbildungsbereich stärker engagieren zu müssen, ist an den Universitäten durchaus präsent. Er beißt sich zum Teil einfach mit vorhandenen Kapazitäten. Alles, was wir an Kapazität hineingeben, fehlt uns bei der Bereitstellung von Studienplätzen für Absolventen der Schulen, für frisch gebackene Abiturientinnen und Abiturienten. Der Gedanke, dass wir damit insbesondere auf zurückgehende Abiturientenzahlen reagieren können, wird sicherlich ein starkes Movens sein, um das zu befördern. Der demografische Wandel beginnt, insbesondere an den Universitäten bzw. an den Hochschulen in den neuen Ländern in ganz anderem Maße durchzuschlagen als in den

alten Ländern, wo die Nachfrage insbesondere an den sehr begehrten Studienorten nach wie vor hoch ist und wohl bleiben wird. Ich beobachte, dass es da sehr viel mehr Aktivitäten in diese Richtung gibt, um sozusagen die eigene Existenzberechtigung aufrechtzuerhalten. Wir haben heute viel über Digitalisierung gehört. Wenn die Universitäten die ihnen bisher zukommenden Aufgaben ein Stück weit zu verlieren drohen, weil die Menschen sich Lehrinhalte über MOOCs oder auf anderen Wegen holen, dann ist es sicherlich eine Ersatzstrategie, dass die Universitäten eine partiell neue Aufgabe finden. Das ist allerdings zu einem gewissen Teil Zukunftsmusik, weil wir derzeit an vielen Hochschulstandorten ein Nachlassen des Studieninteresses allenfalls in sinkenden Bewerberzahlen zu spüren bekommen. Dies bedeutet aber immer noch nicht, dass wir unsere Studienplätze nicht mehr vollständig besetzen könnten.

Frank Frau Krieger.

Krieger Im Grunde ist das nach meinem Eindruck ein Phänomen, das an den Universitäten erst langsam ankommt. Die Universitäten sind damit noch nicht intensiv konfrontiert, aber es gibt immer häufiger Fälle, dass Studierende aus dem dualen Studium mit Promotionswünschen an Universitäten herantreten oder dass Interessierte mit verschiedenen Fachhochschulausbildungen zum Beispiel ein Jurastudium anschließen wollen. Das kommt jetzt immer häufiger vor und wir müssen uns damit auseinandersetzen. Bislang laufen diese Studierenden im Grunde mit. Bei 400 Studierenden bleibt meist auch nichts anderes übrig. Das ist der Punkt, den ich abschließend gern aus meiner Sicht stark machen möchte. Die Diskussion ist jetzt sehr in die Richtung gelaufen, die Schattenseite der Akademisierung darin zu sehen, dass die Universitäten vor allem mit schlechter qualifizierten Studierenden zu tun haben. Ich glaube, diese Wahrnehmung ist eine Schieflage. Ich hätte es ungern, wenn dieser Eindruck haften bliebe. Ich glaube vielmehr, das große Problem, das im Ansturm auf die Hochschulen liegt, ist, dass die Lehre droht, schlechter zu werden. Insofern schlagen wir den Bogen zum ersten Podium heute, jedenfalls in den Massenfächern. In den Massenfächern kann der Lehrende eben nicht so ohne Weiteres in der Präsenzlehre etwas Dialogisches oder Diskursives leisten, wenn er oder sie vor 400 oder 500 Studierenden im Hörsaal steht. Vielleicht kann man einen MOOC vorbereiten, aber dann hat man immer noch nicht persönlich mit seinen Studierenden gesprochen. Wenn ich wirklich die individuelle Lehre aufrechterhalten will, muss die Lösung woanders liegen.

Frank Meine Damen und Herren, ich erspare Ihnen jetzt zweierlei, nämlich a) eine Schlussrunde und b) die Moderatorenunsitte einer mehr oder weniger klugen Zusammenfassung. Sondern ich glaube, dass mit den Fragen nach Profilbildung, Postgraduate-Bildung und dem, was Sie gerade gesagt haben, eine Menge an nachträglichem Diskussionsstoff für Sie gegeben ist. Ich bedanke mich ganz herzlich bei Ihnen auf dem Podium und bei Ihnen im Publikum für Ihre Diskussionsbeiträge.

---

1. Zu Diskussionsbeginn wurde ein Video eingespielt, in dem Studierende und Vertreter aus dem Bereich Lehre diese Fragen beantworten: Bereitet das Studium auf das spätere Arbeitsleben vor? Welche Rolle spielt die Einheit von Forschung und Lehre? Wie kann die Zukunftsfähigkeit der Lehre verbessert werden? Das Video kann auf der Website der Hanns Martin Schleyer-Stiftung unter https://schleyer-stiftung.de/18-19-september-2019/ abgerufen werden.

Wissenschaftslandschaft im Wandel: Diversifizierung und Individualisierung der universitären Lehre

Stefan Herzig

Ada Pellert

Martina Schraudner

Ralf Thönnissen

Ursula Weidenfeld

Podiums- und Plenumsdiskussion[1]

Prof. Dr. **Stefan Herzig**
Prof. Dr. **Ada Pellert**
Prof. Dr. **Martina Schraudner**
Ralf Thönnissen

Moderation
Dr. **Ursula Weidenfeld**

Weidenfeld Meine Damen und Herren, unser Panel heißt „Diversifizierung und Individualisierung der universitären Lehre". Zumindest einer der Podiumsteilnehmer hat Probleme mit dem Titel und Sie werden gleich hören, warum das so ist.

Nun stelle ich Ihnen zunächst die Gesprächspartner vor: Professor Stefan Herzig ist Präsident der Technischen Hochschule Köln und Mediziner, Frau Professor Martina Schraudner Vorstandsmitglied bei acatech, der Deutschen Akademie für Technikwissenschaften, Frau Professor Ada Pellert ist Rektorin der Fernuniversität Hagen und Ralf Thönnissen Verantwortlicher für Hochschulen in Nordrhein-Westfalen im Ministerium für Kultur und Wissenschaft. Ich heiße Ursula Weidenfeld und bin Wirtschaftsjournalistin.

Ich hatte schon angemerkt, dass einer der Teilnehmer ein Unbehagen mit dem Titel der universitären Lehre empfindet. Das ist Herr Professor Herzig. Er erklärt uns jetzt erstens in fünf Minuten, warum das so ist, liefert uns zweitens einen Abriss über die Geschichte der Hochschulentwicklung in Deutschland und stellt uns drittens seine Thesen vor.

Herzig Unbehagen empfinde ich äußerst selten. Ich fände es schade, wenn die wichtigen Fragen dieses Symposiums allein auf die universitäre Lehre verdichtet und fokussiert würden. Ich kann mir nicht vorstellen, dass das die Idee ist, sonst hätten Sie keinen Vertreter einer Fachhochschule bzw. Hochschule für Angewandte Wissenschaften, einer HAW, aufs Podium geholt, obwohl ich das zum Anlass genommen habe, noch einmal nachzurechnen. Ich selber habe 96 Prozent meiner Berufsbiografie an Universitäten zugebracht und vier Prozent an einer HAW bzw. Fachhochschule.

Ich habe ein paar Zahlen mitgebracht, um zu verdeutlichen, was alles in den letzten dreißig, vierzig Jahren in Deutschland im tertiären Bildungssektor passiert ist. Ich vergleiche mit Ihnen gemeinsam zwei Zeiträume von jeweils zwei Jahrzehnten nach einer jeweils strukturellen Konsolidie-

rung. Der erste Zeitraum liegt von 1971 bis 1990, also nach Überführung bzw. Gründung der Fachhochschulen in Deutschland bis zur Wende, vor der Wende. Und dann ab 1990, nach der Berücksichtigung des strukturellen Wandels in den neuen Bundesländern bis 2015, also mit der Spitzenphase, dem Hochschulpakt, dem doppelten Abiturjahrgang. In beiden circa Zwanzig-Jahres-Zeiträumen hat sich die Zahl der Studierenden jeweils verdoppelt. Was ist mit den Hochschulen passiert? Das ist sehr interessant: Im ersten Zwanzig-Jahres-Zeitraum ist es circa zu einer Verdoppelung der Universitäten gekommen, also erfolgte ein massiver Ausbau, während die Zahl der seinerzeit frisch gegründeten Fachhochschulen nahezu konstant blieb. Wenn wir in die Zeit nach 1990 schauen, kommt es nur zu einer sehr kleinen Erhöhung der Zahl der staatlichen Universitäten. Die Zahl der nichtstaatlichen Universitäten verdoppelte sich von zwölf auf 23, wurde also überhaupt erst einmal sichtbar. Die Zahl der staatlichen Fachhochschulen verdoppelte sich ebenfalls von 52 auf 104. Und die Zahl der nichtstaatlichen Fachhochschulen verfünffachte sich von 23 auf 113, und ich zähle hier nur die Hauptstandorte, also keine Dependancen. Das heißt, wir beobachten in diesem Gesamtzeitraum eine massive Verschiebung im tertiären Bildungssektor entlang der Dimensionen „stärkere Berücksichtigung von Fachhochschulen", aber auch „stärkere Privatisierung". Und das müssen wir in den Blick nehmen, nachdem ich einige qualitative Aspekte versuche zu pointieren, die in diesen Jahren zu verzeichnen waren. Die Veränderung des Lehr-Lern-Paradigmas, weg von der Lehrenden- hin zur Studierendenzentrierung, hin zur Kompetenzorientierung wurde vielleicht schon erwähnt. Verbunden hat sich das in dieser Zeit mit einer nicht nur steigenden Studierendenzahl, sondern auch mit einer steigenden Zahl von akademischen Bildungswegen, mit der Akademisierung von Gesundheits- und vielen anderen Berufen, beginnend bei den technischen Berufen. Beides zielt auf eine erhöhte Diversifizierung der Studierendenschaft. Die Welt hat sich geändert, die Komplexität der Anforderungen in den einzelnen Berufen ist massiv gestiegen und damit auch die Unmöglichkeit akademischer Grundausbildung, für ein ganzes Berufsleben zu qualifizieren. Daraus resultiert wiederum ein erhöhter Bedarf an wissenschaftlicher Weiterqualifikation während des Lebenswegs. Berufsbegleitende Qualifizierungsangebote haben zugenommen. Das ist eine Triebfeder, zum Beispiel für die Stärkung des privaten Sektors im tertiären Bildungssektor. Letztlich darf man nicht den massiven Ausbau der Hochschulautonomie unerwähnt lassen, weg von staatlicher Regulierung hin zu Selbstregulierung, aber gestützt und

flankiert durch ein sich etablierendes europäisches Qualitätssicherungssystem, mit Akkreditierung, gemeinsamen Standards, der Harmonisierung der Abschlüsse, wiederum im Zuge von Bologna. Wenn ich das alles zusammenfasse, entsteht für mich ein Bild, in dem sich ein ganzer – in Anführungszeichen – Markt total wandelt, weg von einem „Daseinsvorsorgemarkt" im Sinne von: Der Staat stellt bereit, überwacht, kontrolliert, hin zu einem eher organisch sich weiterentwickelnden, von im weitesten Sinne wirtschaftlichen Gesichtspunkten dominierten Markt mit weitgehender Selbstständigkeit.

Wodurch zeichnen sich die HAWs in dieser Landschaft aus? Von der Herkunft her als Orte, die schon immer für Bildungsaufstieg standen. Das bezieht sich auf unsere Studierenden, auf ihre Eingangsqualifikation, zum Teil auf unsere Lehrenden, die selber Bildungsaufsteiger gewesen sind, in dafür klassisch prädisponierten Berufen, zum Beispiel Ingenieursberufen. Insofern ist das Thema Diversität bei uns kein so großes, die gab es bei uns schon immer. Soziale Durchlässigkeit liegt vielleicht in der DNA der Fachhochschulen, der HAWs. Das Primat der Lehre hat insofern eine inhaltliche und eine Haltungsdimension, natürlich hat sie auch von der Historie her eine Auftragsdimension. Die HAWs kamen aus der reinen Lehrtätigkeit und entwickelten sich zunehmend in den letzten Jahren – auch im Zuge der wachsenden Komplexität der Welt –, in eine Richtung, in der die Lehre nur dort funktioniert, wo mit ihr auch die anwendungsorientierte Forschung und Wissenschaft in direkter Verbindung steht. Ein dritter Aspekt ist die regionale Verankerung, der gute Kontakt zum Mittelstand und die Bereitschaft sowie Fähigkeit, mit den mittelständischen Unternehmen Forschung und Entwicklung zu betreiben. Das ist ein wichtiges Ausgangsmerkmal. Mit der Neigung zu Durchlässigkeit, Diversität, Bildungsaufstieg erfüllt das für mich den Begriff des Stehens auf Augenhöhe. An den HAWs gibt es kein großes Problem, sich auf einer Augenhöhe mit anderen Akteursgruppen in Verbindung zu setzen. Das bezieht sich auf diverse Studierendenschaften in gleicher Weise wie auf Akteure und Akteurinnen in Wirtschaft und Gesellschaft, mit denen unsere Professoren und Professorinnen sehr gern zusammenarbeiten. Und das bedeutet resümierend: Historisch betrachtet sind HAWs als Orte der Verwissenschaftlichung beruflicher Qualifikationswege entstanden. Sie scheinen bis heute für diese Aufgabe, auch im Sinne der Schaffung neuer Qualifizierungswege, prädestiniert zu sein. Solche neuen Disziplinen entstehen nicht nur im Rahmen der Akademisierung tradierter Berufsfelder, so wie jetzt beispielsweise in den Gesundheitsberufen, sondern

auch an den Schnittstellen tradierter akademischer Disziplinen, da kann ich Beispiele nennen.

Weidenfeld Frau Professor Pellert, nachdem wir uns den ganzen Vormittag im Wesentlichen im universitären Raum bewegt haben, sind Sie als Rektorin der Fernuniversität Hagen Vertreterin einer Hochschule, die schon immer anderes gelehrt hat. Bitte beleuchten Sie unser Thema „Diversifizierung, Individualisierung" aus der Perspektive einer Hochschule, die Digitalität noch viel stärker in ihrer Identität trägt als viele andere.

Pellert In der Tat, die Fernuniversität ist vierzig Jahre alt und verfügt hinsichtlich der Studierendenschaft über die bunteste und diverseste. Wenn man wissen will, was Studierende im 21. Jahrhundert in all ihrer Unterschiedlichkeit sind, muss man zu einer Alumni-Feier der Fernuniversität gehen. Erstens: 80.000 Studierende, das sind sehr viele Menschen, was für uns – und wir wachsen weiter – immer auch ein Indikator ist, dass es für viele wichtig ist, ein Studium zu unterschiedlichen Zeitpunkten des Lebens aufnehmen zu können, an ganz unterschiedlichen Punkten der individuellen Biografie. Das ist lebenslanges Lernen gelebt. Ich treffe unter den Studierenden viele, die genau das tun. Das ist äußerst spannend, und ich glaube, das ist es, was studieren heutzutage bedeutet. Die Fernuniversität hat sich schon vor vierzig Jahren die Frage stellen müssen, die sich viele heute im Zuge der Digitalisierung stellen: Wie erreiche ich Studierende, die nicht vor Ort sind? Sie war also gezwungen, ein Studienmodell zu entwickeln, das zeit- und ortsunabhängig ist. Ich bin heute auch Vorsitzende der Digitalen Hochschule NRW. Im Verbund mit 42 Hochschulen NRWs haben wir uns eine Plattform geschaffen, um zu überlegen: Was heißt dieses große Thema „Digitalität" für die Hochschulen? Je länger ich mich damit beschäftige, desto deutlicher wird, dass man diese Frage gleich am Anfang stellen muss. Meine Antwort lautet „blended", also eine Mischung der verschiedenen Lernformate. Das fördert die Qualität der Lehre am meisten, weil uns die neuen technologischen Möglichkeiten zwingen, genau zu überlegen: Was kann ich in welchem Format transportieren? Ob ich das dann transportiere, mithilfe eines Studienbriefs, einer CD-ROM, eines Videos oder mit sozialen Medien, das ist nachgelagert. Die Medien haben sich im Laufe der Zeit geändert, bieten neue Möglichkeiten. Heute gibt es über soziale Medien ganz andere Kollaborationsmöglichkeiten als früher mit Videokassette oder CD-ROM. Aber die Frage ist die gleiche. Sie ist spannend und birgt die Möglichkeit einer Qualitätsverbesserung der Lehre, weil überlegt werden muss: Welcher Inhalt in welchem Format?

Wir neigen zu dieser Dichotomie „Präsenz versus Fern“ und: Ich will eine Präsenzuniversität bleiben, weil es doch auch um Kollaboration und Soziales geht. Das ist zu kurz gesprungen. Man kann sich in der Präsenz treffen und da passiert gar nichts. Wir haben viele Absolventen von Präsenzuniversitäten, die zu uns kommen und ganz erstaunt sind, wie gut sie betreut werden, weil wir darüber nachdenken müssen: Wie betreuen und beraten wir sie? Der Campus der Präsenzuniversität bedeutet einfach, dass es den Campus gibt, er ist ein Kommunikationsraum, also betreut euch bitte untereinander. Das passiert auch, ist wichtig und wird immer ein sehr wesentliches Element bleiben, aber ich glaube, dieses Gezwungenwerden, noch einmal didaktisch genauer hinzusehen, ist förderlich. Das alles sind Fragen, die sich Hochschulen nicht gern stellen. In der Beschäftigung mit den neuen technologischen Möglichkeiten ist es mir ein großes Anliegen, zuerst die Frage zu stellen, die äußerst altmodisch und jahrhundertealt ist: Wie funktioniert eigentlich gutes Lernen? Wenn wir uns mit dieser Frage nicht beschäftigen und untereinander klären, was wir eigentlich unter gutem Lernen verstehen, dann habe ich die Sorge, dass wir veraltete Lernmodelle jetzt auch noch in technologischen Beton gießen. Das braucht kein Mensch. Der Nürnberger Trichter angewendet auf Lernplattformen ist kein Gewinn für diese Welt. Daher wäre das Erste, was mich bei dem Thema beschäftigt: Wie treiben wir das weiter, auch in unserer Forschung? Weil das für uns eine ganz zentrale Frage ist. Uns als sehr große Universität beschäftigt etwas, was bereits im vorherigen Podium angeklungen ist: Wie kann ich bei großen Kohorten individuell betreuen? Wir assoziieren mit kleinen Gruppen Persönliches, Vertrautes. Das können wir mit 80.000 Studierenden in Hagen nicht leisten. Und da geraten natürlich die neuen medialen Möglichkeiten, zumindest unterstützend, in den Blick. Also uns interessiert: Wie kann ich bei großen Kohorten individualisieren, personalisieren? Wie bekomme ich dieses Persönliche in einem entsprechenden Mix hin? Wir wissen alle, wenn Sie die Ergebnisse der Lernforschung der letzten Jahre, egal in welchem Kontext, ernst nehmen: Gutes Lernen, gute Kompetenzentwicklung ist personalisiert. Wie in der Medizin, wo die Erkenntnis wächst, je stärker wir personalisieren. Da ist es natürlich auch so in der Bildung, beim Lernen. Kann ich wirklich auf die individuellen Bedürfnisse eingehen? Kann ich jemanden dort abholen, wo er ist? Und daher würde dieser Mix mit unterstützender Technik Zeit und Kapazitäten freischaufeln. In der Präsenz leistet man dann nur noch das, was man tatsächlich nur in der Präsenz tun kann.

Weidenfeld Sie wären keine erfolgreiche Universität, wenn Sie nicht schon eine Antwort auf diese Frage hätten.

Pellert Ich sage, die Antwort liegt in einem ausdifferenzierten Lernsystem. Der nächste Punkt ist etwas, was alle betrifft, nämlich die Frage: Wie lehren wir transparenter? Man kann einen Studienbrief nachlesen, ein Video ansehen und alle können darüber sprechen, wie Kollege Herzig lehrt. Das konnte man früher nicht so leicht. Jetzt wird es transparenter. Das kann man jetzt angenehm oder unangenehm finden, aber es zwingt uns jedenfalls, uns mit der Frage zu beschäftigen: Was sind eigentlich die Rollen in der Lehre? Wie wird sie unterstützt? Und da kann ich aus Hagener Erfahrung sagen: Die Rollen werden differenzierter, vielfältiger. Ich brauche die Menschen, die gute Materialien erstellen können, die E-Tutoren sind und eine virtuelle Umgebung moderieren können. Ich brauche den, der wunderbare Videos machen kann. Alles wird vielfältiger, transparenter. Ich glaube, wie in anderen Bereichen unserer Gesellschaft entstehen durch Digitalisierung neue interessante Profile. Ich erlebe dahingehend den Hochschulbereich noch als etwas zurückhaltend. Noch versuchen wir, mit der Figur des wissenschaftlichen Mitarbeiters, der wissenschaftlichen Mitarbeiterin alles zu erschlagen, was auf moderne Multiversität zukommt.

Weidenfeld Das werden wir gleich vertiefen. Wenn wir uns der These anschließen, dass Lernen und Spitzenlernen im Interdisziplinären zu Hause sind, dass Spitzenleistungen möglicherweise gar nicht mehr nur an Hochschulen, Universitäten und Fernuniversitäten stattfinden, sondern möglicherweise dazwischen, dann schließen wir uns vielleicht, Frau Schraudner, Ihrer These an, dass die Unternehmen in der künftigen Hochschullandschaft eine andere und auch eine wichtigere Rolle spielen müssen als bisher.

Schraudner Danke für die Steilvorlage, Frau Weidenfeld. Ja, ich bin ein wenig verblüfft: Digitalisierung bedeutet für die Unternehmenswelt Veränderung und Beschleunigung, und deshalb, Herr Nasko hatte das heute Morgen eingefordert, schon jetzt viel mehr. Digitalisierung bedeutet nicht nur, die Daten digital zu erfassen und die Rechner zu vernetzen, sondern die Auswertung der Daten. Mehrwert entsteht dann, wenn Daten erfasst werden, um zu erkennen, was passiert, und um zu hinterfragen, warum etwas passiert ist. Im nächsten Schritt werden die spannenden neuen Möglichkeiten erkennbar: Was wird in Zukunft geschehen? Bis hin zur Frage: Wie kann darauf autonom reagiert werden? Wie kann überhaupt reagiert werden? Das sind die Fragen, die im Moment viele Unternehmen und Branchen massiv beeinflussen.

Wilfried Porth von Daimler hat das für sein Unternehmen beschrieben: Autos werden zu fahrenden Sensoren. Es gibt eine Flut an Daten, die dann genau diese Fragen aufwerfen. Jeder Werkzeugmaschinenbauer hat das gleiche Problem, jeder Materialproduzent diese Frage: Was passiert eigentlich? Wie organisiert sich eine Technosphäre von Cyber-Physical Systems, die bereits in der Entstehung ist? Das sind spannende Forschungsfragen, die in ein weiteres Forschungsfeld münden, das mich sehr berührt. Die Gesellschaft für Informatik hat gerade eine Ethikausbildung für Informatikstudierende eingefordert. Das beschreibt klar und deutlich, wie groß die Nachfrage in diesem aktuellen Entwicklungsprozess nach einem interdisziplinären Austausch ist. Ein Umgang mit solchen Datenmengen ist momentan an keiner Universität zu leisten. Ich glaube, da muss es einen ganz anderen Austausch geben, eine ganz andere Öffnung der universitären Forschung, aber auch der universitären Lehre hin zu den Unternehmen und zurück.

Weidenfeld Herr Thönnissen, wie reagiert eine Hochschulbehörde auf den Ruf nach Öffnung und Flexibilität?

Thönnissen Meine Damen und Herren, das Thema Diversity beziehungsweise Diversität oder Diversifizierung ist ein sehr weites Feld. Also Jurist neige ich immer etwas zum Definieren. Man kann darunter die Diversifizierung von Lehrangeboten und Hochschulen verstehen, aber auch die unterschiedlichen Eingangsvoraussetzungen von Studierenden. Beides hängt aber zusammen. Und in dem weiten Feld will ich jetzt nur ein paar Punkte ansprechen, die Bezug nehmen auf das, was meine Vorredner genannt hatten, womit sich auch das Ministerium befasst. Grundsätzlich kann man sagen, dass es natürlich eine Aufgabe der Hochschule ist, Kompetenzprofile der Studierenden in der Organisation zu berücksichtigen und individuelle Bildungsbiografien zu ermöglichen. Diese Aufgabe wird zukünftig weiterhin an Bedeutung gewinnen, das haben wir, glaube ich, einvernehmlich festgestellt. Diversität ist dabei erst einmal ein durchaus positiv besetzter Begriff, Internationalität, Austausch, Bereicherung. Also insofern ist sie gut. Aber es gibt eine Heterogenität bei den Studierenden, das wurde heute schon mehrfach angesprochen, nämlich der individuelle Bezugspunkt hinsichtlich fehlenden Vorwissens, mangelnder Selbstständigkeit, geringer Motivation, Kritikfähigkeit, schwachen Engagements. Diese Aspekte sind es aber, die die Lehrenden vor Herausforderungen stellen, konkret in der Studienorganisation, bei der Rekrutierung, bei der Auswahl und Beratung von Studierenden und bei der Fortbildung der Lehrenden und der Qualitätsentwicklung – auch das hatten wir schon angesprochen.

Unser Ziel ist es, Studierenden mit unterschiedlichen Voraussetzungen einen erfolgreichen Studienabschluss zu ermöglichen und damit einem vorzeitigen Studienabbruch oder Studienwechsel vorzubeugen. Das aber alles unter der Prämisse, dass eine gewisse Homogenität, Gemeinsamkeit in Bezug auf bestimmte Kernkompetenzen weiterhin beachtet wird, ebenso wie Fachwissenschaft, die Vorbereitung auf den Arbeitsmarkt und die Persönlichkeitsbildung. In einer sich schnell verändernden Welt mit zunehmend andersartigen Bedingungen, Interessen, sozialen oder kulturellen Hintergründen der Gesellschaft sind vielfältige Angebote hinsichtlich der Studienstrukturen, der Lernformate und der Unterstützungsleistung gefragt und da sind wir wieder an dem Punkt, über den eben schon gesprochen wurde. Solche Maßnahmen setzen bei Informations- und Beratungsleistungen an und selbstverständlich bei den Studienangeboten selbst. Wenn man in der zeitlichen Abfolge vorgeht, dann hat das Ministerium schon Maßnahmen gefördert, die dann von den Hochschulen umgesetzt wurden, natürlich bei der Ansprache von beruflich Qualifizierten oder auch bei der Ansprache nicht traditioneller Gruppen von Studieninteressierten. Das Thema „Talent Scouting" ist in Nordrhein-Westfalen bekannt und wird recht erfolgreich verfolgt. Außerdem können in der Studieneingangsphase solche Gruppen durch geeignete Maßnahmen wie Tutoring oder Mentoring unterstützt werden. Das betreibt man speziell in Nordrhein-Westfalen. Die ersten Ansätze einer Open University, was die Fernuniversität Hagen macht, mit flexiblen Medien, netzbasierten Blended-Learning-Systemen, ist das, was wir im Grunde fördern wollen. In den ersten Runden wurde stark das Thema Digitalisierung angesprochen. Das spielt nicht nur bei der Fernuniversität Hagen, sondern selbstverständlich bei allen anderen Hochschulen eine wesentliche Rolle. Der digitale Wandel eröffnet Hochschulen neue Potenziale zur Weiterentwicklung ihrer Profile, Strukturen und Angebote und dabei ganz besonders zum hochschulischen Lehren und Lernen. Hochschulen brauchen dafür eine übergeordnete Strategie für das digitale Zeitalter und zeitgemäße Lehr- und Lernangebote sowie bedarfsgerechte Studienstrukturen. Digital gestützte Lehre kann den Lehrenden neue Freiräume schaffen. Sie können das für eine intensivere Betreuung der Studierenden nutzen, die Mobilität erhöhen und neue Zielgruppen erreichen. Einen einheitlichen Weg, um diesem digitalen Wandel zu begegnen, gibt es aber nicht. Das wird bei den Hochschulen ganz unterschiedlich gehandhabt werden können und müssen. Unsere autonomen Hochschulen in Nordrhein-Westfalen haben natürlich alle Möglichkeiten, dies zu tun. Da muss ich mich leider

wiederholen, weil das Frau Pellert schon vorweggenommen hatte. Um diesen ganzen Prozess der Digitalisierung zu unterstützen, haben wir vor ungefähr zwei Jahren die Digitale Hochschule NRW gegründet. Das ist keine Hochschule im engeren Sinne, sondern ein Zusammenschluss aller nordrhein-westfälischen Hochschulen, sogar einschließlich der Kunst- und Musikhochschulen, der dazu dienen soll, die Mittel, die das Land Nordrhein-Westfalen zur Verfügung stellt, für den Bereich der Digitalisierung in einem mit den Hochschulen abgestimmten Prozess unter die Hochschulen zu bringen und dabei insbesondere darauf zu achten, dass das, was die Digitalisierung ermöglicht, dass nämlich Hochschulen in Gruppen oder alle zusammen Ziele in der Digitalisierung in Angriff nehmen können, auch wirklich durchgeführt wird und nicht, wie bislang, jede Hochschule einzeln überlegt: Wie baue ich meinen Mailserver? Wie mein Cloud-Netzwerk? Ziel ist, dass unsere Hochschulen ihre Kräfte bündeln, um solche Probleme gemeinsam anzugehen. Das nur kurz zur Erläuterung der Digitalen Hochschule.

Weidenfeld Sie beziehen sich auf das Doing: Wie realisiert man die Digitalisierung in der Hochschule? Sind die Hochschulen da schon auf einem guten Weg, Frau Schraudner?

Schraudner Es gibt ja in den Ingenieurwissenschaften eine lange Tradition, dass Menschen aus Unternehmen wieder an die Universitäten und Hochschulen gegangen sind, um dort zu lehren und zu forschen. Dieser Wechsel stand in den letzten Jahren mehrfach wegen der Rating- und Peer-Systeme und des Publikationsdrucks in der Diskussion. Momentan nimmt dieser Transfer an die Universitäten ab. Das wird sich wandeln müssen, allein deswegen, weil genau diese „Daten- und damit Forschungsgrundlagen" an den Universitäten im Moment gar nicht in dem Maße zur Verfügung stehen.

Weidenfeld Was meinen Sie damit?

Schraudner Das bedeutet: Es wird verstärkt den Weg geben müssen, aus Unternehmen an die Universitäten zurückzukehren, weil die Personen dann mit aktuellen Forschungsfragen zurückkommen und entsprechend forschen und ausbilden können. Da sind die Ingenieurwissenschaften bestimmt ein Sonderfall, aber ich glaube, dass gerade die Digitalisierungsthemen, die ich eingangs beschrieb, neue Modelle und Theorien und in hohem Maß interdisziplinäres Arbeiten einfordern. Und das wäre auch für die Lehre etwas hochgradig Spannendes, denn das bedeutet, dass von zwei Fachdisziplinen aus im gemeinsamen engen Austausch in Co-Working und Co-Creation Gedanken entwickelt werden. Dabei lernen die Studierenden gleichzeitig das, was sie später zwingend brauchen,

nämlich aus unterschiedlichen Fachdisziplinen Wissen zusammenzuführen, um Verantwortung im Unternehmen, für die Produkte und für die Gesellschaft zu übernehmen.

Weidenfeld Herr Herzig, sind die Hochschulen schon so weit?

Herzig Ich kann gut anknüpfen. Wir stehen vor einer doch erheblichen Bundesförderung für die Fachhochschulen im Bereich des professoralen Personals, insofern habe ich in den letzten Monaten viele Gespräche mit Unternehmensvertretungen führen dürfen, um neue Wege vorzubereiten. Es ist so, wie Sie sagen, und das ist in meiner Sicht ein echter, massiver Wettbewerbsnachteil in Deutschland. Verglichen mit dem, was ich aus meiner eigenen Geschichte kenne und aus anderen Ländern weiß, ist die Durchlässigkeit zwischen akademischen und nichtakademischen Bereichen in verschiedenen Sektoren, nicht nur in der Ingenieurswissenschaft, sondern auch in der Chemie, Pharmazie, gleich, wohin Sie blicken, gegenüber unseren Nachbarn und unserer Tradition massiv zurückgegangen. Das kann nicht mehr funktionieren. Wir können nicht allen Ernstes glauben, dass jemand, der fünf Jahre in der Praxis war, 25 Jahre lang dieses Praxiswissen an einer Fachhochschule vor sich herträgt, das funktioniert nirgendwo. Insofern ist das Durchlässigkeitsthema eines der wichtigsten Themen überhaupt – nicht nur für vernünftige Karrierewegentwicklungen an Fachhochschulen, sondern auch an Universitäten. Wir müssen da klarer werden und auch „Kleinigkeiten" wie das massive Gehaltsgefälle zwischen den Sektoren in den Blick nehmen.

Weidenfeld Ich nehme an, Sie plädieren dafür, dass man das Gehaltsgefälle nach oben korrigiert?

Herzig Ich bin froh, dass viele jüngere Menschen als Professorinnen und Professoren an unsere Hochschule kommen, weil sie einen massiven Gehaltsverlust gegenüber den wunderbaren Arbeitsmöglichkeiten an der Fachhochschule in die Waagschale legen.

Weidenfeld Und der Freiheit, die man hat.

Herzig Ja, die Autonomie.

Weidenfeld Bevor wir das vertiefen, würde ich gern Frau Pellert die Frage stellen, die Herr Thönnissen eben adressiert hat: Wir müssen dafür sorgen, dass die Menschen zu Abschlüssen gelangen und dass es weniger Studienabbrecher gibt. Die meisten Studienabbrecher gehen aber nicht ab, weil sie am Studium verzweifelt sind und dann auf der Straße stehen. Die meisten gehen, weil sie ein Jobangebot bekommen, das sie wahrnehmen wollen. Könnte man nicht tatsächlich sagen: Es genügt fürs Erste, wenn jemand drei, vier, fünf Scheine gemacht hat?

Vielleicht kommen sie mit vierzig zurück, machen noch einen Schein und werden vielleicht erst mit sechzig akademisch?

Pellert Ja, natürlich. Das ist lebenslanges Lernen. Ich sehe den Bildungsprozess über die Lebensspanne hinweg. Wenn es klappt, dann nehme ich Bildungsprozesse auf, mache wieder etwas anderes, komme zurück, mache wieder etwas anderes.

Weidenfeld Aber warum praktizieren wir dann diese Fallbeil-Politik?

Pellert Die Systeme können das noch nicht gut abbilden. Wir sind in einem Probelauf, auch mit dem Ministerium. Die Regularien bilden das nicht ab. Sie kennen den Absolventen, die Absolventin, Bachelor, Master und das war es. Und jeder andere ist ein Drop-out und ein trauriges Schicksal. Wir wissen jetzt, dass es an der Fernuniversität viele gibt, die das Wissen erworben haben, was sie brauchen, und nicht zum ganzen Abschluss gelangen. Das in den Rahmenbedingungen abzubilden, gehört dazu, ähnlich wie die Frage, die wir vormittags schon stellten: Wie verstehen wir Lehrverpflichtung? Die Strukturen sind noch nicht wirklich an das Erforderliche angepasst, und das ist eines der Probleme. Auch die Durchlässigkeit, die sich wie ein roter Faden durch unsere Diskussion zieht, ist die Antwort für die individuellen Biografien. Wir leisten uns im deutschsprachigen Raum zu viele versäulte Systeme, die einander sehr argwöhnisch beäugen und voneinander abschotten, entgegen allem, was wir gesellschaftlich immer dringender brauchen. Ob Sie sich das innerhalb des Hochschulsystems anschauen, ob Sie, was wir vormittags diskutierten, zwischen praktischer und mehr theoretischer Ausbildung stehen – wir neigen dazu, uns das noch mit Unter- und Überbewertung, hier praktisches Wissen, dort das weniger „verunreinigte“ theoretische – zu betrachten. Wir brauchen genau das Gegenteil: die Durchlässigkeit auf Augenhöhe. Dann wird es für die Individuen, aber auch für die Gesellschaft interessant. Mein Lieblingsspruch aus der Hochschulforschung ist immer: Societies have problems, Universities have Departments.

Thönnissen Wenn ich das ergänzen darf: Frau Pellert hat völlig recht, der Studienabbrecher ist ja statistisch entstanden als derjenige, der an einer Hochschule das Studium beendet und dann in die Statistik als Studienabbrecher gerät. Das stimmt aber so nicht, weil er unter Umständen beziehungsweise in sehr vielen Fällen an einer anderen Hochschule weiterstudiert. Von daher ist der Begriff eigentlich unsinnig. Was jetzt neu genutzt wird und künftig ermöglichen soll, die Sache besser in den Griff zu bekommen und besser beurteilen zu können, ist eine sogenannte Studienverlaufsstatistik. Das heißt, man wird versuchen, den Verlauf

des einzelnen Studiums nachzuvollziehen, und kann dann besser feststellen: Wie groß ist das Problem tatsächlich?

Weidenfeld Gibt es überhaupt ein Problem?

Thönnissen Es gibt sicherlich ein Problem. Meines Erachtens sind zwei Punkte zu beachten. Das eine ist – auch das besprachen wir heute Morgen schon in einem etwas anderen Zusammenhang – die Wertschätzung. So falsch es ist zu sagen, dass ein Akademiker mehr wert ist als ein Facharbeiter, genauso falsch ist es zu sagen, dass ein Abbrecher damit einen bösen Knick im Lebenslauf hat; das ist Unsinn. Da probierte einer mal zwei oder vier Semester lang etwas aus, stellte fest, aus guten Gründen vielleicht, „Nein, das war nicht das Richtige", und hat dann gewechselt. Aber einen ein- oder zweimaligen Studienwechsel als etwas Negatives zu werten, halte ich für unsinnig, davon müssen wir weg. Das ist ganz wichtig. Das andere ist: Wie kommt das zustande? Auch das wurde heute Morgen schon einmal angesprochen. Die vielen Studiengänge – Christian von Coelln nannte Beispiele dafür, was es alles gibt –, bringen natürlich Studienanfänger heute zur Verzweiflung. Sie müssen sich durch das DoSV-Bewerbungsportal schlagen, im „Bewerbungsportal für das Dialogorientierte Serviceverfahren" unter 5.000 bis 10.000 Studiengängen auswählen; sie haben vielleicht bestimmte Interessen, aber dann bleiben immer noch 1.000 Optionen übrig, von denen sie sich für eine entscheiden müssen. Dass sie da in Verwirrung geraten und das nicht von Anfang an funktioniert, kann man den jungen Leuten nicht anlasten. Dieses Problem müssen wir alle zusammen angehen, auch die Hochschulen, um diesen Wildwuchs an Studiengängen mit obskuren Bezeichnungen zu beenden, sich wieder mehr auf das Wesentliche zu konzentrieren und Studiengänge anbieten zu können, bei denen die Anfänger nicht mehr solche Entscheidungsprobleme wie jetzt haben.

Schraudner Das Ganze bezieht sich jetzt gerade auf das Studium. Mich würde aber der Punkt der Weiterbildung massiv interessieren. Das muss dann gar kein volles Studium sein und nicht unbedingt mit einem großen Zertifikat enden. Wenn gesichert ist, dass in einem Kurs das Wissen punktuell erweitert, Fragen beantwortet beziehungsweise sehr spezifisch weiterbildet wird, ist das sehr hilfreich. Das können Massive Open Online Courses, MOOCs, sein, das kann aber auch eine Präsenzveranstaltung in einem interdisziplinären Kontext sein. Vielleicht braucht man dafür wirklich – nennen Sie es Reallabore oder wie auch immer – Räume, in denen so etwas in unterschiedlichen Zusammenhängen getestet werden kann. Mir ist in dem Feld noch kein großes Beispiel bekannt. Hier könnte mehr ausgetestet werden. Und ich bin mir sehr

sicher, dass man über acatech sofort Firmen findet, die großes Interesse an neuen Weiterbildungsformaten hätten.

Weidenfeld Bevor wir jetzt zu inklusiv werden und sagen, alles geht, ein kleiner Schein ist auch ein schöner Schein, und wenn du den erst mit vierzig machst, ist das auch ganz toll, würde ich gern wissen: Welche Rolle spielt Standardisierung in einem solchen System? Was müssen wir von unseren künftigen Akademikern erwarten dürfen?

Herzig Ich muss an meinen Leitspruch während meines klinischen Studiums denken. Das ist viele Jahre her, aber ich habe damals immer geschmunzelt und gedacht: Der Schein trügt, der, den man da erworben hat.

Weidenfeld Sie machen uns sehr zuversichtlich, was die Qualität der Hochschulmedizin angeht.

Herzig Also ein Stück weit markiert dieser Sinnspruch ein Problem, das „Bologna" bisher noch nicht gelöst hat, obwohl es klar angetreten war, es zu lösen. Wir haben auf europäischer Ebene eine erheblich verbesserte Transparenz und Qualitätssicherung, es gibt Verständigung und Austausch mit- und untereinander. Das gilt für die Studienabschlüsse und die Curricula als Ganzes. Wir sind da sehr weit gekommen. Ein Bachelor ist ein Bachelor, ein Master ist ein Master und so weiter. Was „Bologna" aber eigentlich hätte erzielen wollen und vielleicht auch kann, ist eine verbesserte Standardisierung und damit Vergleichbarkeit, Anerkennbarkeit, Mobilität, Flexibilität auf Ebene der einzelnen Module, auf denen eigentlich Kompetenzerwerb abgreifbar sein müsste. Da müssen wir uns als Hochschulen an unsere eigene Nase fassen. Wir sind noch nicht wirklich flächendeckend imstande, Bildung vom Ende her zu denken, dies mit diesem Modulabschluss zu bescheinigen und in einer Art und Weise validiert, dass er unschwer an jedem anderem Ort der Welt verstanden wird: Sechs ECTS sind sechs ECTS – egal wo und wie erworben. Hätten wir das, dann fiele es uns sehr viel leichter zu internationalisieren, auch Digitalisierungsangebote und Transferierungsangebote zu schaffen. Dann hätten wir den Übergang zu einer wirklich besseren Rolle in der Weiterbildung erlangt.

Weidenfeld Können Sie nicht oder wollen Sie nicht? Es ist doch eine riskante Angelegenheit, wenn man einem Studierenden, den man eigentlich exklusiv hat und bis zum Abschluss ausbilden kann, alle Türen öffnet und sagt: Dann absolviere deinen Grundkurs X und das Oberseminar Y dort und wenn du mit dem Schein von da kommst, sind wir auch erfreut.

Herzig Es hat etwas mit Wollen, aber auch etwas mit Können zu tun. Nach meiner Erfahrung ist das Erstellen einer tatsächlich validen und

kompetenzabbildenden Prüfung ein irrsinniger Arbeitsaufwand. Den können die Hochschulen nach den jetzigen Regularien nicht gut leisten.

Weidenfeld Frau Schraudner, dann Frau Pellert und danach freue ich mich, Sie alle zur Diskussion einzuladen. Sie beginnen bitte, Herr Jonas Günther.

Schraudner Was für ein Schein, was für ein Abschluss? Wenn man sich vor Augen führt, dass ein Automobilhersteller 1.600 Menschen in agilen Prozessen im Bereich autonomes Fahren in Arbeit hat – agiles Arbeiten bedeutet, in Zwei-Wochen-Sprints und in der Gruppe zu arbeiten –, dann wird sich in der Gruppe sehr schnell herausstellen, wer was kann. Dafür sind keine großen Scheine nötig, das klärt sich ganz allein durch die Gruppendynamik. Für sechzig Personen gibt es eine Leitungsperson, die disziplinarisch verantwortlich ist, aber keine fachliche, inhaltliche Kompetenz hat.

Weidenfeld Wer vergibt am Ende das Diplom und wer von den sechzig bekommt es?

Schraudner Andersherum. Die Arbeitnehmer sagen: Ich hätte gern noch eine Weiterbildung in diesem oder in jenem Thema. Die Zertifizierung ist wichtig für die Anerkennung durch die Arbeitgeber. Und hier sind die Universitäten gefordert, da sie die Zertifizierungskompetenz haben.

Pellert Kompetenzorientierung ist eine ganz schwierige Übung, aber gleichzeitig das, was wir brauchen, um diese Durchlässigkeit zu ermöglichen. In der Standardisierung denken wir sehr oft inputorientiert. Wir wollen schon im Vorfeld, so sind wir das gewöhnt, festlegen, was da alles hineingehört. Das führt zu völlig überfüllten Curricula. Ich muss das entschlacken und sagen: Welches Ergebnis wollen wir erreichen? Vom Ende her denken. Und dann muss ich die Wege dahin öffnen und damit tun wir uns schwer. Und das ist deswegen schwierig, weil ich Kompetenzen auf unterschiedlichen Wegen erwerben kann. Wenn wir uns damit leichter täten, wäre auch dem Durchlässigkeitsproblem gedient, weil ich dann sage, dass ich meinen Beruf im Laufe meines Lebens wechsle, aber ich möchte bitte, dass Ihr die Kompetenzen, die ich mitbringe, wertschätzt und mir nicht das Stoppschild aufstellt: Jetzt noch mal ganz von vorn. So praktizieren wir das aber über inputorientierte, formale Abschlüsse sehr stark. Und das braucht weder die Gesellschaft noch das Individuum.

Weidenfeld Herr Günther, Sie sind vom AStA und wir freuen uns, dass Sie die studentische Sicht in unsere Diskussion bringen.

Günther Ich studiere Medizin, bin aktiv im AStA und würde gern einen weiteren Aspekt in die Diskussion einbringen, und zwar den der Prüfungen. Ich kenne Prüfungen aus zwei Perspektiven, einmal als Teil

der Zertifizierung, denn in der Medizin ist es wichtig, dass, wenn Arzt draufsteht, tatsächlich Arzt drin ist. Aber ich kenne Prüfungen inzwischen auch als Assessment Driven Learning, also als Lehrinstrument. Mich interessiert Ihre Meinung dazu, wie das zusammengeht. Denn wenn ich Prüfungen als Lehrinstrument benutze, gehe ich von den Lernenden aus, von den Adressatinnen und Adressaten und dem, was diese jetzt leisten, gebe dann eine individualisierte Lehre, prüfe diese ab und gebe ein Feedback. Dann prüfe ich aber nicht, um auszusieben, nicht, um zu sagen: So, jetzt ein Versuch und ein zweiter und danach auf Wiedersehen. Gleichzeitig müssen Universitäten den Zertifizierungsanspruch erfüllen, das heißt, an irgendeiner Stelle muss so geprüft werden, dass man nicht unbedingt von der Frage ausgeht: Was können die Studierenden schon? Sondern stattdessen: Was ist das Absolventenprofil? Was sind die benötigten Lern- und Prüfziele?

Weidenfeld Ihnen wäre daran gelegen, dass man beides stärker unterscheidet und bewusster im Lernprozess einsetzt?

Günther Ich habe den Eindruck, dass man jede Prüfung vom Zertifizierungsaspekt her denkt, dass man sagt: Ich kann jetzt nicht prüfen, ohne die Leute danach hinauszuwerfen, wenn sie nicht bestehen.

Weidenfeld Frau Schraudner.

Schraudner Das ist der große Vorteil der MOOCs von Sebastian Thrun, der aus Deutschland zu Google ging und jetzt Professor an der Online-Akademie Udacity ist. Seine Idee bei der Einrichtung dieser MOOCs war, weltweit die Besten zu Google zu holen. In diesen MOOCs gibt es für ein Set bestandener Fragen ein Zertifikat. Die besonders hervorragenden Absolvierenden bekommen zudem das Angebot, nach Stanford zu kommen. Etwas Ähnliches hat die Bertelsmann-Stiftung gestartet. Für die besten Absolventen eines MOOCs übernimmt die Stiftung die Kosten der weiterführenden MOOCs.

Weidenfeld Frau Pellert und Herr Herzig, bitte.

Pellert Für mich haben Sie den neuralgischen Punkt jeden Lehr-Lerngeschehens getroffen. Wir denken ungern über das Prüfen nach, aber leider müssen wir das. Und das hat zwei Komponenten. Zunächst die Begleitung im Sinne einer Feedbackfunktion, das ist gerade dann wichtig, wenn das Lernen über die Lebensspanne läuft. Und dann gibt es die Bewertung. Es gibt viele Systeme, bei denen die Funktionen getrennt werden. Das finde ich ganz günstig, zum Beispiel bei Promotionen. Aber ich glaube, wir müssen einfach – das wäre vom Ende her gedacht – noch viel stärker den Scheinwerfer auf das Prüfungsgeschehen richten, weil dadurch natürlich nicht nur der Studierende getrieben wird, sondern der

Gesamtprozess. Und wenn man das outcome- oder kompetenzorientiert betrachtet, bekommen Sie natürlich Qualität und können die Wege wieder freigeben.

Weidenfeld Herr Herzig, wie groß ist die Versuchung, sich mit Prüfungen der Dreierkandidaten zu entledigen?

Herzig Was ich jedenfalls im deutschen Hochschulsystem immer wieder bemerke, ist ein Reflex, der durch den Begriff ausgelöst wird, der dann stets im Hirn andockt, nämlich dem der Prüfung, wenn von Dingen, die wir als formatives oder summatives Assessment bezeichnen können oder auch als formative Evaluation, die Rede ist. Dann wird immer in dem Sinne gedacht: Das ist jetzt eine abschlusszertifizierende, summative Bewertung, wo es um ein Ja und Nein, um Schwarz und Weiß geht. Wir haben in Deutschland, so nehme ich das wahr, jedenfalls keine Kultur des formativen, des lernbegleitenden Bewertens – „wenn es kein Bewerten ist, ist es auch inhaltsleer" –, das aber nicht gleich sozusagen summative oder normative Effekte hat. Das brauchen wir aber zwingend, um bestimmte komplexe Lernwege angemessen zu begleiten. Wir brauchen ein ausgefächertes Verständnis von Bewertung von Studierenden in ihren Lernwegen, Lernprozessen, das diesen abschließenden summativen Teil bewusst als einen Teil eines ganzen Spektrums versteht. Das kostet richtig viel Arbeit und sehr viel Zeit, die wir hoffentlich durch Digitalisierung gewinnen.

Weidenfeld Herr Freimuth sagte heute Morgen: Wir brauchen mehr Ressourcen. Überall in der Welt werden durch Digitalisierung Ressourcen gespart, nur im Hochschulbereich nicht.

Herzig Aber wenn Herr Handke mit seinen Studierenden diskutiert, nachdem sie die Videos im Flipped Classroom gesehen haben, dann ist das für mich schon im Ansatz und im Kern formatives Assessment. Denn man spricht darüber, was für das eigene Lernen herausgekommen ist. Aber Herr Handke wird einen Teufel tun und dafür Noten vergeben, wenn eine angenehme Atmosphäre entstehen soll.

Weidenfeld Ich habe jetzt Herrn Thönnissen, dann Herrn Thomas Mayer und danach Sie, Frau Professor Busse, auf der Rednerliste.

Thönnissen Ich möchte noch etwas zur Weiterbildung sagen. Das Thema „Digitalisierung und Zeit sparen" ist etwas, was mich ständig nervt. Google, Facebook, Microsoft et cetera behaupten immer, die Digitalisierung würde Unmengen von Zeit sparen. Sie verfolgen damit bestimmte Interessen. Ehrlich gesagt, die meisten von uns können ziemlich genau nachvollziehen, dass Digitalisierung – im Moment jedenfalls –, ziemlich wenig Zeit spart, sondern meistens viel Zeit kostet.

Weidenfeld Warum?

Thönnissen Von den Hochschulen bekommen wir als Land immer gesagt: Wir müssen jetzt digitalisieren, das kostet aber Zeit und Geld. Als Land sagen wir dann natürlich auch: Das kann ja eigentlich nicht auf Dauer sein. Aber faktisch ist es in der Wirtschaft nicht viel anders. Die ersticken doch in ihrer E-Mail-Flut. Also bei dem, was unter Digitalisierung verstanden wird, gibt es viele Dinge, die vielleicht sogar mittelfristig etwas bringen können. Aber die grundsätzliche Aussage „Digitalisierung spart jetzt sofort einfach Zeit und die können wir dann benutzen, um was Sinnvolleres zu tun", würde ich nicht unterschreiben.

Weidenfeld Dazu müssen wir gleich Frau Schraudner hören, aber zuerst Thomas Mayer und dann Sie bitte.

Mayer Ich bin Praktiker im Finanzbereich und unterrichte an der Universität Witten-Herdecke, Volkswirtschaft und Finanzen. Sie hatten das Thema der Durchlässigkeit zwischen Praxis und Universität angesprochen. Für mich, der dazwischensteht, ist das ein ganz wichtiges Thema. Heute Morgen hatten wir über die Qualität der Lehre gesprochen. Ich frage mich und Sie, inwieweit die Berufungspraxis der Universitäten dazu hilft, beide Ziele – „gute Lehre" und „gute Durchlässigkeit" – zu verfehlen. Was ich als Außenstehender beobachtet habe, der jetzt sozusagen zeitweilig in den Betrieb hineinschaut, ist, dass es an den Universitäten – nicht so sehr an den Fachhochschulen –, im Grunde genommen darauf ankommt, möglichst viele Punkte in möglichst renommierten Fachzeitschriften zu sammeln, um dann berufen zu werden. Als Praktiker frage ich mich, ob dieses Auswahlverfahren sowohl der Lehre als auch der wissenschaftlichen Forschung dient. Denn als Praktiker finde ich die Dinge, die dort in diesen wissenschaftlichen Fachzeitschriften positiv bewertet werden, nicht unbedingt relevant.

Prof. Dr. ***Thomas Mayer****, Gründungsdirektor, Flossbach von Storch Research Institute, Köln*

Busse Ich habe eine Frage, die mich jetzt beschäftigte, weil Sie sehr viel von Kompetenzen und dergleichen gesprochen haben. Und ich bin ganz bei Ihnen – individualisiertes Lernen, individualisiertes Assessment. Frau Schraudner, ich spreche Sie direkt an. Ich komme von einer

Prof. Dr. ***Beatrix Busse***

Forschungsuniversität, von einer Voll-Universität, gehe an eine solche und frage Sie jetzt provokant: Wenn ich Sie richtig verstanden habe, war Ihre Aussage, dass die Universitäten zu wenig mit der Industrie kooperieren, zu wenig gemeinsam forschen. Da würde ich Ihnen vehement widersprechen. Mein Ansatz von Forschung und Wissenschaftlichkeit ist eben: Wir haben eine Forschungsfrage, weil wir neugierig weiter in unseren Bereichen forschen und mit den Studierenden Forschungsprojekte erarbeiten. Und dann werden sie inzwischen so komplex, dass wir wahrscheinlich interdisziplinäre, wenn nicht sogar transdisziplinäre Teams brauchen, um mit Professor Uwe Schneidewind hier aus Nordrhein-Westfalen zu reden. Habe ich Sie da falsch verstanden? Weil ich sonst ganz nervös werden würde. Ich glaube nicht, dass Sie das meinten, aber ich denke, dass wir auf dem Weg sind, die großen gesellschaftlichen Herausforderungen anzugehen, an die Studierenden weiterzuvermitteln und gemeinsam zu realisieren. Also sozusagen: Kooperiert erst und sucht dann die Forschungsfrage – das haben Sie nicht gemeint. Ich pointiere und spitze es ein bisschen zu.

Schraudner Ich folge ihnen ganz. Die Forschungsfrage steht für die universitäre Forschung im Vordergrund. Aber die Prozesse der Wissensgenerierung sind durch die Digitalisierung in den Unternehmen so schnell geworden, dass neue Wege der Entwicklung von akademischen Forschungsfragen möglich und notwendig werden.

Weidenfeld Dann können wir uns die Frage von Herrn Mayer genauer anschauen. Herr Handke hatte heute Morgen schon beklagt, dass Lehre und kluge Lehre an Hochschulen nicht honoriert werden. Ist es wirklich so? Herr Günther, wie verhält man sich denn als Student in einer Berufungskommission? Schaut man auf die Aufsätze, zählt und sagt: Der ist wissenschaftlich der Beste, das hilft mir, wenn ich später Wissenschaftler werde. Oder guckt man: Was macht der gut in seinen Vorlesungen und Seminaren?

Günther Berufungsverfahren sind insofern für uns besonders, weil sie sehr lange dauern. Das heißt vor allem, dass man im Prinzip in seiner hochschulpolitischen Karriere an einem ganz anderen Punkt ist, wenn

das Verfahren aufhört, als zu Beginn. Einmal angenommen, ich starte jetzt als Student in ein solches Verfahren, dann müsste ich theoretisch schon beim Ausschreibungstext, beim ersten Treffen sehr engagiert darauf hinwirken, dass Lehre wirklich ein wichtiges Thema ist, wenn ich das in dieser spezifischen Professur für richtig halte. Das ist eine große Herausforderung, der wir uns stellen, leider mit mäßigem Erfolg. Ich glaube, dass die studentische Sicht auf Berufungsverfahren so ist, dass wir letztendlich einen Input geben können. Also wir können eine Forderung stellen, gerade bei Professuren, bei denen wir den Eindruck haben, dass das eine Nachbesetzung ist und die Person, die vorher die Professur besetzte, eine hervorragende Lehre gemacht hat, und das fänden wir auch weiterhin gut, dann fordern wir das ein.

Weidenfeld Und wenn es ein Versager war?

Günther Letztendlich kann ich beim Berufungsverfahren zur Forschung meist nicht viel sagen, wenn überhaupt, nur in meinem eigenen Studienfach. Aber bei anderen Fächern kann ich zur Einschätzung der Forschung nicht viel beitragen. Besonders stark beschäftigen wir uns als Studierende aber natürlich mit der Lehre, deswegen bringen wir beim Thema der Lehre eine besondere Perspektive ein.

Weidenfeld Frau Pellert, Herr Herzig.

Pellert Das ist eine Gretchenfrage des Wissenschaftssystems. Am Berufungsverfahren wird das besonders deutlich. Man kann leider nicht in Abrede stellen, dass die Tendenz im Wissenschaftssystem im Moment eher eine sich-abschottende ist, zumindest meiner Beobachtung nach, und damit eher dem entgegensteht, was Sie sagen. Für die einzelne Wissenschaftlerin, den einzelnen Wissenschaftler ist es schwierig, über die Publikationsliste hinaus noch anderes anzuführen. Wir wissen das, wir bemühen uns, aber der Sog ist sehr stark. Es ist mittlerweile selbst für Betriebswirte eigentlich besser, sich auf einen Aufsatz zu konzentrieren, den vielleicht keiner liest, als mit einem Unternehmen zu kooperieren. Karrieretechnisch ist das Erste zu bevorzugen. Das ist in meinen Augen nicht gut für diese Welt.

Ich glaube, wir müssen jetzt nach den großen Wellen der Exzellenzinitiativen miteinander überlegen: Was brauchen und erwarten wir außerdem noch vom Wissenschaftssystem? Sonst überfordern wir. Wir sind in einem Panel, das mit „Diversifizierung" überschrieben ist; ich glaube, dass es genau darauf hinauslaufen wird. Nun, es ist ja schon so, und Herr Herzig hat es deutlich gezeigt, dass es verschiedene institutionelle Profile gibt. Es muss auch verschiedene Karrieremöglichkeiten geben. In ein einziges Wissenschaftlerleben passt nicht alles, erst recht nicht, wenn

wir dann noch gute Lehre, Digitalisierung, Durchlässigkeit, Regionalentwicklung fordern. Aber als System insgesamt müssen wir das alles bedienen, sonst sind wir von dieser Gesellschaft abgekoppelt.

Weidenfeld Müssen wir das als Defizitdebatte führen?

Pellert Nein.

Weidenfeld Herr Korber hat heute Morgen gesagt: Eigentlich sind wir gar nicht so schlecht. Reden wir also über einen Weg, der vor uns liegt, oder über die Versäumnisse, die schon hinter uns liegen?

Herzig Wenn ich mir die letzten zwanzig, fünfundzwanzig Jahre zum Thema Qualifikationserfordernisse von Professuren in Deutschland anschaue, da habe ich in dem Sinne eine andere Wahrnehmung, dass es zwar langsam, aber immerhin in die richtige Richtung geht. Vor zwanzig Jahren gab es nirgendwo eine Habilitationsordnung, in der eine hochschuldidaktische Qualifikation für die Habilitation verpflichtend war. Inzwischen sprießt sie überall aus dem Boden und das finde ich richtig. Die Berufungsverfahren sind an vielen Stellen, an vielen Hochschulen und Universitäten sehr viel strukturierter, die Verfahren sind standardisierter und funktionieren trotzdem. Ich musste heute Morgen schmunzeln, als debattiert wurde, wie schwierig es doch vielleicht sein könnte, in einen Berufungsvorstellungsvorgang noch einen Lehrprobevortrag einzubinden. Ich kenne das aus der Medizin inzwischen als Selbstverständlichkeit. Auch das gab es vor zwanzig Jahren überhaupt noch nicht. Ich musste ebenfalls schmunzeln, weil wir gerade an der eigenen Hochschule den anderen Weg gehen und zusätzlich zur schon seit langem obligaten Lehrprobe bei der Vorstellung der Kandidatinnen und Kandidaten einen obligaten Forschungspräsentationsvortrag einbinden. Das ist alles möglich, es passiert mit einer quälenden Langsamkeit, und dass nach wie vor auch an den Universitäten die Forschungsreputation an irgendeiner Stelle sozusagen eine Übertrittsschwelle markiert, mag sehr wohl sein. Ich glaube aber nicht, dass es die Stelle der Berufung auf eine Professur ist. Das war vielleicht früher eher ein Problem. Wir haben in den Fakultäten die Möglichkeiten zu justieren, durch eine Ausdifferenzierung der Karrierewege, durch – zum Beispiel – Tracks, die vielleicht nicht vollständig, aber doch ein stärkeres Gewicht auf beispielsweise Lehrinnovation legen. Ich sehe diese Effekte, vor zwanzig Jahren habe ich sie noch nicht gesehen.

Weidenfeld Ich habe noch Herrn Freimuth und Herrn Handke auf meiner Liste.

Freimuth Ich glaube, dass wir vorhin etwas Spezifisches für den Bereich Wirtschaftswissenschaften gehört haben. Wir hatten vor längerer Zeit,

Prof. Dr. Dr. h. c. ***Axel Freimuth***

vielleicht vor zehn Jahren, tatsächlich das Problem, dass die deutschen Wirtschaftswissenschaften, zumindest nach meinen Kenntnissen – ich bin Physiker – in den internationalen Topjournalen nur wenig vertreten waren. Es ist aber kein Zustand für eine grundlagenorientierte Universität, wenn sie nur vereinzelt herausragende, international wahrgenommene Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler hat, etwa in Bonn jemanden wie Reinhard Selten, der den Nobelpreis bekam. Es gab deshalb einen Wandel hin zu mehr Grundlagenorientierung in den Wirtschaftswissenschaften, die in der Folge international sehr viel mehr wahrgenommen wurden. Und heute gibt es den ersten wirtschaftswissenschaftlichen Exzellenzcluster in Deutschland zwischen Bonn und Köln, wo solche Forschung auf internationalem Top-Niveau zertifiziert wurde. Das ist eine große Errungenschaft.

Der zweite Punkt ist, dass die anwendungsorientierten Bereiche ebenso noch da sind. Die Nachfrage vonseiten der Politikberatung und der Firmen geht allerdings oft zu den Spitzenkräften aus dem theoretischen Bereich. Die Umgestaltung bedeutete für die Universität zu Köln einen großen Wandel. Ich wurde damals auf nahezu jeder Veranstaltung in der Stadt Köln angesprochen, dass wir die Wirtschaftswissenschaften zugrunde richten würden.

Weidenfeld Weil Sie den Lehrstuhl für Wirtschaftspolitik abgeschafft haben, was ein Fehler war.

Freimuth Das haben tatsächlich einige so gesagt und nicht nur das. Im Nachhinein hat uns diese Reform aber unglaublich frischen Wind beschert. Wir sind international dabei und dennoch nach wie vor hervorragend mit der Praxis vernetzt. Die Universität muss als Forschungseinrichtung mit anderen starken Einrichtungen konkurrieren. Bei Berufungen müssen wir deswegen nach wie vor die Forschung im Auge behalten, aber in gleicher Weise und zunehmend die Lehrkompetenz in die Entscheidungen aufnehmen.

Weidenfeld Unsere Tagung heißt „Die Zukunft der universitären Lehre", deshalb müssen wir uns leider heute ein wenig beschränken. Frau Schraudner will dazu gern etwas sagen und auch Herr Handke.

Schraudner Mein Punkt war, dass ich fest davon überzeugt bin, dass die Universitäten dies schon lang bis hin zu transdisziplinären Forschungsprojekten praktizieren. Digitalisierung bedeutet im Moment aufgrund der großen Geschwindigkeit, dass Forschungsfragen und damit auch Ausbildungsfragen in ganz neuem Maß zu bewältigen sind. Dafür braucht es neuer Räume, neuen Austauschs und neuer Optionen der Verbindung zwischen Unternehmen und Universitäten, und zwar nicht nur in einer Disziplin, nicht nur in der betreffenden Theorie in der Physik oder in der Informatik, die nach Ethik ruft, sondern auch mit den Sozial- und Geisteswissenschaften. Es geht um mehr interdisziplinäre Ansätze.

Weidenfeld Herr Handke.

Handke Zu den Berufungsverfahren: Ich finde es großartig, dass man sich für die Lehre einsetzt, möchte aber Folgendes zu bedenken geben: Wenn ich mich als einer der, ich sage es mal so, digital lehrt, bewerben würde und einen Probevortrag halten müsste, könnte ich dies gar nicht tun, denn ich würde irgendwo im Publikum sitzen. Ich würde einen Inverted Classroom simulieren und alle, die in der Kommission säßen, würden sich an den Kopf fassen: Was macht der denn da? Das heißt, es ist gar nicht möglich, wenn man sich digital bewegt. Die Produktion eines Massive Open Online Courses würde mir nicht angerechnet. Ganz im Gegenteil, ich kenne Kommissionen, die sich, weil Personen digitale Kurse entwickelt haben, von diesen sehr schnell im Shortlisting für die Berufungsverfahren verabschiedet haben.

Prof. Dr. ***Jürgen Handke***

Weidenfeld Fragen wir Herrn Thönnissen, ob das so gewollt ist oder ob da einfach die Regularien nicht schnell genug mitwachsen. Manchmal ist es ja auch so, dass jemand didaktisch ganz super ist, aber fachlich zu mäßig für eine Berufung.

Thönnissen Die Regularien sind sicherlich nicht das Problem, wir hörten ja, dass es Berufungen gibt, wo auch die Lehre geachtet wird. Das Phänomen, dass die Spitzenforschung lange Zeit das wichtige und zeitweilig vielleicht sogar einzige Kriterium war, um festzustellen, wer auf Platz eins der Liste kommt, kennen wir natürlich auch. Da haben wir

schon auf verschiedenste Weise versucht, dem entgegenzuwirken, nur seit gefühlt dem letzten Jahrhundert führt das Ministerium keine Berufungen mehr durch. Das praktizieren die Hochschulen innerhalb der vorgegebenen Regelungen. Sie könnten dann natürlich – und machen das auch – die Lehre mehr berücksichtigen, insofern wäre das also auf jeden Fall möglich. Was das Land tun kann: Wir loben zum Beispiel einen Landeslehrpreis aus, um den Fokus mehr auf die Lehre zu legen. Und speziell im Bereich der Digitalisierung haben wir Digital Fellowships eingerichtet, das heißt, da bekommen Menschen quasi eine Extraförderung, die sich speziell im Bereich der digitalen Lehre auszeichnen. Und es wird sich zeigen – das Programm läuft erst seit zwei, drei Jahren –, ob das zum Beispiel in Berufungsverfahren interessant wird, wenn jemand sagen kann: Ich kann keine drei oder vier Spitzenveröffentlichungen vorweisen, ich habe aber einen Landeslehrpreis und eine Digital Fellowship vom Land Nordrhein-Westfalen – man sollte eigentlich denken, dass das etwas wert ist.

Weidenfeld Herr Herzig, welche Rolle kann das spielen?

Herzig Da fragen Sie mit mir wirklich den falschen, weil wir ein anderes Mindset haben. Wir sind an den HAWs in einer Gegenbewegung, stärkeres Gewicht in der Forschung für den Qualifikationsschritt der Professurberufung einzupreisen. Bei uns kommt ja immer die Praxiserfahrung dazu. Die Lehrbefähigung ist bei uns seit jeher ein klarer Fokus. Wenn ich Menschen auf der Straße treffe oder bei entsprechenden Veranstaltungen, die sagen, „Ich bin jetzt so und so lange in der Industrie – oder in der Wirtschaft –, ich könnte mir vorstellen, an einer Fachhochschule anzufangen", dann sage ich: Ja, dann hole dir einen Lehrauftrag und schnupper in die Lehre rein. Das ist die normale Eintrittspforte. Und wir begleiten unsere neu Berufenen über ein Jahr sehr systematisch mit einem Lehrcoaching. Die sind nach dem einen Jahr alle perfekt angekommen. Wir streben das Gleiche jetzt mit der Forschung an, weil unsere Professuranfänger häufig eine große Lücke in ihrer Forschungsbiografie haben, insofern bin ich da schon auf einem anderen Trip.

Weidenfeld Frau Pellert.

Pellert Sie hatten das Weiterbildungsthema angesprochen. Das hat uns ja schon bei einem vorangegangenen Podium interessiert. Zum einen wurden die nicht einfachen Rahmenbedingungen der Hochschulen thematisiert, vom Deputat über die Finanzierung bis zur Trennungsrechnung. Darüber könnte man jetzt eine lange traurige Geschichte erzählen. Das wollen wir nicht. Sondern ich bin schon lange in dem Feld unter-

wegs und habe mich immer wieder gefragt, woran es neben den Rahmenbedingungen liegen kann, denn viele Länder sind da schon unterwegs, dies zu ändern. Und einer der Hinweise, die ich gefunden habe, aber ich nicht weiß, ob der Befund zutreffend ist, ist die Frage, wie wir das Verhältnis von Theorie und Praxis im deutschsprachigen Raum fassen. Wir sind noch sehr stark geprägt von dieser Vorstellung, dass es diejenigen gibt, die theoretisch arbeiten, und wenn die das austheoretisiert haben, ist dort die hoffnungsfrohe Praxis, die gierig wartet, dass sie jetzt diese Erkenntnisse umsetzen kann. Das greift aber viel zu kurz für unsere wissensbasierten Umgebungen. Wir müssen für moderne Wissensproduktion und Forschung überlegen: Wie kriegen wir ein Setting hin, in dem man sich sozusagen wechselseitig irritiert? Interdisziplinär oder transdisziplinär, aber dann muss man noch einmal den nächsten Schritt gehen und sagen, eigentlich interprofessionell. Das ist schrecklich, weil man wirklich irritiert wird, aber ich glaube, für gute Inhalte braucht man das. Die Weiterbildung lebt davon. Wenn sie nicht diesen Gap schließt, interessiert das keinen. Weil sie Menschen anspricht, die mit viel Lebens- und Berufserfahrung kommen und wohl Theorierahmung für ihre Praxis suchen, aber ein anderes Verhältnis des Nachdenkens über diese Praxis haben.

Weidenfeld Wenn man sagt: Jetzt kommen die Weiterbildungsleute und haben eine ganz klare Frage an uns, darum kümmern wir uns, weil das modern ist und man immersives Lernen anbieten muss, verrät man damit nicht den Forschungsanspruch von Universitäten?

Tegtmeyer Das zeigt natürlich die Dichotomie der universitären Lehre oder der Universität. Also Weiterbildung bezieht sich natürlich nicht auf Forschung in erster Linie. Ob die weiterzubildenden Studierenden Impulse geben können für die weitere Forschung, wäre eine weitere Frage. Insofern könnte es eine gegenseitige Befruchtung geben. Zur Formalisierung eine Erfahrung von mir: Ich selbst habe nebenbei ein Weiterbildungsstudium an der Universität Hannover gemacht, bei dem es nicht um ein Zertifikat ging. Da kamen etwa dreihundert Studierende aus völlig unterschiedlichen Bereichen zusammen, die so etwas anstreben. Den wenigsten geht es bei Weiterbildungsstudien um einen Abschluss.

Weidenfeld Wer zahlt das?

Tegtmeyer Das ist ein guter Punkt – die Studierenden, teilweise die Unternehmen in persönlichen Absprachen und letztlich die Gesellschaft, weil nämlich die vorhandene Infrastruktur et cetera genutzt wird. In meinem Beispiel hatte die EU dann mit Verweis auf das Beihilferecht

vorgegeben, dass das Studium anders organisiert werden muss (der Studiengang bricht gerade, glaube ich, in sich zusammen).
Aber das Interessante bei diesem Weiterbildungsstudium ist, dass die Erkenntnisse aus dem beruflichen Alltag wieder zurückfließen, weil die Dozierenden das aufnehmen und in den nächsten Kurs einbringen. Was ich vorhin mit diesen unterschiedlichen Bildungsverläufen angesprochen habe, die es vielleicht künftig geben wird, das ist ja nur ein Anfang. Im Moment ist das eine Projektion, das heißt, wir beziehungsweise die Kollegen haben untersucht: Welche Ansätze gibt es? Wir haben versucht, dies in Clustern handhabbar zu gestalten, und deswegen diese vier Modelle (Tamagotchi, Jenga, Lego und Transformers) entworfen. Es wird sich zeigen, inwiefern sich das ausdifferenziert. Und vorhin gab es die Frage: Kann man da schon Zahlen nennen? Sind das zwanzig, vierzig Prozent? Nein, kann man noch nicht. Klassisch wird der Weg wahrscheinlich bleiben, den wir im Moment beschreiten. Aber danach müssen sich die Universitäten für die Lehre überlegen: Was können wir beitragen, um diesen Bedürfnissen zu genügen? Können wir das vielleicht in unser Profil und unsere Identität einbauen? Oder auch: Muss das jede Universität realisieren oder müssen das vielleicht nur einige?

Weidenfeld Frau Schraudner, Herr Herzig.

Schraudner Weiterbildung ist Bestandteil der Third Mission. Es geht um die Verantwortung für die Gesellschaft, der sich die Universitäten hier stellen müssen. Für mich gehört Weiterbildung ganz klar zu den zentralen Aufgaben einer Universität. Und das beinhaltet nicht nur eine Weiterbildung im Sinne von beruflicher Weiterqualifizierung oder eines zweiten Studiums, sondern das ist ein gemeinsames Weiterentwickeln der notwendigen Qualifikationen.

Weidenfeld Dazu gehört auch, Herr Herzig, dass Hochschulen untereinander kooperationsfähiger und netzwerkfähiger würden. Sie haben am Anfang die Underdog-Position der Fachhochschulen, der Hochschulen für Angewandte Wissenschaften skizziert. Haben Sie den Eindruck, dass sich viele gern mit Ihnen vernetzen wollen?

Herzig Es wird im Grunde besser. Zur Harmonisierung der Abschlüsse hat Bologna natürlich beigetragen. Aber mir kommen noch andere Gedanken bei dieser Problematik: Wie geht denn Zusammenarbeit, wie geht Weiterbildung? Wie verstehen wir uns akademisch? Was ist Third Mission? Ich habe schon seit Langem ein Problem mit diesem begrifflichen Dualismus „Forschung und Lehre“, wie er in Deutschland seit Humboldt reichlich gepflegt und jetzt sozusagen mit Third Mission

unterfüttert wird. Ich bin ein Freund des Bildes, das Ernest Boyer vom akademischen Wesen gezeichnet hat. Er hat vier Handlungsfelder beschrieben. Zum einen die Discovery im engeren Sinne von Forschung, die neue Wissensbestände schafft. Dann die „Dissemination" oder Lehre, um vorhandene Erkenntnisse, Wissensbestände weiterzutragen. Aber dazwischen gibt es noch zwei andere wichtige Felder, nämlich „Integration", das Zusammenfügen von Wissensbeständen in neuer Weise, die dann zur Verwertung führen, und „Application", also das Umwandeln von Grundlagenerkenntnissen in der Innovationskette zu sinnvollen Anwendungen in der Praxis. Das finde ich ein hilfreicheres Gefüge als das leidige „Die einen machen nur Grundlagenforschung, die anderen machen nur anwendungsorientierte Forschung", das an keiner Stelle mehr stimmt. Und in diesem Gefüge muss dann stärker der Blick auf die Bedürfnisse von Weiterzubildenden, von Gesellschaft gerichtet werden und jeder seine Rollenbestandteile liefern. Und das geht nur durch Kollaboration.

Weidenfeld Verschwinden dann nicht auch die Distinktionsmerkmale, auf die Sie stolz sind?

Herzig Die Frage an der Stelle ist: Welche Distinktionsmerkmale gilt es zu bewahren, auf welche sind wir stolz? Für die Fachhochschulen sprechend oder das versuchend, sind wir stolz darauf, der Lehre einen vorrangigen Stellenwert zuzusprechen und die Art Forschung, die wir für so unerlässlich halten, dass wir sie machen, immer mit einem Blick auf eine sinnvolle Gestaltung dieser Welt zu richten und nicht zwingend auf jedwede intellektuell reizvolle Frage. An diesen Distinktionsmerkmalen würde ich nicht rütteln wollen, alles andere wird sich – man kann sich drehen und wenden – entlang eines Kontinuums von Verantwortlichkeiten, Stärken, Schwächen, Möglichkeiten abspielen.

Pellert Ich wollte da anschließen, ich finde das sehr hilfreich, wenn wir eher Funktionen einer qualitätsvollen Einrichtung auf tertiärem Niveau sehen, die sie aber ganz unterschiedlich, nämlich nach ihrem eigenen Profil, leben kann. Also besteht nicht die Frage „Entweder oder". Auch betrachten wir nur das kleine Segment Weiterbildung, es ist eine Kernaufgabe jeder Hochschule. Wie sie diese fasst, das kann ganz unterschiedlich sein. Die eine international, digital, die andere regionsorientiert, die dritte völlig forschungsbasiert, wie das viele Exzellenzuniversitäten in der Forschung machen. Diese sehen überhaupt nur den Transmissionsriemen zur Discovery. Das versteht dort niemand, warum wir immer glauben, dass das eine Schmuddelecke des Systems sein soll und nichts mit Forschung zu tun hat. Aber das kann und muss jede

Einrichtung für sich fassen. Und dann gibt es auch die Vielfalt im Profil, aber die Funktionen müssen alle, die sich auf tertiärem Level bewegen, erfüllen.

Weidenfeld Herr Thönnissen, wie kann man diese Vielfalt in der Hochschulpolitik abbilden?

Thönnissen Wenn man ins Gesetz schaut, dann hat man aktuell noch ziemlich klare Abgrenzungen. Da gibt es Fachhochschulen, dann Universitäten, eine Fernuniversität, Forschung und Lehre. Es ist aber schon seit Jahrzehnten so, dass diese Trennschärfe, die so juristisch vorgegaukelt wird, in vielen Bereichen nicht funktioniert, nicht funktioniert hat. Und ich glaube auch, dass – jedenfalls für Nordrhein-Westfalen kann ich das sagen – wir gemeinsam mit den Hochschulen viele unterschiedliche Wege gefunden haben, wie man sich daraus ergebende Probleme bewältigen kann. Das werden wir auch weiter tun. Aber vielleicht ist es tatsächlich so, dass man bei der künftigen Hochschulgesetzgebung darüber wird nachdenken müssen, inwieweit bestimmte Dinge so zu verändern sind, dass eine weitere Entwicklung möglich ist, dass also wirklich Forschung und Lehre nicht mehr so stark als Gegensatzpaar empfunden werden, und die Annäherung von Universitäten und Fachhochschulen, die es bis zu gewissen Grenzen gibt und vielleicht weiter geben wird. Alles das, was wir heute besprochen haben – Wie verändert sich die universitäre Lehre, wie letztendlich die Lehre insgesamt an unseren Hochschulen? Wie ist der Bezug zur Forschung? –, all diese Veränderungen werden in der Verwaltung und in der Gesetzgebung künftig eine Rolle spielen und wir werden gesteigerten Wert darauf legen müssen, diese ins Gesetz einzubringen.

Weidenfeld Herr Tegtmeyer, vielleicht können Sie noch einmal aus der individuellen Perspektive sagen, was man an Reform brauchen würde, damit dieses immer wieder Lernen, Studieren, Sich-Weiterbilden im Lebenslauf nicht nur im Einzelfall erfolgreich und gut verläuft?

Tegtmeyer Ich weiß nicht, ob es dafür zentral gesteuerte Instrumente geben muss. Es berührt letztlich drei Ebenen oder drei Kreise. Das eine ist als treibende Kraft die Person. Ich muss als Person sehen, wo ich einen Bedarf an Weiterbildung habe. Weil ich entsprechende Interessen habe oder mein jetziger Job mir das nahelegt, ich also Kompetenzen vermisse, die ich aufbauen muss. Das ist die Hauptkraft. Dann wäre da die Organisation, der Job oder das Unternehmen, die mir Ziele setzen: Ich möchte dich da oder da hin entwickeln. Du bist im Moment Ingenieur und entwirfst Karosserien oder Ähnliches, aber ich sehe dich mit einer personalen Verantwortung. Die dritte Ebene können die

Universitäten sein, die Angebote machen und für sich das persönliche Profil, die Third Mission, stärker entdecken und sagen: Wir bieten zum Beispiel die Anerkennung von verschiedenen Ausbildungsinhalten oder Bildungsinhalten unterschiedlicher Anbieter an. Wir erkennen bestimmte Kurse von der Universität X oder dem Bildungsträger Y an. Dafür muss es Kriterien geben, und das koordinieren und bieten wir dir. Ich glaube also nicht, dass es an der Stelle staatlich gesetzte Normen geben muss, sondern es kann sich von sich aus ausdifferenzieren und – um einen Bogen zur Digitalisierung zu schlagen – es wird automatisch dadurch befördert oder forciert werden, dass einfach die Transparenz und die Durchlässigkeit durch digitale Medien viel stärker werden.

Weidenfeld Frau Schraudner.

Schraudner Was ich mir wünschen würde, was auch schnell umsetzbar ist, ist mehr interdisziplinäre Ausbildung, nicht in Form neuer Studiengänge, sondern einzelner Kurse, in denen von Studierenden bereits gelernt werden kann, die Kompetenzen, die aus den verschiedenen Disziplinen im Sinne von Diversity mitgebracht werden, gemeinsam zu nutzen. Was zudem übergreifend gestärkt werden sollte, sind Wissen und Kompetenzen im Feld Entrepreneurship. Das selbstverantwortliche, bis hin zum Unternehmertum gedachte Treiben eines Themas aus verschiedenen Perspektiven ist lebensbegleitend wichtig.

Weidenfeld Herr Herzig, wir haben heute Morgen über die Besten und über den Rest gesprochen. Was ist mit dem guten, gesunden Mittelmaß? Hat dieses Mittelmaß an den Hochschulen einen Anspruch auf individuelle Entwicklung, auf Individualisierung der eigenen Bildungskarriere, oder ist Individualisierung etwas, was nur ganz oben und ganz unten zu Hause im Leistungsspektrum ist?

Herzig Was Sie jetzt als Mittelmaß bezeichnen, sind für mich die wichtigsten Studierenden, das ist doch klar.

Weidenfeld Weil es die Masse ist …

Herzig Nein, gar nicht weil es so viele sind. Ich kann doch die Quartil- oder Quintilsgrenzen setzen, wie ich will. Aber diejenigen, die nicht scheitern, nur weil sie sich verwählt haben, und diejenigen, die nicht zur absoluten Spitzengruppe gehören, das sind genau die, bei denen wir uns Mühe geben müssen. Und als Gesellschaft, die leistungsfähig bleiben will und dies nur auf einem stetig steigenden und immer stärker dynamisierenden Qualifizierungsniveau schaffen kann, das in dieser komplexen Welt erforderlich ist, müssen wir die gute Mitte besonders in den Blick nehmen. Denn das sind diejenigen, denen ich vielleicht Orientierung geben muss, ob sie auf dem richtigen Weg sind, die

richtigen Lernstrategien verwenden, sich vielleicht einfach mehr Zeit nehmen müssen, um einigermaßen mit einem guten Gefühl den Bildungsgang zu Ende zu bringen. Das sind diejenigen, für die wir als Professorinnen und Professoren und andere in der Lehre Engagierte da sind.

1. Zu Beginn der Diskussion wurde ein Video eingespielt, in dem Studierende und Vertreter aus dem Bereich Lehre sich zur Bedeutung und Zukunft der Bildung sowie zur Aufgabe von Universitäten äußern. Das Video kann auf der Website der Hanns Martin Schleyer-Stiftung unter https://schleyer-stiftung.de/18-19-september-2019/ abgerufen werden.

SCHLEYER-STIFTUNG
Heinz Nixdorf Stiftung
Zukunft der universitären Lehre

Axel Freimuth

Schlusswort

Meine Damen und Herren,

mir fällt die schöne Aufgabe zu, allen zu danken. Ich fand, das waren zwei Tage mit einem wichtigen Thema und mit wichtigen Beiträgen. Wir haben fruchtbare, kenntnisreiche und durchaus streitlustige Diskussionen mit verschiedenen Standpunkten geführt. Ich möchte nun gewiss nicht versuchen, alles zusammenzufassen, und kann vermutlich auch nicht allen gerecht werden. Ich will lediglich versuchen, ein paar Eindrücke zu schildern. Vielleicht habe ich das Wesentliche verpasst – das müssen letztlich Sie entscheiden. Einige Themen zogen sich meiner Auffassung nach aber als rote Fäden durch. Auf diese möchte ich kurz eingehen, und das tue ich in sechs kurzen Punkten.

Eine große Bereicherung waren meines Erachtens die Statements der Studierenden und ebenso die Filmeinspielungen. Die Präsenz der Studierenden in der Diskussion war wichtig, um deren essentiellen Blickwinkel nicht aus den Augen zu verlieren. In diesem Zusammenhang: Sie werden bemerkt haben, dass mich die Frage nach den besten Köpfen umtreibt. Natürlich ist es für eine Universität, eine Hochschule oder eine sonstige Bildungseinrichtung für die eigene Profilierung wichtig, die am besten geeigneten Studierenden zu finden. Wenn wir über die Lehre und die Bildungslandschaft reden, müssen wir aber auch einen zweiten Blickpunkt einnehmen, nämlich die Gestaltung der Lehre und des Bildungssystems vonseiten der Betroffenen zu denken. Dabei darf dann nicht mehr nur der Erfolg der Institution im Fokus stehen. Es geht vielmehr darum, auf die Bedürfnisse der einzelnen Studie-

renden einzugehen, so dass diese für ihre jeweilige Lebensperspektive das Beste bekommen. Natürlich muss es Angebote für diejenigen geben, die besonders theoretisch und forschungsorientiert sind. Ebenso muss es Angebote geben, die die Berufsbezogenheit in den Blick nehmen. Und außerdem müssen die Angebote durchlässig und hinreichend flexibel sein: Es muss die Möglichkeit mitbedacht werden, dass jemand zu dem Schluss kommt, zwei oder drei eher unübliche Themen zu kombinieren, und deswegen mit einem anderen aufhört. Wir müssen insgesamt weg von der Idee, einzig und allein von den besten Köpfen zu reden, sondern tatsächlich die individuellen Begabungen und Talente in den Blick nehmen.

Wenn man das berücksichtigt, ergeben sich automatisch weitere Dinge, etwa dass sich die Digitalisierung sehr gut für eine Diversifizierung von Angeboten nutzen lässt.

Weg von der Trennung in die Besten und die Schlechtesten hin zur Frage zu gehen, „Wo liegen die Begabungen einzelner Personen?“, das erscheint mir ein wichtiger Punkt zu sein. Über längere Zeit würde das zu einem Kulturwandel führen. Wir würden eine besondere Begabung fördern, ohne dabei unterschiedliche Begabungen sofort in eine qualitative Reihung zu setzen. Und das hieße letztlich auch, unterschiedliche Bildungsabschlüsse tatsächlich als den besten Zuschnitt für die jeweiligen Bedürfnisse zu begreifen und sie nicht gegeneinander zu setzen. Das war der erste Punkt.

Der zweite Punkt ist das Thema Akademisierung. Warum ist Akademisierung für die Employability gut? Das liegt vielleicht daran, dass in akademischer Bildung intrinsisch, durch die stärkere Theorieorientierung, Polyvalenz vorhanden ist. Diese Polyvalenz hat zumindest grundsätzlich einen Vorteil: Man setzt nicht mit einer speziellen Ausbildung alles auf eine Karte. In einem Ausbildungs- oder Handwerksberuf kann einem das unter Umständen passieren. Bei der Weiterbildung in eine völlig andere Richtung zu gehen, ist dann eine Herausforderung. Deswegen wäre es schön, in allen Ausbildungsgängen, auch in den dualen, darauf zu achten, eine stärkere Polyvalenz und diese akademische Komponente zu haben. Denn im Grunde ist alles das der richtige Weg, was zur besseren Employability und zu einer besseren Passgenauigkeit für die Menschen führt.

Das dritte Thema, die Digitalisierung, trat als Querschnitt wiederholt auf. Es ist allerdings ein gewisses Hype-Thema und ich fand erfrischend, dass wir auch auf Grenzen der der Digitalisierung hingewiesen wurden. Bezogen auf die Lehre sind es drei Aspekte, die meiner Meinung nach eine Rolle spielen, von denen allerdings ein Aspekt besonders deutlich in der Diskussion wurde.

Erstens muss die Vermittlung digitaler Kompetenz, also von Inhalten und Fähigkeiten, in allen Studiengängen als Querschnittsthema enthalten

sein. Wir sind auf dem Weg, aber vielleicht noch nicht so schnell und nicht mit der genügenden Tiefe, wie wir das sollten. Und wir sollen ebenso die Bedürfnisse der Unternehmen sehr klar kennen, um zu wissen, was eigentlich gefordert wird.

Zweitens ist es keine Frage, dass Digitalisierung für die Organisation des Studiums und ähnliches einfach eine Pflicht ist. Es muss selbstverständlich heute möglich sein, sich einzuschreiben et cetera, ohne persönlich zu erscheinen.

Drittens wurden in Zusammenhang mit der Digitalisierung vor allem neue Methoden in der Lehre diskutiert. Die Frage nach der Zukunft, ob in zwanzig Jahren etwa die Universitäten oder die HAWs vielleicht gar kein Geschäftsmodell mehr sind, weil alles im Internet stattfindet, kann man auf keinen Fall ignorieren. Wir müssen daher jetzt schon aktiv werden. Ich halte es gern mit dem Motto meines Großvaters: Probieren geht über Studieren. Es ist eine gute Methode, zunächst etwas auszuprobieren und dann zu analysieren, gute Ergebnisse in die Fläche zu tragen und anzuwenden, wo es sinnvoll ist. Es wäre zum Beispiel hilfreich, Hindernisse für Studienverläufe zu beseitigen, die in der Präsenzerfordernis liegen. Denn zu einem bestimmten Zeitpunkt an einem bestimmten Ort zu sein, ist manchen Studierenden nicht immer möglich. Wenn sie arbeiten müssen, krank sind, Elternverpflichtungen haben oder ähnliches, dann kann man die Digitalisierung dazu nutzen, die Situation zu verbessern und das Studium dahingehend zu vereinfachen. Diversifizierte Angebote zum Lernen zu schaffen halte ich für eine sehr vernünftige Methode. Ich habe beispielsweise immer nur wenig von neunzigminütigen Monologen profitieren können. Lieber habe ich mich zuhause mit dem Skript hingesetzt und es in Ruhe durchgearbeitet. Für mich persönlich war das viel fruchtbarer. Andererseits gibt es viele Studierende, die tatsächlich zuhören und die Möglichkeit haben wollen, nachzufragen und auf Einzelfragen einzugehen. Deshalb: Je differenzierter man ein Angebot schaffen kann, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass man das richtige Angebot für den einzelnen Studierenden hat. Eines unserer großen Probleme ist zudem die schlechte Betreuungsrelation in einigen Fächern. Wenn es da die Chance gibt, Großvorlesungen ins Internet zu verlegen und dafür über andere Formate den direkten Austausch zu suchen, sollte man das ebenso auf jeden Fall versuchen.

Zum vierten Themenbereich „Wertschätzung und Professionalisierung guter Lehre“: Ich finde es peinlich und beschämend, dass wir seit über einem Jahrzehnt dicke Papiere von großen Einrichtungen, Diskussionen und Symposien darüber haben, dass die Forschungsleistung wertgeschätzt wird und die Lehrleistung nicht, und dass wir immer nur zu dem Schluss kommen,

dass sich an dieser Wertschätzung etwas ändern muss. Das ist viel zu unkonkret. Deswegen schlage ich vor, dass wir das jetzt endlich ernst nehmen. Das bedeutet zum Beispiel, dass für den Werdegang eines Hochschullehrers oder einer Hochschullehrerin eine professionelle Qualifizierung in der Lehre unumgänglich notwendig werden muss. Glücklicherweise ist bei allen Tenure-Track-Professuren die Lehrleistung bereits ein Leistungskriterium, und sie wird zunehmend in Berufungskommissionen thematisiert. Der nächste Schritt sollte sein, dass nicht nur thematisiert wird, wie viele Publikationen jemand hat, sondern auch, wie viele und welche Lehrveranstaltungen jemand schon gehalten hat und mit welchem Erfolg. Diese Dinge können wir eigentlich sofort auf den Weg bringen. Ebenso können wir die Hochschuldidaktik stärker in den Blick nehmen, um Menschen besser zu qualifizieren. Und auch die interne Qualitätssicherung in der Lehre ist essenziell, damit man ein klares Feedback hat, wo etwas gut funktioniert und wo nicht, und dann entsprechend Maßnahmen ergreifen kann. Darüber hinaus helfen Anreizsysteme wie spezielle Finanztöpfe für Kolleginnen und Kollegen, die in der Lehre Neues ausprobieren möchten, die man unterstützt, um Innovationen zu initiieren.

Bei Berufungen scheint es mir wichtig zu sein, dass wir in Ausschreibungen nicht nur jemanden suchen, der im Fachgebiet XY herausragend in der Forschung qualifiziert ist. Wir sollten und können genauso formulieren, dass wir jemanden wünschen, der herausragend in der Lehre qualifiziert ist. Eine exzellente Forscherin, die gut lehrt, würde man gewiss an eine Universität berufen. Ebenso sollten wir aber auch einen guten Forscher, der exzellent lehrt, an eine Universität berufen. Dazu gehört auch, dass man nicht diejenigen, die als exzellente Lehrende berufen werden, mit einem erhöhten Lehrdeputat „belohnt". Das ist kontraproduktiv. Sie müssen vielmehr genauso mit Leistungszulagen belohnt werden und Freiräume bekommen können, um ihre guten Ideen in der Lehre umsetzen und ausprobieren zu können.

Fünfter Punkt „Differenzierung der Bildungslandschaft": Ich unterscheide da zwischen der Differenzierung zwischen Hochschultypen und der internen, institutionellen Differenzierung. Es wäre eine gute Idee, zwischen den Hochschultypen eine Grunddifferenzierung beizubehalten. Aber das wird sich, sobald man intern die institutionelle Differenzierung vorantreibt, in Zukunft stärker verwischen, weil verschiedene Einrichtungen verschiedene Akzente setzen und sich damit die Typen in ihrer Ausprägung etwas angleichen. Ich finde vor allem die Möglichkeit zur internen Differenzierung wichtig. Hier gibt es leider noch gewisse Hürden. Wir würden beispielsweise gern Weiterbildungsformate installieren. Dazu brauchen wir aber mindestens eine größere Autonomie in der Verschiebung von Lehrleistung in Wei-

terbildung, digitale Konzepte oder normale Studiengänge. „Differenzierung des Personals“ ist schließlich ein Thema, das wir nicht so stark berührt haben, dass mir aber ebenso wichtig zu sein scheint. Denn jenseits der Professur beim Hochschulpersonal für verschiedene Aufgaben Spezialistinnen und Spezialisten zu haben, auch mehr Dauerstellen zu schaffen und von gewissen prekären Beschäftigungsverhältnissen wegzugehen, tut der Lehre sehr gut.

Sechster Punkt: die Inhalte. Am Ende muss man sich vor allen Dingen fragen, welche Inhalte man anbieten will, welche Inhalte für die Zukunft benötigt werden und ob diese tatsächlich noch die klassischen Inhalte sein sollen und können. In diesem Sinne ist Digitalisierung zunächst einmal ein Werkzeug. Insgesamt scheint mir bei der Ausrichtung von Inhalten die Orientierung an Kompetenzen am sinnvollsten zu sein. Diese sollten wir pflegen und entwickeln. Dazu gehört heute sicher die digitale Kompetenz als Querschnittsthema. Ebenso wenig ist mathematische Kompetenz ein Auslaufmodell oder Sprachkompetenz in dem Sinne, dass man in einer Sprache sorgfältig einen Sachverhalt beschreiben und vernünftig kommunizieren kann – selbst wenn die Orthografie vermehrt durch Rechtschreibprogramme gesichert wird. Dazu gehört auch, neue Fächer und Fächerkombinationen ins Auge zu fassen. Ich würde dafür plädieren, im Bachelor den Wildwuchs zu begrenzen, dafür im Master stärker zu spezialisieren und dort vor allen Dingen interdisziplinäre, transdisziplinäre Sachverhalte einzubringen, um Sichtweisen zusammenzubringen.

Meine Damen und Herren, das waren meine sechs Punkte in aller Kürze. Ich möchte mich sehr herzlich noch einmal bei allen bedanken, bei der Hanns Martin Schleyer-Stiftung und der Heinz Nixdorf Stiftung, den Organisatoren, beim Wallraf-Richartz-Museum für die Gastfreundschaft und dafür, dass wir in diesem Raum sein durften, sowie ganz besonders bei Ihnen, liebe Frau Frenz, dass Sie das alles so hervorragend organisiert haben. Wir fühlen uns sehr geehrt und freuen uns sehr, dass wir hier im Jahr unseres Jubiläums eine so hochkarätige Veranstaltung veranstalten konnten.

Ich wünsche Ihnen allen einen schönen restlichen Tag und bedanke mich, dass Sie da waren.

---

1. Zu Diskussionsbeginn wurde ein Video eingespielt, in dem Studierende und Vertreter aus dem Bereich Lehre zu zwei Punkten befragt wurden: Warum studiert Ihr an einer Universität oder Fachhochschule? Wie sieht die universitäre Lehre in dreißig Jahren aus? Das Video kann auf der Website der Hanns Martin Schleyer-Stiftung unter https://schleyer-stiftung.de/18-19-september-2019/ abgerufen werden.

Stiftung

Anhang

Verzeichnis aller Mitwirkenden

Imke Ahlen, Studentische Vertreterin, AStA, Universität zu Köln

Prof. Dr. **Peter-André Alt**, Präsident, Hochschulrektorenkonferenz, Bonn

Prof. Dr. **Andrea Dorothea Bührmann**, Vizepräsidentin für Studium, Lehre und Chancengleichheit, Georg-August-Universität Göttingen

Monika Burbaum, Schulleiterin, Erzbischöfliche Ursulinenschule Köln

Prof. Dr. **Beatrix Busse**, Prorektorin für Studium und Lehre, Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg

Prof. Dr. **Christian von Coelln**, kommissarischer Prorektor für Lehre und Studium; Inhaber des Lehrstuhls für Staats- und Verwaltungsrecht sowie Wissenschaftsrecht und Medienrecht, Universität zu Köln

Prof. Dr. **Roger Erb**, Vizepräsident für Studium und Lehre, Goethe-Universität Frankfurt am Main

Joachim Frank, Chefkorrespondent, Kölner Stadtanzeiger

Prof. Dr. Dr. h. c. **Axel Freimuth**, Rektor, Universität zu Köln

Barbara Frenz, Geschäftsführerin, Hanns Martin Schleyer-Stiftung, Berlin

Prof. Dr. **Richard Göttlich**, Studiendekan, Institut Organische Chemie, Justus-Liebig-Universität Gießen

Dr. **Susanne Grindel**, Stabsstelle Grundsatzfragen der Hochschulpolitik, Philipps-Universität Marburg

Prof. Dr. **Rita Groß-Hardt**, Gruppenleiterin, Molekulare Genetik, Fachbereich Biologie/Chemie, Universität Bremen

Jonas Günther, 1. Vorsitzender, AStA, Universität zu Köln

Prof. Dr. **Jürgen Handke**, Institut für Anglistik und Amerikanistik, Philipps-Universität Marburg

Prof. Dr. **Björn Hekman**, Präsident, Provadis School of International Management and Technology AG, Frankfurt am Main

Prof. Dr. **Stefan Herzig**, Präsident, Technische Hochschule Köln

Jun.-Prof. Dr. **Sandra Hofhues**, Professur für Mediendidaktik/Medienpädagogik, Department Erziehungs- und Sozialwissenschaften, Universität zu Köln

Prof. Dr. **Nikolaus Korber**, Vizepräsident für Studium, Lehre und Weiterbildung, Universität Regensburg

Prof. Dr. Ing. **Jochen Kreusel**, Leiter, Market Innovation, ABB Power Grids Germany AG, Mannheim

Prof. Dr. **Heike Krieger**, Mitglied des Wissenschaftsrates; Institut für Öffentliches Recht und Völkerrecht, Freie Universität Berlin

Prof. Dr. **Susanne Lin-Klitzing**, Institut für Schulpädagogik, Philipps-Universität Marburg; Bundesvorsitzende, Deutscher Philologenverband DPhV, Berlin

Staatsminister Prof. Dr. **Ralph Alexander Lorz**, MdL, Hessisches Kultusministerium, Wiesbaden

Prof. Dr. **Thomas Mayer**, Gründungsdirektor, Flossbach von Storch Research Institute, Köln

Dr.-Ing. **Horst Nasko**, Stellvertretender Vorsitzender des Vorstandes, Heinz Nixdorf Stiftung, München

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. **Martin Paul**, Präsident, Maastricht University

Prof. Dr. **Ada Pellert**, Rektorin, FernUniversität Hagen

Wilfried Porth, Mitglied des Vorstandes, Daimler AG, Stuttgart; Vorsitzender des Vorstandes, Hanns Martin Schleyer-Stiftung

Parlamentarischer Staatssekretär **Thomas Rachel**, MdB, Bundesministerium für Bildung und Forschung, Berlin

Prof. Dr. **Lukas Rass-Masson**, Direktor, European School of Law, Université Toulouse 1 Capitole

Dr. h. c. **Heike Schmoll**, Verantwortliche Redakteurin für Wissenschaft und Bildung, Frankfurter Allgemeine Zeitung, Berlin

Prof. Dr. **Martina Schraudner**, Mitglied des Vorstandes, acatech – Deutsche Akademie der Technikwissenschaften e. V., München

Ulrich Schüller, Leiter, Abteilung Hochschul- und Wissenschaftssystem, Bundesministerium für Bildung und Forschung, Berlin

Sophie Sontag-Lohmayer, Referentin Hochschule, Vereinigung der Bayerischen Wirtschaft e. V., München

Ralf Tegtmeyer, Geschäftsführender Vorstand, HIS-Institut für Hochschulentwicklung e. V., Hannover

Prof. Dr. **Udo Thelen**, Professor für Bildungsmanagement und Corporate Learning, Europäische Fernhochschule Hamburg; Leiter, Klett Corporate Education, Klett Gruppe, Stuttgart

Ministerialdirigent **Ralf Thönnissen**, Leiter, Abteilung Hochschulen, Ministerium für Kultur und Wissenschaft des Landes Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf

Jakub Wawrzyniak, Generalkonsul, Generalkonsulat der Republik Polen, Köln

Dr. **Ursula Weidenfeld**, Wirtschaftsjournalistin, Berlin

Redaktionelle Nachbemerkung

Die Hanns Martin Schleyer-Stiftung veranstaltete das XIV. Hochschulsymposium „Zukunft der universitären Lehre“ am 18. und 19. September 2019 im Wallraf-Richartz-Museum in Köln. Rund 200 Teilnehmende aus Wissenschaft und Wirtschaft, Staat und Gesellschaft sowie den Medien waren anwesend. Die hier veröffentlichten Vorträge und Podiums- bzw. Diskussionsbeiträge entsprechen der Niederschrift des Audiomitschnittes, die von den Verfasserinnen und Verfassern zum Teil leicht überarbeitet wurde, oder den Textfassungen der Vorträge. Soweit persönliche Daten bzw. Funktionen aufgeführt sind, beziehen sie sich auf den Veranstaltungszeitpunkt.

Fotografien: Axel Joerss, Leichlingen

Lektorat: Heidi Stecker, Leipzig

Schriftleitung: Nicole Mende, Hanns Martin Schleyer-Stiftung

HANNS MARTIN
SCHLEYER-STIFTUNG
FREIHEIT DEMOKRATIE SOZIALE MARKTWIRTSCHAFT

Hanns Martin Schleyer-Stiftung
Albrechtstraße 22
10117 Berlin
Telefon: +49 30 2790 7164
Fax: +49 30 2790 8743
E-Mail: info@schleyer-stiftung.de
Internet: http://www.schleyer-stiftung.de

Bankverbindung
Deutsche Bank Köln,
IBAN DE35370700240110999000
BIC DEUTDEDBKOE

Veröffentlichungen der Hanns Martin Schleyer-Stiftung

Eberhard von Brauchitsch
Karl Carstens
Wirtschaft und Staat: Antworten auf Herausforderungen
Köln 1979 – vergriffen –

Walter Kannengießer (Hrsg.)
Vermögensbildung – Kapitalbildung – Krisenvorbeugung
Forum Bonn 1979 · Köln 1980 – vergriffen – Band 1

Diether Stolze (Hrsg.)
Erneuerungskräfte freiheitlicher Ordnung
Kongress Innsbruck 1980 · Köln 1981– vergriffen – Band 2

Kurt Reumann (Hrsg.)
Jugend heute: Aufbruch oder Aufstand?
Essener Universitäts-Symposium 1981 · Köln 1982 – vergriffen – Band 3

Günther von Lojewski (Hrsg.)
Integration der Kinder ausländischer Arbeitnehmer?
Probleme und Antworten auf eine Herausforderung
Forum Berlin 1981 · Köln 1982 – vergriffen – Band 4

Werner Gumpel (Hrsg.)
Alltag im Sozialismus
Symposium München 1981 · Köln 1982 – vergriffen – Band 5

Henning Günther
Die verwöhnte Generation?
Lebensstile und Weltbilder 14–19-Jähriger
Köln 1982 – vergriffen – Band 6

Erich E. Geißler (Hrsg.)
Bildung und Erziehung – notwendige Korrekturen im Schulverständnis?
Symposium Bonn 1982 · Köln 1982 – vergriffen – Band 7

Clemens-August Andreae (Hrsg.)
Kunst und Wirtschaft
Symposium Mainz 1982 · Köln 1983 – vergriffen – Band 8

Franz Thoma (Hrsg.)
Mehr Markt oder mehr Dirigismus?
Ökonomisches Denken im Umgang mit knappen Gütern
Kongress Innsbruck 1982 · Köln 1983 – vergriffen – Band 9

Nikolaus Lobkowicz (Hrsg.)
Irrwege der Angst – Chancen der Vernunft. Mut zur offenen Gesellschaft
Kongress München 1983 · Köln 1983 – vergriffen – Band 10

Lothar Wegehenkel (Hrsg.)
Umweltprobleme als Herausforderung der Marktwirtschaft –
Neue Ideen jenseits des Dirigismus
Symposium Stuttgart 1983 · Köln 1983 – vergriffen – Band 11

Rupert Scholz (Hrsg.)
Kreativität und Verantwortung –
Mitbestimmung in Wissenschaft, Medien und Kunst
Forum Berlin 1983 · Köln 1983 – vergriffen – Band 12

Rudolf Walter Leonhardt (Hrsg.)
Die Lebensalter in einer neuen Kultur?
Zum Verhältnis von Jugend, Erwerbsleben und Alter
Kongress Essen 1983 · Köln 1984 – vergriffen – Band 13

Werner Gumpel (Hrsg.)
Das Leben in den kommunistischen Staaten –
zum alltäglichen Sozialismus
Symposium München 1984 · Köln 1985 – vergriffen – Band 14

Clemens-August Andreae und Engelbert Theurl (Hrsg.)
Marktsteuerung im Gesundheitswesen
Symposium Mainz 1984 · Köln 1985 – vergriffen – Band 15

Nikolaus Lobkowicz (Hrsg.)
Das europäische Erbe und seine christliche Zukunft
Kongress München 1984 · Köln 1985 – vergriffen – Band 16

Clemens-August Andreae (Hrsg.)
Quellen des Wachstums
Kongress Innsbruck 1984 · Köln 1985 – vergriffen – Band 17

Rupert Scholz (Hrsg.)
Wandlungen in Technik und Wirtschaft als Herausforderung des Rechts
Kongress Berlin 1984 · Köln 1985 – vergriffen – Band 18

Friedrich August von Hayek
Die Überheblichkeit der Vernunft
Ernst Nolte
Über den historischen Begriff des „Liberalen Systems"
Hanns Martin Schleyer-Preise 1984 und 1985, Stuttgart · Köln 1985 – vergriffen – Band 19

Konrad Adam (Hrsg.)
Kreativität und Leistung –
Wege und Irrwege der Selbstverwirklichung
Kongress Essen 1985 · Köln 1986 – vergriffen – Band 20

Gerhard Prosi (Hrsg.)
Weltwirtschaft – Pazifische Herausforderung und europäische Antwort
Kongress Innsbruck 1986 · Köln 1987 – vergriffen – Band 21

Klaus Hildebrand (Hrsg.)
Wem gehört die deutsche Geschichte?
Deutschlands Weg vom alten Europa in die europäische Moderne
Symposium Berlin 1986 · Köln 1987 – vergriffen – Band 22

Jürgen Mittelstraß (Hrsg.)
Wissenschaftlich-technischer Fortschritt als Aufgabe
in einer freiheitlichen Kultur
Symposium München 1986 · Köln 1987 – vergriffen – Band 23

Karl Carstens
Gesetzesgehorsam in der freiheitlichen Demokratie
Hans-Georg Gadamer
Die anthropologischen Grundlagen der Freiheit des Menschen
Hanns Martin Schleyer-Preise 1986 und 1987,
Stuttgart · Köln 1987 – vergriffen – Band 24

Rupert Scholz (Hrsg.)
Wandel der Arbeitswelt als Herausforderung des Rechts
Kongress Berlin 1987 · Köln 1988 – vergriffen – Band 25

Michael Zöller (Hrsg.)
Der Preis der Freiheit – Grundlagen, aktuelle Gefährdungen
und Chancen der offenen Gesellschaft
Symposium Köln 1987 · Köln 1988 – vergriffen – Band 26

Werner Gumpel (Hrsg.)
Die Zukunft der sozialistischen Staaten
Symposium München 1988 · Köln 1988 – vergriffen – Band 27

Jürgen Mittelstraß (Hrsg.)
Wohin geht die Sprache?
Wirklichkeit – Kommunikation – Kompetenz
Kongress Essen 1988 · Essen 1989 – vergriffen – Band 28

Golo Mann
Gedanken über den Terrorismus in unserer Zeit
Otto Schulmeister
Österreichs „Deutsche Frage"
Hanns Martin Schleyer-Preise 1988 und 1989, Stuttgart
Essen 1989 – vergriffen – Band 29

Joachim Starbatty (Hrsg.)
Europäische Integration:
Wieviel Wettbewerb – Wieviel Bürokratie?
Kongress Innsbruck 1989 · Essen 1990 – vergriffen – Band 30

Günter Nötzold (Hrsg.)
Die Stunde der Ökonomen – Prioritäten nach der Wahl in der DDR
und die Zukunft der europäischen Wirtschaftsbeziehungen
Symposium Leipzig 1990 · Essen 1990 – vergriffen – Band 31

Klaus J. Hopt (Hrsg.)
Europäische Integration als Herausforderung des Rechts: Mehr Marktrecht – weniger Einzelgesetze
Kongress Berlin 1990 · Essen 1991 – vergriffen – Band 32

Werner Gumpel (Hrsg.)
Sowjetunion – was nun? Zwischenbilanz und Perspektiven einer neuen politischen Ordnung in Ost- und Südosteuropa
Symposium München 1991 · Essen 1991 – vergriffen – Band 33

Reiner Kunze
Das unersetzbare Gedicht. Eine Anthologie, herausgegeben in Form eines Vortrags
Kurt Masur
Mensch und Musik
Hanns Martin Schleyer-Preise 1990 und 1991, Dresden
Essen 1991 – vergriffen – Band 34

Michael Zöller (Hrsg.)
Europäische Integration als Herausforderung der Kultur: Pluralismus der Kulturen oder Einheit der Bürokratien?
Kongress Erfurt 1991 · Essen 1992 – vergriffen – Band 35

Eine neue deutsche Interessenlage?
Vortrag und Diskussionsbeiträge v. Arnulf Baring u. a.
Forum Stuttgart 1992 · Köln 1992 – vergriffen – Band 36

Gerhard Prosi und Christian Watrin (Hrsg.)
Dynamik des Weltmarktes – Schlankheitskur für den Staat?
Kongress Innsbruck 1992 · Köln 1993 – vergriffen – Band 37

Friedhelm Hilterhaus und Michael Zöller (Hrsg.)
Kirche als Heilsgemeinschaft – Staat als Rechtsgemeinschaft: Welche Bindungen akzeptiert das moderne Bewußtsein?
Symposium Weimar 1992 · Köln 1993 – vergriffen – Band 38

Birgit Breuel
Aus persönlicher Erfahrung erwächst Zuversicht – Privatisierung in Ostdeutschland
Franz König
Christentum und Islam
Hanns Martin Schleyer-Preise 1992 und 1993, Stuttgart
Essen 1993 – vergriffen – Band 39

Rupert Scholz (Hrsg.)
Deutschland auf dem Weg in die Europäische Union: Wieviel Eurozentralismus – Wieviel Subsidiarität?
Kongress Essen 1993 · Köln 1994 – vergriffen – Band 40

Arnulf Baring und Rupert Scholz (Hrsg.)
Eine neue deutsche Interessenlage?
Koordinaten deutscher Politik jenseits von
Nationalismus und Moralismus
Symposium Berlin 1993 · Köln 1994 – vergriffen – Band 41

Friedhelm Hilterhaus und Werner Kaltefleiter (Hrsg.)
Deutschland: Zwischen Reformbedürftigkeit
und Reformfähigkeit. Neue Soliditätsbasis, neue
Wettbewerbsstärke – Prioritätenwechsel
in der Politik: Wo ansetzen, wie umsetzen?
Symposium 1994 · Köln 1994 – vergriffen – Band 42

Andrej Gurkow und Valentin Zapevalov (Hrsg.)
Rußland auf dem Weg zur Neuformierung von
Interessen, Macht und Strukturen – Lage und
Perspektiven aus der Sicht „neuer" Russen
Symposium Berlin 1994 · Köln 1995 – vergriffen – Band 43

Hermann Lübbe
Die Freiheit, die Wohlfahrt und die Moral
Bernd Rüthers
Sprache und Recht
Hanns Martin Schleyer-Preise 1994 und 1995, Stuttgart
Köln 1995 – vergriffen – Band 44

Gerhard Prosi und Christian Watrin (Hrsg.)
Gesundung der Staatsfinanzen –
Wege aus der blockierten Gesellschaft
Kongress Innsbruck 1995 · Köln 1995 – vergriffen – Band 45

Friedhelm Hilterhaus und Rupert Scholz (Hrsg.)
Medienentwicklung: Von der Selektion der
Anbieter zur Selektion der Bürger –
Individualisierung der Nachfrage als
Gefährdung der kulturellen Integration?
Symposium Berlin 1995 · Köln 1996 – vergriffen – Band 46

Rupert Scholz (Hrsg.)
Europäische Integration – schon eine „Union des Rechts"?
Zwischen Erfolgsbilanz und Balanceverlust
Kongress Essen 1996 · Köln 1996 – vergriffen – Band 47

Hermann Rappe
Soziale Marktwirtschaft –
unsere gemeinsame Grundlage
Ernst Joachim Mestmäcker
Risse im europäischen Contrat Social
Hanns Martin Schleyer-Preise 1996 und 1997, Stuttgart
Köln 1997 – vergriffen – Band 48

Michael Zöller (Hrsg.)
Informationsgesellschaft – von der organisierten Geborgenheit zur unerwarteten Selbständigkeit?
Kongress Essen 1997 · Köln 1997 – vergriffen – Band 49

GEDENKVERANSTALTUNG
Aus Anlass der 20. Wiederkehr des Todestages von Hanns Martin Schleyer
Stuttgart 1997 · Köln 1998 – vergriffen – Band 50

Friedhelm Hilterhaus und Rupert Scholz (Hrsg.)
Rechtsstaat – Finanzverfassung – Globalisierung Neue Balance zwischen Staat und Bürger
Symposium Berlin 1997 · Köln 1998 – vergriffen – Band 51

Christian Smekal und Joachim Starbatty (Hrsg.)
Der Aufbruch ist möglich: Standorte und Arbeitswelten zwischen Globalisierung und Regulierungsdickicht. Mittelstand und „neue Selbständigkeit" als Innovationskräfte im Strukturwandel?
Kongress Innsbruck 1998 · Köln 1998 – vergriffen – Band 52

Reinhard Mohn
Auf dem Wege vom Obrigkeitsstaat zur Bürgergesellschaft
Elisabeth Noelle-Neumann
Zauber der Freiheit
Hanns Martin Schleyer-Preise 1998 und 1999, Stuttgart
Köln 1999 – vergriffen – Band 53

Rupert Scholz (Hrsg.)
Europa als Union des Rechts – eine notwendige Zwischenbilanz im Prozess der Vertiefung und Erweiterung
Kongress Leipzig 1999 · Köln 1999 – vergriffen – Band 54

Michael Zöller (Hrsg.)
Vom Betreuungsstaat zur Bürgergesellschaft – Kann die Gesellschaft sich selbst regeln und erneuern?
Symposium Köln 2000 · Köln 2000 – vergriffen – Band 55

Arnulf Melzer und Gerhard Casper (Hrsg.)
Wie gestaltet man Spitzenuniversitäten? – Antworten auf internationale Herausforderungen
Symposium München 2001 · Köln 2001 Band 56

Paul Kirchhof
Weltweites Handeln und individuelle Verantwortung
Helmuth Rilling
Musik – Brücke zwischen Menschen
Hanns Martin Schleyer-Preise 2000 und 2001, Stuttgart
Köln 2001 – vergriffen – Band 57

Christian Smekal und Joachim Starbatty (Hrsg.)
Old and New Economy auf dem Weg in eine innovative Symbiose?
Dominanz der Prozesse – Flexibilität der Strukturen –
Konstanz der ökonomischen Grundregeln
Kongress Innsbruck 2001 · Köln 2001 – vergriffen – Band 58

Jürgen Mlynek (Hrsg.)
Die Zukunft der Hochschulfinanzierung –
qualitäts- und wettbewerbsfördernde Impulse
Symposium Berlin 2002 · Köln 2002 Band 59

Rupert Scholz (Hrsg.)
Europa der Bürger? Nach der Euro-Einführung
und vor der EU-Erweiterung – Zwischenbilanz und Perspektiven
Kongress, Essen 2002 · Köln 2002 – vergriffen – Band 60

Joachim Fest,
Geschichte und Geschichtsschreibung
Hans Peter Stihl
Die Verantwortung von Wirtschaftsverbänden
in einem freiheitlich verfassten Staat
Hanns Martin Schleyer-Preise 2002 und 2003, Stuttgart · Köln 2003 – vergriffen – Band 61

Arnulf Melzer (Hrsg.)
Gesundheit fördern – Krankheit heilen
Neue Wege im Zusammenwirken von
Naturwissenschaft – Medizin – Technik
Kongress, München 2003 · Köln 2003 – vergriffen – Band 62

Jürgen Mlynek (Hrsg.)
„Und sie bewegt sich doch!"
Universität heute: Zwischen Bewährtem und Veränderungsdruck –
Finanznot und Wettbewerb als Chancen für Innovation?
Symposium, Berlin 2004 · Köln 2004 Band 63

Tassilo Küpper (Hrsg.)
Demographischer Wandel als Innovationsquelle für
Wirtschaft und Gesellschaft
Forum, Köln 2004 · Köln 2004 – vergriffen – Band 64

Bernd Huber (Hrsg.)
Humboldt neu denken – Qualität und Effizienz der ‚neuen' Universitas:
Notwendigkeiten, Wege und Grenzen der Profilierung im Spiegel
nationaler und internationaler Herausforderungen
Symposium, München 2005 · Köln 2005 Band 65

Meinhard Miegel
Wachstum, Wohlstand, Beschäftigung – ein Gleichklang?
Hubert Markl
Freiheit und Verantwortung
Hanns Martin Schleyer-Preise 2004 und 2005, Stuttgart · Köln 2005 Band 66

Ulrich Blum und Joachim Starbatty (Hrsg.)
Globale Wirtschaft – nationale Verantwortung:
Wege aus dem Druckkessel
Kongress, Berlin 2005 · Köln 2005 – vergriffen – Band 67

Horst Michna, Peter Oberender, Joachim Schultze und Jürgen Wolf (Hrsg.)
„... und ein langes gesundes Leben" – Prävention auf dem Prüfstand:
Wieviel organisierte Gesundheit – wieviel Eigenverantwortung?
Kongress, Köln 2006 · Köln 2006 Band 68

Herrmann Lübbe
Gemeinwohl und Bürgerinteressen. Über die abnehmende
politische Repräsentanz des Common Sense.
Friedwart Bruckhaus Förderpreise – Forum Berlin 2006 · Köln 2007 Band 69

Dr. Klaus von Dohnanyi
Vielfalt oder Gleichheit? – Zur politischen Kultur Deutschlands
Günter de Bruyn
Über erträumte und gelebte Freiheit
Hanns Martin Schleyer-Preise 2006 und 2007, Stuttgart · Köln 2007 Band 70

Dieter Lenzen (Hrsg.)
Going Global: Die Universitäten vor neuen nationalen
und internationalen Herausforderungen
Symposium, Berlin 2007 · Köln 2007 Band 71

Wolfgang Bruncken und Barbara Frenz (Hrsg.)
Die Freiheit ist stärker – Bleibende Verantwortung für Staat und Bürger
Gedenkveranstaltung, Berlin 2007 · Köln 2008 Band 72

Axel Freimuth (Hrsg.)
Bildung ohne Grenzen – Die Zukunftsfähigkeit Deutschlands
in der Globalisierung
Forum, Köln 2007 · Köln 2008 – vergriffen – Band 73

Clemens Fuest, Martin Nettesheim und Rupert Scholz (Hrsg.)
Lissabon-Vertrag: Sind die Weichen richtig gestellt? – Recht und Politik
der Europäischen Union als Voraussetzung für wirtschaftliche Dynamik
Kongress, Berlin 2008 · Köln 2008 – vergriffen – Band 74

Wolfgang A. Herrmann
Wissenschaft „Made in Germany" – Zehn Jahre Hochschulreformen:
Wie die deutschen Universitäten ihre Zukunft gestalten
Symposium, München 2009 · Köln 2009 Band 75

Joachim Milberg
Vertrauen und Zukunft – Zum Innovationsklima in Deutschland
Helmut Kohl
Ich habe einen Freund verloren
Hanns Martin Schleyer-Preise 2008 und 2009, Stuttgart • Köln 2009 Band 76

Christian Calliess und Karl-Heinz Paqué (Hrsg.)
Deutschland in der Europäischen Union im kommenden Jahrzehnt – Kreativität und Innovationskraft: Neue Impulse für Staat, Markt und Zivilgesellschaft
Kongress, Dresden 2010 • Köln 2010 Band 77

Wolfgang A. Herrmann (Hrsg.)
Talente entdecken – Talente fördern: Bildung und Ausbildung an den Hochschulen in Deutschland
Symposium, München 2011 • Köln 2011 – vergriffen – Band 78

Jean-Claude Juncker
Wir brauchen Europa
Jürgen F. Strube
Das Geheimnis der Freiheit ist der Mut
Hanns Martin Schleyer-Preise 2010 und 2011, Stuttgart • Köln 2011 – vergriffen – Band 79

Karl Max Einhäupl (Hrsg.)
Chancen und Grenzen (in) der Medizin
Kongress, Berlin 2011 • Köln 2012 Band 80

Bernd Huber und Jürgen Mlynek (Hrsg.)
Strategische Partnerschaften in der deutschen Wissenschaftslandschaft: Neue Formen der Zusammenarbeit zwischen Universitäten und außeruniversitären Forschungseinrichtungen
Symposium, Berlin 2012 • Köln 2012 Band 81

Gunther Schnabl und Rupert Scholz (Hrsg.)
Aufgeschlossen für Wandel – verankert in gemeinsamen Grundwerten: Demokratie und Wirtschaft in Deutschland und in der Europäischen Union
Kongress, Leipzig 2012 • Köln 2013 Band 82

Helmut Schmidt
Gewissensentscheidung im Konflikt
Helmut Maucher
Aktuelle und zukünftige Herausforderungen für die Unternehmensführung
Hanns Martin Schleyer-Preise 2012 und 2013, Stuttgart • Köln 2013 Band 83

Werner Müller-Esterl (Hrsg.)
Die autonome Universität – ein Erfolgsmodell?
Symposium, Frankfurt am Main 2013 • Köln 2014 Band 84

Bernhard Eitel und Jürgen Mlynek (Hrsg.)
Führen(d) in der Wissenschaft – Sind Erfolge in der Wissenschaft auch eine Frage von Führung?
Symposium, Berlin 2014 • Berlin 2014 Band 85

Marianne Birthler
Von Deutschland nach Deutschland: Das letzte Jahr der DDR
Udo Di Fabio
Wankender Westen – Über die Grundlagen der freien Gesellschaft
Hanns Martin Schleyer-Preise 2014 und 2015, Stuttgart • Berlin 2015 Band 86

Bernd Huber (Hrsg.)
Die Universität der Zukunft
Symposium, München 2015 • Berlin 2016 Band 87

Karl Max Einhäupl (Hrsg.)
Medizin 4.0 –Zur Zukunft der Medizin in der digitalisierten Welt
Kongress, Berlin 2016 • Berlin 2017 Band 88

Wolfgang A. Herrmann (Hrsg.)
Wissenschaft als Beruf und Berufung
Symposium, Berlin 2017 • Berlin 2017 Band 89

Wolfgang Schäuble
Die offene Gesellschaft und ihre Freunde
Nicola Leibinger-Kammüller
Wirtschaft und Gesellschaft. Eine Momentaufnahme
Hanns Martin Schleyer-Preise 2016 und 2017, Stuttgart • Berlin 2017 Band 90

Barbara Frenz (Hrsg.)
Aus Anlass des 40. Todestages von Hanns Martin Schleyer
zum Gedenken und Nachdenken:
Die Freiheit verteidigen, die Demokratie stärken –
eine bleibende Herausforderung
Gedenkveranstaltung gemeinsam mit dem Bundespräsidenten,
Schloss Bellevue, Berlin 2017 • Berlin 2018 Band 91

Barbara Frenz, Peter M. Huber, Andreas Rödder (Hrsg.)
Die Freiheit verteidigen, die Demokratie stärken –
eine bleibende Herausforderung
Gedenksymposium, Berlin 2017 • Berlin 2018 Band 92

Clemens Fuest (Hrsg.)
Europa neu (er)finden im digitalen Zeitalter? –
Freiheit, Wohlstand und europäische Integration
Kongress, Berlin 2019 • Berlin 2019 Band 93

Barbara Frenz, Joybrato Mukherjee, Werner Seeger, Wolfgang Weidner (Hrsg.)
Hochschulmedizin auf dem Prüfstand
Symposium, Berlin 2019 • Berlin 2020 Band 94

Clemens Fuest
Populistische versus freiheitliche Wirtschaftspolitik im 21. Jahrhundert
Timothy Garton Ash
Zivilcourage und Toleranz im heutigen Europa
Hanns Martin Schleyer-Preise 2018 und 2019, Stuttgart • Berlin 2019 Band 95

Axel Freimuth, Barbara Frenz (Hrsg.)
Zukunft der universitären Lehre
Symposium, Köln 2019 • Berlin 2020 Band 96

HANNS MARTIN
SCHLEYER-STIFTUNG
FREIHEIT DEMOKRATIE SOZIALE MARKTWIRTSCHAFT

ISBN: 978-3-947526-03-1